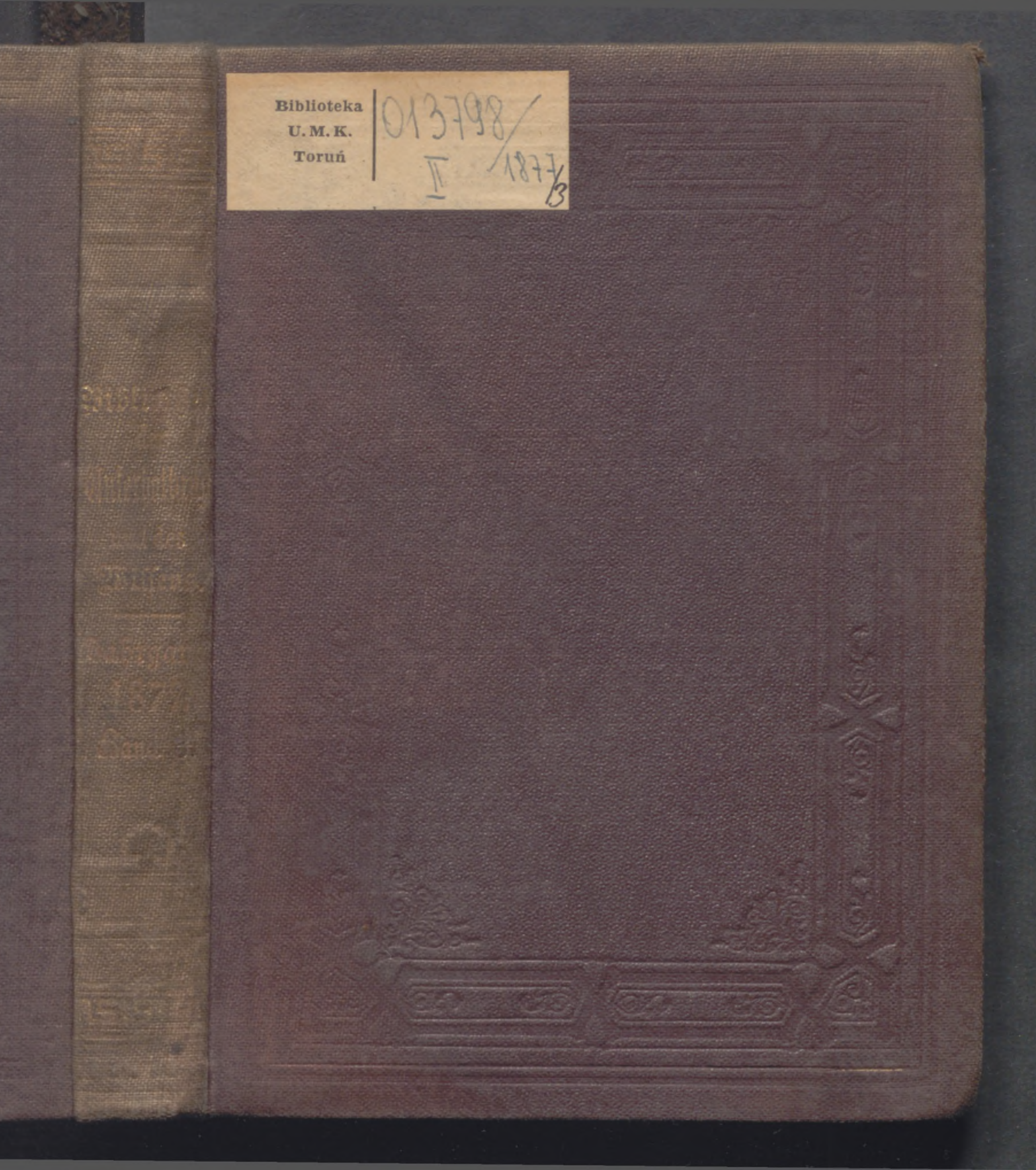
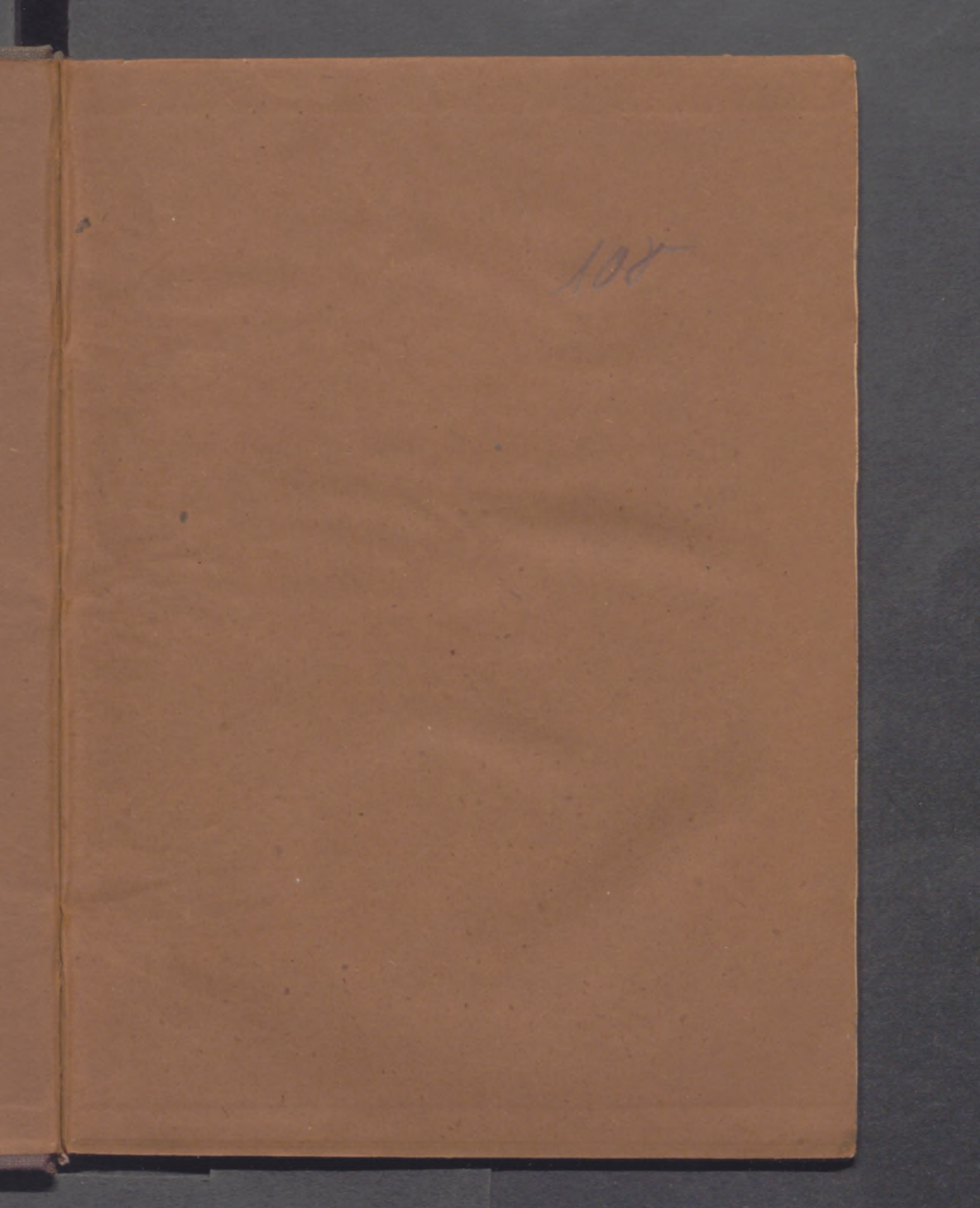


Biblioteka
U.M.K.
Toruń


108

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1877.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Stürmische Wogen. Roman von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung.) 5

Die blinde Geigerin. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von W. Passauer 121

Charlatane und Marktschreier. Von L. Heimann 202

Eine deutsche Ansiedelung in Arkansas. Reisebild aus Amerika von Friedrich Zimmermann . 222

Das Hofleben in den Tuilerieen unter dem Zweiten Kaiserreiche. Historische Skizze von Otfrid Mylius 245

Schmetterlinge des Meeres. Ein Bild aus dem Thierleben. Von Dr. Karl Müller 265

Die Coca als Heilmittel. Ein Wink zur Gesundheitspflege. Von Dr. A. Rogenstein 274

Mannigfaltiges:

Renaissance und Rococo 283

Ein Krönungs-Esel 284

Der Lorbeerbaum 285

Zwei Hutgeschichten von Karl II. von England . 285

Flachs und Hanf 286

Ein Zug Peters des Großen 287

Patrone und Klienten 288

Königliches Kompliment 288

Stürmische Wogen.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Glauben Sie wirklich, daß Geduld dazu erforderlich gewesen wäre, Ihren fesselnden Erzählungen zuzuhören?" warf Bertha artig ein.

„Ja, gnädige Frau!" rief Echten. „Was kümmert Sie das Leben eines alten Seemannes, den das Geschick unstät umhergeworfen hat, denn Sie vermögen doch nicht zu begreifen, wie man auf dem Schiffe zu einem mürrischen Egoisten wird. Mit den Matrosen kann man nicht verkehren, denn sie sind zu roh und ungebildet, man zieht sich deshalb in seine Kajüte zurück. Wird man auf das Deck gerufen, dann ist meistens ein Sturm im Anzuge und es gilt, sich gegen die gewaltigen Kräfte der Natur aufzuraffen und ihnen Trotz zu bieten. Da gibt es für den Kapitän kein anderes Streben, als das, das Schiff zu erhalten, denn davon hängt das Wohl Aller ab, er darf selbst auf ein einzelnes Leben nicht Rücksicht nehmen, wenn das Leben Aller dies verlangt."

„Können solche Fälle wirklich vorkommen?“ warf Thekla ein.

„Sie kommen vor, doch gottlob nur selten,“ gab Echten zur Antwort. „Ich werde Ihnen einen solchen Fall erzählen, an den ich selbst heute, nach langen Jahren, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl denke. Ich befand mich im indischen Meere, Tage lang hatten wir das prächtigste Wetter und einen wenn auch schwachen, doch günstigen Wind gehabt. Plötzlich überraschte uns ein Sturm, der in den südlichen Breiten oft mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und einer erschreckenden Heftigkeit losbricht. Es traf Niemand ein Vorwurf, daß wir nicht darauf vorbereitet waren. Als ich die ersten Zeichen desselben wahrnahm, ließ ich sofort alle Kräfte aufbieten, um seiner Gewalt vorzubeugen, er kam jedoch schneller als wir erwarteten, eher als wir die nöthigen Vorbereitungen beenden konnten. Es war ein Orkan, und die Gefahr, die er für das Schiff und unser Aller Leben brachte, verhehlte ich mir keinen Augenblick; es galt zu retten, so viel zu retten war. Ein Segel war noch nicht eingezogen, der Sturm erfaßte es mit all' seiner Gewalt, und dem ganzen Schiffe drohte dadurch die größte Gefahr. Ich befahl zwei Matrosen dasselbe einzuziehen, sie zögerten, sie weigerten sich, denn die größte Lebensgefahr war damit verbunden, ich wußte dies wohl und doch war es nothwendig, das Geschick des Schiffes hing davon ab. Ich wiederholte meinen Befehl, sie weigerten sich, ich drohte sie niederzuschießen, wenn sie nicht gehorchen würden, die Gefahr schreckte sie; da schoß ich mit meinem Revolver eine Kugel dicht über ihren Köpfen hin, und nun

endlich führten sie meinen Befehl aus, sie kletterten empor trotz Sturm und Wogen und es gelang ihnen, das Segel einzuziehen und das Schiff dadurch zu retten."

„Und sie kamen ohne Schaden davon?" fragte Thekla.

„Nein," entgegnete Echten ernst. „Das Schiff war nicht mehr als ein Spielball des erregten Meeres, die empörten Wogen schlugen bis zu den Masten empor, und — eine Woge riß sie Beide fort!"

„Und Sie haben nichts gethan, um sie zu retten?" warf Thekla ein.

„Fräulein, Sie wissen nicht, was ein Sturm auf der See ist," entgegnete Echten. „Dieselbe Woge erfaßte auch mich und die Anderen, sie drohte uns Alle fortzureißen, mit dem Aufgebote aller Kräfte mußten wir uns am Schiffe festklammern, ich hatte mich sogar festbinden lassen, um nicht fortgerissen zu werden — und als die Woge vorüber war und wir empor blickten, da waren die beiden Unglücklichen verschwunden. Wer wußte, wo sie mit dem Tode rangen, der Sturm trieb das Schiff mit rasender Gewalt weiter, jeder Versuch zur Rettung wäre ein Wahnsinn gewesen, der mit voller Gewißheit neue Opfer verlangt hätte."

„Und die beiden Unglücklichen waren rettungslos verloren?" fragte Thekla.

„Ich habe von ihnen nie wieder etwas gehört."

„Und Sie wußten, daß die beiden Unglücklichen verloren waren, als Sie ihnen den Befehl gaben?"

„Ich wußte es so gut wie gewiß."

„Dann würde ich sie nimmermehr dazu getrieben haben."

„Fräulein, ein gütiges Geschick möge Sie vor der Ent-

scheidung bewahren, die Sie zwingt, zwei Leben freiwillig zu opfern, um zwanzig zu erhalten," gab Echten zur Antwort. „Der Entschluß ist in dem Augenblicke der Gefahr nicht so schwer, denn man hat keine Zeit, zu prüfen, da von wenigen Minuten Alles abhängt, aber hinterher regt sich eine Stimme in uns, die Niemand hört und die doch so laut fragt, und dann muß man ruhig und fest antworten können: ich habe gethan, was meine Pflicht erforderte."

„Ich würde mich lieber selbst geopfert haben," rief Thekla.

„Um das Leben Derjenigen, welches mir anvertraut war, um so sicherer zu vernichten," entgegnete Echten ruhig. „Wer hätte das Schiff ferner durch die ihm drohenden Gefahren führen sollen? Fräulein, sich selbst zu opfern ist nicht so schwer, wenn dazu nur ein Augenblick der Erregung und Begeisterung nöthig ist, unendlich schwerer ist es, in dem Augenblicke der Gefahr Alles, selbst den Gedanken an das eigene Leben zurückzudrängen, um mit Ruhe und Entschiedenheit seine Pflicht zu thun. Man muß dem Herzen jeden Einspruch versagen, wo der Kopf ganz allein zu entscheiden hat. Dies ist nicht leicht und man lernt es nur durch das Leben."

„Ich gebe Ihnen Recht," bemerkte Bertha. „Wir Frauen werden dies vielleicht nie recht begreifen, weil bei uns stets das Herz mitspricht; ich glaube nicht, daß ich in einer ähnlichen Lage richtig handeln würde, aber ich erkenne gern das geistige Uebergewicht des Mannes an. Im Augenblicke der Gefahr verlieren wir Frauen leichter den Kopf, die Männer leichter das Herz, ich gebe Ihnen indessen Recht, denn in solchen Augenblicken muß der Kopf entscheiden."

„Ich danke Ihnen für diese Worte," sprach Echten, sich erhebend. „Sehen Sie, ich habe diesen Fall öfter Männern erzählt, sie Alle gaben mir bereitwillig zu, daß ich meine Pflicht gethan habe, welchen Kampf mich aber dies gekostet hat, begriff Keiner. Nun zürnen Sie mir nicht, weil ich Ihnen einige Stunden geraubt habe, Sie ahnen nicht, wie schwer eine solche gemüthvolle Unterhaltung in dem Leben eines allein und fast verlassen dastehenden Mannes wiegt, und wenn Sie mir eine Gnade erweisen wollen, dann gestatten Sie mir, daß ich bald wiederkehre, wenn mein Freund Grambkow zurück gekommen ist."

Bertha erwiederte, daß er stets willkommen sein werde.

„Sie schweigen auf meine Bitte, Fräulein," wandte er sich an Thekla.

„Meine Mutter hat auch für mich mitgesprochen," erwiederte die Gefragte, leicht erröthend. Sie nahm an dem Kapitän kein Interesse weiter, allein seine Unterhaltung hatte ihr gefallen, dieselbe hatte in ihr einförmiges, stilles Leben doch einige Zerstreuung gebracht. Die Stunden waren auch ihr schnell dahin geflossen, da des Kapitäns Erzählungen ihr eine ganz neue Welt erschlossen hatten.

Echten entfernte sich und nahm die Gewißheit mit sich, daß er nicht einen ungünstigen Eindruck hinterließ. Und dem war in der That so. Bertha hatte gehört, daß er ein sehr schroffer und roher Charakter sei, der seine Arbeiter fast wie Sklaven behandle, und nun sie ihn kennen gelernt hatte, war er ihr als ein ganz Anderer erschienen.

„Er kann nicht so hart und schroff sein, wie er hier allgemein gilt," sprach sie zu ihren Töchtern. „Weshalb

sollte er sich uns gegenüber so sehr verstellen, nach seinen Ansichten ist er ein Mann, der streng in der Erfüllung seiner Pflicht ist und sein Herz nie ganz verleugnet."

„Er erzählt interessant," entgegnete Thekla, deren Gedanken sich nicht weiter mit dem Kapitän beschäftigten. Sie eilten zu ihrem Geliebten und die frische, feurige Jugend desselben hatte in der That mehr Gewinnendes.

Bertha schwieg. Ein Umstand machte sie in ihrer Ansicht wieder schwankend, das Lob, welches Grambkow dem Kapitän ertheilte. Und hatte dieser nicht selbst ihren Mann als seinen Freund bezeichnet? Des Kapitäns Auge blickte zu scharf, um Grambkow's Schwächen und Leidenschaften nicht zu erkennen, und wenn er sie kannte, konnte er ihn dann noch seinen Freund nennen? Sie sagte sich, daß es zwischen Freunden, bei aller Verschiedenheit der Charaktere, doch gewisse gleiche Punkte der Grundsätze und Lebensanschauungen geben müsse, und wenn er die Grundsätze ihres Mannes theilte, dann — dann konnte sie ihn nicht achten.

Sie bat Thekla und Armgart, sie zu verlassen und in das Haus zu gehen, weil sie allein zu sein wünschte. Sie wollte die Gedanken, welche sich ihr aufgedrängt hatten, ungestört verfolgen und prüfen. Hatte den Kapitän wirklich nur das Verlangen nach einer gemüthvollen Unterhaltung zu ihr getrieben? Nach seinen Worten konnte sie nicht zweifeln, sein zurückhaltendes Wesen hatte dies bestätigt, und doch schien es seinem Charakter zu widersprechen.

Ihr unbefangenes Auge fand keine Lösung, und um sich von diesen Gedanken loszureißen, schritt sie durch den Park hin und begab sich dann in das Haus zu ihren Töchtern.

Grambkow kehrte erst am folgenden Tage zurück. Seine Frau und Töchter kaum begrüßend, begab er sich zu seiner Mutter, mit der er eine längere Unterredung hatte.

Erst am Abendtische traf er mit Bertha zusammen. Es lag in seinem Wesen etwas Befangenes, mehr als einmal glitt sein Auge halb prüfend und halb trotzig über sie hin, und erst als er sich von ihrer völligen Ruhe überzeugt hatte, schien auch er ruhiger zu werden. Er vermuthete, daß Edwin seiner Mutter die Aufhebung seiner Verlobung geschrieben habe und wenn schon er seiner Frau gegenüber rücksichtslos und tyrannisch war, so berührte es ihn doch peinlich, daß sie eine solche Waffe gegen ihn erhielt.

Erst als Bertha ihm den Besuch des Kapitäns erzählte, schwand jede Besorgniß bei ihm.

„Haha! Er ist schon wieder hier gewesen!“ rief er lachend, während sein Auge über Thekla hinglitt. „Es ist mir lieb, denn Echten ist ein prächtiger Mann. Ich hoffe, Du wirst ihn freundlich aufgenommen haben.“

„Weshalb sollte ich dies nicht thun?“ warf Bertha ganz unbefangen ein. „Er hat uns von seiner Jugend und Vergangenheit erzählt und aus seinen Erzählungen ist er mir ganz anders erschienen, als mir sein Charakter bisher geschildert ist.“

„Nicht wahr?“ rief Grambkow mit einer Freundlichkeit, welche den Seinigen am meisten auffallen mußte. „Er ist ein prächtiger Mann, ich kenne ihn. Als ich das letzte Mal bei ihm war, sagte er offen zu mir: ‚Major, wir müssen Freunde sein,‘ und er hielt mir die Hand entgegen. Ich schlug ein und weiß, daß es eine brave Hand

ist, die er mir bot! Er ist etwas schroff in seinem Wesen, das hat sein Beruf verschuldet, ein Kapitän, der den größten Theil seines Lebens auf dem Meere schwimmt, kann sich den Kukuk viel um den Ton und die Thorheiten der feinen Gesellschaft bekümmern, es geht ihm wie einem alten Soldaten, der auch seinen eigenen Weg einschlägt, aber sein Herz ist gut und sein Charakter brav. Ich liebe ihn!"

Dieses Lob ihres Mannes machte Bertha stutzig.

Grambkow bemerkte dies nicht oder wollte es nicht bemerken.

„Haha! Ich werde ihm indessen Vorwürfe machen, weil er Euch stets besucht, wenn ich nicht daheim bin," fuhr er lachend und scherzend fort, „ich werde ihm sagen, daß ich eifersüchtig bin, das wird einen köstlichen Spaß geben!"

„Ich bitte Dich, unterlaß' einen solchen Scherz lieber," fiel Bertha ernst ein.

„Weshalb?" fragte Grambkow aufblickend.

„Weil er zu Mißverständnissen führen könnte. Du würdest mich wenigstens dadurch zwingen, mich mit Thekla und Armgart zu entfernen, wenn er wieder käme."

Es lag durchaus nicht in der Absicht des Majors, mit seiner Frau über den Kapitän in Uneinigkeit zu gerathen, er wünschte sogar, die günstige Meinung, die sie von ihm gefaßt hatte, noch zu erhöhen.

„Ich glaube nicht, daß er meinen Scherz mißverstehen würde," entgegnete er, „ich werde ihn indessen unterlassen, da Du dies wünschest. Echten ist ein so liebenswürdiger Nachbar, daß man Alles vermeiden muß, was ihn möglicher Weise unangenehm berühren könnte. Er muß enorm

reich sein! Heute erst habe ich wieder erfahren, daß er gestern Morgen ein paar neue Pferde gekauft und mehrere tausend Thaler dafür gegeben hat, die Thiere sollen herrlich sein; und bei all seinem Reichthum ist er bescheiden und einfach, er spricht nie von seinem Vermögen."

„Um dies zu thun, ist er wohl zu gebildet!" bemerkte Bertha.

„Ja, er ist sehr gebildet. Haha! In seinem Zimmer ist eine ganze Wand mit Büchern bedeckt, ich fragte ihn, was er damit mache, da versicherte er, daß er fleißig darin lese. Er hat diese närrische Laune aus seiner Seemannszeit, in der die Langeweile ihn dazu getrieben, beibehalten, ich denke indessen, auch hievon wird die Zeit ihn heilen, denn ein Mann, der so reich ist, kann sich andere und bessere Unterhaltung verschaffen."

„Gibt es bessere?" fragte Armgart, die sehr gern las und der ein gutes Buch die liebste Unterhaltung gewährte.

Grambkow lachte über diese Frage.

„Natürlich!" rief er. „Und zumal für einen Mann! Ich habe in meinem ganzen Leben, meine Schulzeit eingerechnet, nicht zehn Bücher gelesen, ein Gelehrter ist freilich nicht aus mir geworden, allein ich kenne das Leben und das ist mehr werth als alle Bücherweisheit!"

„Diejenigen, welche Bücher schreiben, legen doch ihre eigenen Lebenserfahrungen darin nieder," warf Armgart ein.

„Fehlgeschossen!" fuhr der Major fort. „Die Gelehrten haben gar keine Lebenserfahrung, weil sie ruhig auf ihrer Studirstube sitzen bleiben, haha! und diejenigen Menschen, welche das Leben richtig kennen gelernt haben, können

gewöhnlich nicht schreiben. Die Bücher, welche Du liest, enthalten nichts als Thorheit!"

Bertha gab ihrer Tochter ein Zeichen mit den Augen, das Gespräch nicht fortzusetzen, sie wollte derselben nicht den Traum und den Glauben der Jugend vernichten lassen, denn sie wußte nur zu gut, was Grambkow unter dem Leben verstand: wüste Vergnügungen und Ausschweifungen. Er verhöhnte die Poesie, weil er nie eine Ahnung davon gehabt hatte, er hielt alle Menschen für leichtsinnig und gewissenlos, weil er sie nach sich selbst beurtheilte. Es war ihr deshalb lieb, daß er sich, von der Reise ermüdet, bald auf sein Zimmer begab.

Schon am folgenden Morgen begab er sich wieder zum Kapitän, der ihn freundlich aufnahm.

„Sie kommen zwar nur zu mir, wenn Sie wissen, daß ich nicht daheim bin," rief er lachend, „ich will jedoch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, deshalb komme ich."

Echten schien sehr heiter gelaunt zu sein.

„Sie würden auch im Nachtheile dabei sein," entgegnete er scherzend. „Kämen Sie in meiner Abwesenheit, so würden Sie an eine verschlossene Thüre pochen, ich habe mich dagegen bei Ihrer Frau und Ihren Töchtern so gut amüsirt, daß ich Sie kaum vermißt habe."

„Kapitän, wenn ich nicht wirklich ein prächtiger Kerl wäre, so würden Ihre Worte mich ärgern," fuhr Grambkow heiter fort. „Ich kann Ihnen indessen nichts übel nehmen und bin Ihnen sogar zu Dank verpflichtet, daß Sie meiner lieben Frau und meinen Töchtern die Zeit vertrieben haben. Ich bedaure die Armen oft wirklich, denn

sie haben wenig Zerstreuung und selbst das bescheidenste Gemüth sehnt sich danach."

Echten hatte Wein bringen lassen und füllte die Gläser.

„Weshalb schaffen Sie ihnen nicht Zerstreuung und Vergnügen?" fragte er.

Grambkow leerte sein Glas und rückte etwas verlegen auf dem Stuhle hin und her.

„Kapitän, Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus!" entgegnete er. „Ich sehe Sie als meinen liebsten Freund an, deshalb darf ich auch ganz offen gegen Sie sein. Ich habe viel Pech in meinem Leben gehabt, das Glück hat sich nie daran erinnert, daß es einen Major v. Grambkow gibt — das Leben ist theuer — Vergnügungen kosten viel Geld — ich darf es offen sagen — meine Mittel reichen dazu nicht aus und ich bin zu ehrlich und zu gewissenhaft, um Schulden zu machen."

Ueber das Gesicht des Kapitäns glitt ein Lächeln hin.

„Glauben Sie nicht, daß es dem Herzen des Vaters wohl thun würde, wenn er seinen Kindern Freuden bereiten könnte?" fuhr Grambkow, dem Weine fleißig zusprechend, fort. „Wahrhaftig, ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich in dieser Beziehung ganz nach meinem Wunsche handeln könnte, es geht nicht, ich sage deshalb selbst zu mir: Grambkow, sei vernünftig und füge dich in das Unabwendbare, du liebst deine Kinder, daß du ihnen nicht mehr zu bieten im Stande bist, ist nicht deine Schuld, du mußt dir auch Manches versagen! Und meine Kinder grollen mir deßhalb nicht, sie lieben ihren Vater, denn ihr Herz ist gut."

„Ich habe Ihnen meine Hilfe angeboten, wenn Sie derselben bedürfen,“ unterbrach ihn Echten. „Sind Sie in Verlegenheit?“

Dem Major schoß das Blut in's Gesicht, er mußte sich zusammennehmen, um nicht zu verrathen, wie freudig es in ihm stürmte.

„Kapitän, Sie sind ein Ehrenmann!“ rief er aufspringend und Echten die Hand entgegenstreckend. „So spricht ein echter Freund zum Freunde! Und ich will Ihnen zeigen, daß ich das vollste Vertrauen zu Ihnen hege, indem ich Ihnen offen gestehe: ja, ich bin in Verlegenheit! Ich will Ihnen sagen, wodurch dies gekommen ist! . . .“

„Bedarf es dessen?“ fiel Echten ein. „Genügt es mir nicht, daß Sie mir sagen, Sie bedürfen meiner Hilfe? Ich bin früher auch wohl in ähnlicher Lage gewesen, man kann sogar sehr vermögend sein und hat doch augenblicklich keine Mittel zur Verfügung.“

Er trat an seinen Sekretär und reichte Grambkow ein Päckchen Banknoten.

„Dies wird Ihrer Verlegenheit abhelfen,“ sprach er lächelnd.

„Wie viel ist es? Geben Sie mir Papier, damit ich Ihnen den Empfang bescheinigen kann!“ rief der Major mit vor Freude leicht zitternder Stimme, denn ein Blick auf das Päckchen hatte ihm verrathen, daß die Summe nicht gering war. „In Geldsachen muß auch unter Freunden Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit herrschen, denn dies erhält die Freundschaft. Meine Freunde haben stets von mir gesagt: Der Grambkow ist ein ehrliches Haus. Mehr

als einmal habe ich zu ihnen gesagt: ‚Hier, ihr bekommt noch diese Summe von mir, die ihr mir geliehen habt!‘ Sie hatten es vergessen, sie bestritten es sogar, allein ich erwiederte ihnen: ‚Der Grambkow hat ein gutes Gedächtniß und vergißt nie, was er schuldig ist.‘“

„Wozu bedarf es deshalb einer Bescheinigung?“ warf Echten ein. „Setzen Sie sich wieder, lieber Freund. Sie trinken nicht! Schmeckt Ihnen diese Sorte nicht?“

„Ich habe nie einen besseren Wein getrunken!“ rief Grambkow, dessen Wangen sich bereits vom Wein geröthet hatten. „Ich bin immer mäßig gewesen, wenn schon ich offen bekenne, daß ich ein Glas guten Weines liebe — sehen Sie, wenn ich ein reicher Mann wäre, ein Millionär, dann würde ich nur diese Sorte trinken! Ah, welche Blume! Wie feurig und doch wie mild auf der Zunge! Ein solcher Wein kann den besten Mann verführen, Kapitän, wahrhaftig, ich bin stolz ein Deutscher zu sein, weil es einen solchen deutschen Wein gibt!“

„Dann trinken Sie auch,“ bemerkte Echten. „Ich habe Etwas mit Ihnen zu besprechen, bester Freund, es wird mir nicht leicht — mancherlei Bedenken sind in mir aufgestiegen — ich stehe nicht mehr in der Frische der Jugend, ich weiß, daß mein Wesen wenig Einschmeichelndes hat, der alte Seemann kommt immer wieder zum Vorschein, selbst wenn ich ihn verbergen will — kurz — kurz —“ er fuhr mit der Hand halb ungeduldig und halb verlegen durch das dichte, krause Haar, „kurz, ich liebe Ihre Tochter Thekla!“

Grambkow zuckte freudig empor, er mußte alle Kraft

zusammenraffen, um nicht zu verrathen, daß er dies bereits wußte.

„Unmöglich! Thekla, mein Kind!“ entgegnete er.

„„Hören Sie mich ruhig an,“ fuhr Echten fort. „Mein Leben ist ein bewegtes und oft stürmisches gewesen, so lange ich dem Meere angehörte, konnte ich nicht daran denken, mir ein Heim zu schaffen, denn ich gehörte dem Schiffe an, das ich leitete. Wohl stieg das Verlangen nach einem solchen Heim oft in mir auf, die starre Nothwendigkeit meines Berufes drängte es zurück und ich wurde alt darüber. Als ich mich hier ankaufte, glaubte ich, mein Herz werde keine Anforderungen mehr machen, es blieb auch ruhig, ganz ruhig, bis ich Ihre Tochter kennen lernte. Ich sah sie anfangs einige Male auf einem Spaziergange, ohne daß sie mich bemerkte, die Unschuld und Milde in ihren Zügen, die schwärmerische Tiefe ihrer Augen thaten es mir an. Ich suchte sie auf und Alles, was ich bis dahin nur flüchtig wahrgenommen hatte, fand ich bestätigt. Mein Herz schlug immer unruhiger, vergebens sucht mein Kopf es zu beherrschen, es versagt ihm den Gehorsam, es liebt Ihre Tochter zu innig, ich fühle, daß das Leben ohne sie für mich keinen Werth mehr hat und doch besitze ich nicht den Muth, ihr dies zu gestehen. Ich bin befangen, wenn ich in ihrer Nähe bin, Zweifel, ob sie mich lieben könne, steigen in mir auf, meine Lippen finden keine Worte — bester Freund, suchen Sie das Herz Ihrer Tochter zu erforschen, zu ergründen, ob es im Stande ist, mich zu lieben, ich habe nicht den Muth, sie zu fragen.“

Grambkow war nicht im Stande, sich länger zu

beherrschen, er sprang auf und schloß Echten in seine Arme.

„Sie machen mich glücklich!“ rief er mit feierlichem Tone. „Dies — dies hatte ich nicht erwartet und nicht einmal geahnt! Mit wirklicher inniger Freude begrüße ich Sie als meinen Schwiegersohn, ich weiß ja, daß Thekla nie einen besseren Mann bekommen kann und sie wird dankbar gegen Sie sein, denn ihr Herz ist gut, sie ist mein Lieblingskind, das mir nie, nie einen Aerger bereitet hat.“

„Und wenn sie mich nun nicht liebt?“ warf Echten ein, sich aus der Umarmung des Majors loswindend.

„Sie muß Sie lieben und sie wird es auch thun! Kapitän — haha! wenn ich ein Mädchen wäre, wahrhaftig, ich könnte Ihnen nicht widerstehen.“

„Ich bin trotzdem nicht ohne Besorgniß.“

„Sie können ruhig sein, ganz ruhig, Thekla wird die Ihrige, hier meine Hand darauf und mein Ehrenwort, was Grambkow verspricht, das hält er!“

„Können Sie Ihre Tochter zwingen?“

„Ja, ich werde sie zwingen — aber Thorheit, dies wird nicht nöthig sein, denn sie ist zu gut und zu vernünftig, als daß sie Ihren Werth nicht erkennen sollte!“

Echten war nicht so zuversichtlich.

„Verkennen Sie nicht ihre Jugend, und die Jugend hat andere Wünsche und Träume als wir,“ sprach er. „Ich verlange nicht ihren Besitz allein, sondern auch ihr Herz.“

„Beides — beides sollen Sie haben,“ unterbrach ihn Grambkow.

„Ich könnte ihr Vater sein, sie kennt mich vielleicht noch zu wenig, ich verlange auch nicht eine sofortige Entscheidung, sondern wünsche nur, daß Sie vorsichtig nachforschen, wie sie über mich denkt, ein Mädchenherz entscheidet sich meist schnell, gewöhnlich ist schon die erste Begegnung für dasselbe entscheidend, denn die Frauen fühlen das Richtige früher, als sie es erkennen und sich bewußt werden.“

„Echten, ich werde Ihren Wunsch gewissenhaft erfüllen, ich will vorsichtig, ganz vorsichtig nachforschen, allein ich kenne meine Tochter, ein Vater wird doch wahrhaftig sein eigenes Kind kennen, das er von Jugend an beobachtet hat, dessen ganze körperliche wie geistige Entwicklung unter seinen Augen stattgefunden hat. Ich will sehr vorsichtig sein, allein ich kann Ihnen schon jetzt mit voller Bestimmtheit sagen: sie wird die Ihrige! Kommen Sie, diese Freude, diese unerwartete Ueberraschung müssen wir feiern! Wahrhaftig, ich hatte keine Ahnung davon und wenn Sie mir plötzlich gesagt hätten, daß Sie mein Bruder wären, so hätte mich das nicht mehr überraschen können! Kommen Sie, stoßen Sie an: auf Das, was wir Beide wünschen! — So, und nun geben Sie mir Ihre Hand! Der Grambkow ist immer ein lustiger Vogel gewesen, aber in ernsten Sachen ist er ernst und sein Wort ist so fest wie Eisen und Stahl!“

Die Gläser klangen an einander, Grambkow fühlte sich glücklich! Konnte er mehr wünschen, als einen so reichen Schwiegersohn, der so freigebig mit dem Gelde war und einen so vortrefflichen Wein führte? Er beschloß, diesem Weine oft, oft zuzusprechen.

„Wird Ihre Frau auch mit meinem Wunsche einverstanden sein?“ fragte Echten.

„Meine Frau?“ wiederholte der Major, der dem Weine bereits zu sehr sich hingegeben hatte und die Vorsicht vergaß. „Haha! Kapitän, Sie denken nicht daran, daß ich ein alter Soldat bin, der zu befehlen versteht. Wenn ich ihr meinen Willen sage, so ist das dasselbe, als wenn ich vor einer Kolonne stehe und „Achtung!“ kommandire! Da darf Niemand mit den Augen blinzeln, sonst fahre ich ihm wie ein Ungewitter über den Kopf, daß derselbe in drei Menschenaltern nicht wieder trocken wird! Ein alter Soldat verlangt unbedingten Gehorsam!“

„Ihre Frau ist aber kein Soldat!“ warf Echten ein.

„Haha! Nein, wahrhaftig nicht, aber sie muß gehorchen und sie wird es thun! Kann sie denn für ihre Tochter mehr wünschen? Kapitän, ich sollte es Ihnen eigentlich nicht sagen, aber Sie sind ein Schwerenöther und haben sich bereits in die Herzen eingeschlichen! Ich weiß es, ich weiß Alles, aber ich verzeihe Ihnen, weil Sie einen so prächtigen Wein haben! Nun lassen Sie mich heimkehren, sonst trinke ich Ihren ganzen Keller leer! Wahrhaftig!“

„Ich werde Sie heimfahren lassen,“ erwiederte Echten, der erkannte, daß der Major sich in einer Verfassung befand, in der die besten menschlichen Beine keine Zuverlässigkeit mehr besitzen.

„Nein, nein,“ wehrte Grambkow eifrig ab. „Der Wein ist herrlich, aber feurig, sehr feurig! Seien Sie unbesorgt, ich bringe meinen Körper wohlbehalten nach meinem Gute. Haha! Seien Sie mir nur beim Auslaufen behilflich, bin

ich erst auf hoher See, ich meine, auf freiem Felde, dann segle ich wie das beste Schiff!"

Echten erfaßte den Arm des halb Trunkenen und geleitete ihn aus dem Hause.

„Nun finde ich den Weg und wenn er direkt nach Amerika ginge!" rief Grambkow, als sie Echten's Besitzung verlassen hatten. „Ich besitze ein wunderbares Ortsgedächtniß, zumal wenn ich einige Glas Wein getrunken habe; mehr denn hundert Mal bin ich in meinem Leben bereits in die Irre gegangen, aber schließlich habe ich den rechten Weg immer wieder aufgefunden und bin zum Ziele gelangt! Nun leben Sie wohl, bester Freund, morgen komme ich wieder und bringe Ihnen Nachricht, und wenn Sie dann nicht zu mir sagen: ‚Grambkow, Sie sind ein Blitzkerl, so — so . . ."

Er beendete seine Worte nicht.

„Ich bitte Sie noch einmal, vorsichtig zu sein, es handelt sich um das Glück meines Lebens," bemerkte Echten.

„Kapitän, Sie sollen mit mir zufrieden sein!"

Mit diesen Worten entfernte Grambkow sich schwankenden Ganges.

Nicht ohne Besorgniß blickte Echten ihm nach. Vielleicht hatte er doch nicht klug gehandelt, diesem Manne sein Herz anzuvertrauen. Es war geschehen und er mußte den Erfolg abwarten.

10.

Während Grambkow im Walde, durch den sein Weg führte, unter einem Baume, an dessen Stamm er sich niedergelassen hatte, seinen Rausch ausschlief, empfing Bertha

einen Brief von Edwin. Voller Freude eröffnete sie denselben, da sie die Antwort auf ihre Mittheilung von Thekla's Verlobung erwartete, Edwin gab seiner Freude darüber auch mit einigen Worten Ausdruck, zugleich schrieb er aber auch über sein vernichtetes Glück, und wenn er auch kaum klagte, so klang sein tiefer Schmerz doch aus jedem Worte.

Erschreckt ließ sie den Brief sinken, Grambkow's Schuld erschien ihr so groß, daß sie dieselbe noch nicht zu fassen vermochte. Deshalb war er nach B. gereist, nun erst begriff sie sein halb verlegenes und scheues Benehmen nach seiner Rückkehr; das Bewußtsein seiner Schuld schien ihn gedrückt zu haben.

War es denn möglich, daß einem Vater das Glück seines Sohnes so wenig am Herzen lag? Sie wußte längst, daß ihr Mann seine Ehre völlig vergessen und begraben hatte, daß er kaum noch vor einem Wege zurückschreckte, um sich in den Besitz der Mittel zu setzen, durch welche er seine Leidenschaften befriedigen konnte. Hatte er nicht auch das Vermögen seiner Kinder vergeudet? Dies war noch nicht genug, er mußte auch noch ihr Glück vernichten. Es gab keine Entschuldigung für sein Handeln; hatte es auch nicht in seiner Absicht gelegen, die Verlobung aufzuheben, so hatte er sich doch sagen müssen, wie viel er seinem Sohne dadurch schade. Dies war nicht mehr Leichtsinn, sondern Schlechtigkeit; sie schauderte zurück vor der tiefen Versunkenheit eines Mannes, welcher der Vater ihrer Kinder war, dessen Namen sie trug, an den ihr Geschick gekettet war.

Die wenigen Freuden, welche sie an der Seite dieses Mannes genossen hatte, erschienen selbst ihrer Erinnerung

entweiht und fast wie ein Verbrechen. Immer wieder und wieder mußte sie der Worte ihrer Großmutter, einer hochbejahrten Frau, gedenken, welche dieselbe zu ihr gesprochen, als sie sich mit Grambkow verlobt hatte. Er war damals ein stattlicher Mann gewesen, der durch sein sicheres Auftreten und seine gewandten Worte ihr Herz bestochen hatte. Sie war anfangs schwankend gewesen, das Zureden ihrer Freundinnen, das Gefühl des Verlassenseins nach dem Tode ihrer Mutter hatten sie endlich bewogen, dem Manne ihr Jawort zu geben, dessen Stellung als Major, dessen Besitz eines schönen Gutes so viel Verlockendes gehabt hatten. Ihre Freundinnen hatten ihr Glück gepriesen, durch die Glückwünsche von allen Seiten war sie anfangs berauscht gewesen, nur ihre alte Großmutter, die nun längst in der Erde ruhte, hatte ihren Kopf mit beiden Händen erfaßt und zu ihr gesprochen: „Kind, Kind, sei auf Deiner Hut; ich traue den hellblonden Haaren und den wasserblauen Augen nicht! Er hat zu viel Weißes im Auge, und das ist nicht gut! O, ich habe manche solche Augen, in denen das Weiße so sehr hervortrat, in meinem Leben kennen gelernt, und sie Alle waren nicht gut; sie sind ein Zeichen, daß man dem Herzen nicht trauen darf. Die Natur gibt allen Menschen ein Zeichen ihres Herzens mit, allein die Wenigsten achten darauf und verstehen dasselbe. Sei auf Deiner Hut, Kind!“

Sie hatte die Worte der alten Frau einst wenig beachtet, aber oft, oft hatte sie später daran wieder gedacht und auch jetzt kehrten sie in ihre Erinnerung zurück. Hätte sie ihrer Großmutter einst Glauben geschenkt!

Ihre Gedanken wandten sich ab von ihrem eigenen Geschicke und der Schlechtigkeit Grambkow's und richteten sich auf Edwins Verlust. Wie schnell war sein Glück vernichtet! War es mehr gewesen als ein einziger sonniger Blüthentag? Er würde den Verlust ruhiger ertragen, wenn er durch das Geschick herbeigeführt wäre, dessen Macht sich jeder Mensch fügen muß; er würde, wenn seine Braut ihm durch den Tod entrissen wäre, um sie trauern, allein er könnte doch das Andenken an sie, ihr Bild ungetrübt in seiner Erinnerung bewahren, er könnte in seinem Herzen einen Altar der Trauer errichten und still an demselben beten! Das Alles war ihm nicht vergönnt. Der Leichtsinn — die Schlechtigkeit seines eigenen Vaters hatte ihm das Liebste geraubt, und dieser Gedanke mußte seinem Schmerze eine unsagbare Bitterkeit beimischen. Er konnte nicht still trauern um seinen Verlust, sondern nur erbittert und verzweiflungsvoll die Lippen auf einander pressen, er konnte, wenn er das Wort „Vater" vernahm, nur das Gesicht abwenden oder laut auflachen!

Ihre Thränen brachen endlich einem ruhigeren Schmerze Raum. Edwin schrieb ihr, daß ihn auch Anna aufgegeben habe — sie suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß eine Liebe, die nicht fester gegründet sei, sein Glück nicht ausgemacht haben würde, aber war dies mehr als ein trügerischer Schluß, den sie sich selbst vorhielt? Hätte Anna ihn nicht lieben müssen, wenn sie die Tiefe und Innigkeit seines Herzens erkannt hätte, würde sie ihm nicht Alles geopfert haben und wenn ihr nicht mehr geblieben wäre als sein Herz?

Sie kannte Edwin von Jugend auf, kein Zug seines Charakters, kein Pulsschlag seines Herzens war ihr ein Geheimniß, und wenn schon er ihr Sohn nicht war, so galt er ihr in seiner ruhigen, geistigen und doch gemüthvollen Weise als das Ideal eines Mannes, geschaffen, um zu beglücken, wenn er ein Wesen fand, das ihn begriff.

Sein Vater hatte ihm Alles geraubt und doch enthielt sein Brief kein hartes Wort über ihn, schon der heilige Klang des Wortes „Vater" schien jede bittere Aeußerung zurückgedrängt zu haben.

Thekla trat zu ihr und fragte nach ihren Thränen; sie wollte die Frage zurückweisen und doch konnte sie es nicht. Wie lange konnte sie dies Geheimniß bewahren? Sie fühlte sich auch nicht stark genug, es allein zu tragen. Schweigend reichte sie der Tochter den Brief.

Thekla erbleichte; hatte sie nicht ebenso viel zu verlieren wie ihr Bruder? Konnte sie von ihrem Vater mehr Schonung erwarten?

„Allmächtiger Gott! Mich jammert Edwin!" sprach sie leise, zitternd.

„Ja, auch mich jammert er!" rief Bertha in ihrem Schmerze aufwallend. „Ich weiß, wie glücklich er sich fühlte, die Zukunft war ihm ein seliger Traum, und nun — und nun — —!"

Sie schwieg. Durfte sie den Vater gegen sein Kind anklagen!

Das Mädchen schien ihre Mutter, ohne daß diese ihre Worte beendete, zu verstehen, denn starr blickte sie vor sich hin. Zu ihren Füßen sah sie ein zertrümmertes Glück!

Ein Traum, ein schönes Bild war in Stücke zerrissen und sie sah, wie die einzelnen Theile sich noch schmerzvoll krümmten. Der Keim, aus dem eine Welt voll Freuden sich hätte entwickeln können, war durch einen einzigen Fußtritt zertreten!

Stand ihr vielleicht nicht dasselbe Geschick bevor? Sie sah im Geiste auch ihr Herz zucken und bluten und sie begriff Edwin, daß kein Wort der Klage über seine Lippen gekommen war. Ein Schmerz, der einen Ausdruck findet, hat die volle Tiefe bereits verloren, er gehört dem Herzen nicht mehr allein an, denn es gibt auch ein Heiligthum des Schmerzes, welches erst die spätere Erinnerung anzutasten wagt.

„Verschweige Armgart diesen Brief," sprach Bertha endlich, sich aufraffend. „Ihr junges Gemüth vermag noch nicht zu fassen, wie viel er in sich birgt, und sie darf es auch noch nicht begreifen. Dir durfte ich ihn nicht geheim halten, obschon ich weiß, wie viel er in Deinem Herzen einreißt. Du hast jetzt eine andere Stütze gefunden, an der Du Dich halten und aufrichten kannst, Thekla: Burger hat ein gutes Herz, klammere Dich fest, fest an ihn, suche ihm Alles — Alles zu sein, damit aus seinem heißen Blute nicht Leidenschaften emporwachsen, denn sie — sie werden ihn herabziehen. In der ersten Stunde, in der der Mensch sich selbst vergißt, schändet er den Namen Mensch, und er sinkt tiefer und tiefer, bis er zuletzt die Kraft verliert, um sich wieder emporzuraffen! Komm, wir wollen einen Spaziergang machen, die Luft hier im Zimmer beengt und drückt mich. Es treibt mich, Edwin zu schreiben, allein ich darf es heute

noch nicht thun, denn ich bin zu erregt; ich möchte ihm irgend ein Wort der Beruhigung und des Trostes zurufen und ich finde keines, komm, komm!"

Sie traten in den Garten und schritten schweigend neben einander hin. Plötzlich sahen sie den Major daherkommen; Bertha zuckte erschreckt zusammen, sie wollte in einen Seitenweg einbiegen, allein Grambkow hatte sie bereits bemerkt.

„Kommt, wartet, denn euch Beide suche ich soeben!" rief er und beeilte seine Schritte. Er hatte den Rausch noch nicht völlig ausgeschlafen, sein Gesicht war immer noch vom Weine geröthet. „Wartet!" fuhr er heiter fort, „ich bringe euch eine freudige Botschaft, die ihr nicht erwartet! Haha! Thekla, Mädchen, gib mir Deine Hand! Ich habe immer gesagt, daß Du mir einst Freude machen werdest — weißt Du, welches Glück Dir bevorsteht? Nein, Du kannst es nicht wissen, denn Dein Herz ist immer bescheiden gewesen. Ich soll es Dir eigentlich nicht sagen, aber das Vaterherz kann die Freude nicht zurückhalten: Mädchen, Echten liebt Dich, er will Dich heirathen, er, der reiche Mann!"

Erschreckt war Thekla bei diesen Worten zusammengezuckt, das Blut wich aus ihren Wangen.

Grambkow deutete ihr Schweigen falsch.

„Echten hat mir heute sein Herz geöffnet," fuhr er fort, „es ist kein Scherz, es ist Ernst, Du mußt die Freude über Dein Glück ja aus meinen Augen lesen! Du wirst reich, reich; jeden Wunsch kannst Du Dir später erfüllen, dann wirst Du auch Deinen Vater nicht vergessen, der Dich immer

so innig geliebt hat! — Du schweigst? O, ich begreife Dich, denn ein solches Glück hatte ich mir ja selbst nicht träumen lassen! Haha! Und wie zaghaft der Kapitän ist, er hat nicht den Muth, Dir seine Liebe selbst zu gestehen, ich soll Dein Herz erst ausforschen, ich habe ihm indessen bereits mein Wort gegeben, daß Du die Seine wirst, denn mehr kannst Du ja nie wünschen und hoffen!"

Erst jetzt gewann Thekla Kraft genug, um sich zusammen zu raffen.

„Ich werde nie die Seinige werden," sprach sie.

Der Major zuckte auf. Hatte sein Ohr ihn getäuscht? Er konnte das Unmögliche nicht fassen — vielleicht war es nur ein Scherz seiner Tochter.

„Und weshalb nicht, Du Närrin?" rief er unsicher, verlegen lächelnd, denn Thekla's ernstes Gesicht paßte nicht zu einem Scherze.

„Ich liebe ihn nicht," gab Thekla zur Antwort.

„Thorheit! Mädchenthorheit! Einen Mann wie Echten muß man lieben, denn er ist reich und ein prächtiger Mensch; er wird Dir jeden Wunsch gewähren, eine Prinzessin wird es nicht besser haben als Du!"

„Mich verlangt nicht danach, weil mein Herz ihm nicht gehören kann."

„Du kennst ihn noch zu wenig; Du wirst ihn einst so innig lieben, wie eine Frau nur einen Mann lieben kann! Wahrhaftig, ich glaubte, Du würdest mir in Deiner Freude an die Brust sinken und nun hält eine thörichte Mädchenschüchternheit Dich zurück."

„Nein, nicht Schüchternheit," entgegnete Thekla fest, „ich

weiß, daß ich ihn nie lieben werde, deshalb werde ich auch nie die Seinige."

Noch immer hielt Grambkow die Worte nicht für völlig ernst; sie konnten nicht ernst gemeint sein, denn einen größeren Wahnsinn konnte er sich nicht denken.

„Bertha, sie ist befangen, sie vermag sich in das Glück, welches sich ihr bietet, noch nicht hineinzudenken," wandte er sich an seine Frau, „sage Du ihr, daß sie mehr nie wünschen und hoffen kann. Ich habe ihr das Glück zu schnell und unvorbereitet mitgetheilt, das hat ihr die Ruhe und Fassung genommen; es ist mir selbst ja nicht besser gegangen, als Echten mir sein Herz öffnete."

Schweigend, aber mit wachsender Bestürzung und Pein war Bertha dagestanden; sie wußte, daß Thekla's Liebe manchen Kampf werde durchmachen müssen, allein sie hatte nicht erwartet, daß ihr derselbe so nahe bevorstehe. Derselbe war in aller Entschiedenheit herangetreten und sie kannte das Herz ihrer Tochter zu gut, um hoffen zu können, dasselbe werde seine Liebe aufgeben. Sie wünschte dies auch nicht, denn Echten's Reichthum konnte ihr nie das Glück ersetzen, das sie an der Brust eines Mannes fand, dem ihr Herz angehörte.

Ein schweres Gewitter stieg vor ihr auf, die schwüle Luft beengte ihre Brust und beängstigte sie, es schien sich Alles verfinstert zu haben und das augenblickliche Schweigen erschien ihr wie die Stille vor dem Losbrechen des Sturmes. Jetzt durfte sie ihre Tochter am wenigsten verlassen, mochte der Sturm auch ihr Haupt mit treffen, sie war ihr Schutz und Beistand schuldig.

Ihre Brust schöpfte tief Athem.

„Ich kann ihr nichts sagen, wenn ihr Herz Echten nicht liebt," erwiederte sie, sich wie zum Kampfe aufrichtend.

Grambkow's Auge zuckte auf.

„Was soll diese Thorheit!" rief er. „Willst Du durch Deine Worte den Kopf des Mädchens noch mehr befangen machen? Willst Du ihre Blindheit bestärken?"

„Thekla hat gesagt, daß sie Echten nicht liebt und ich werde ihr nie zureden, gegen ihr Herz zu handeln."

„Ich werde nie die Seinige — nie!" rief Thekla.

Erst jetzt begriff Grambkow, daß die Worte seiner Tochter in vollem Ernste gesprochen waren; die Zornadern auf seiner Stirne schwollen an.

„Schweigt!" rief er, für seinen Unwillen noch keine Worte findend. „Haha! Glaubt ihr vielleicht durch solche thörichten Worte meinen Willen zu beeinflussen? Ich habe Echten mein Wort gegeben, daß das Mädchen seine Frau wird und ich werde es halten, so wahr ich hier stehe!"

„Ich werde es nicht, es gibt keine Gewalt, die mich dazu zwingen kann!" rief Thekla und ihr sanftes Auge leuchtete entschlossen; sie wußte, daß sie für ihre Liebe jetzt eintreten müsse und sie war entschlossen, es mit aller Entschiedenheit zu thun. Sie würde vor einem solchen Kampfe zurückgezuckt haben, wenn sie ihn vorher gewußt hätte, jetzt zitterte sie nicht, denn es war das Heiligste, für das sie eintrat. Es lag in ihrer zarten Gestalt eine wunderbare Hoheit.

„Schweig!" wiederholte der Major mit zuckenden Lippen. „Ich — ich werde Dich zwingen und müßte ich Dich mit

Gewalt zum Altare schleppen! Wage es, mir zu trotzen und ich werde Dich eher vernichten, ehe ich meinen Willen aufgebe!"

„Dann magst Du mich vernichten — Echten's Frau werde ich nie!" entgegnete Thekla entschlossen.

Grambkow kannte sich in seiner Erregung nicht mehr. Das Mädchen hatte bis jetzt stets Furcht vor ihm gezeigt und wagte es nun, ihm so entschieden entgegen zu treten!

„Ha! Du vergißt, daß ich Dein Vater bin und Macht über Dich habe!" rief er drohend. „Wiederhole Deine Weigerung noch einmal und Du sollst kennen lernen, wie stark mein Arm ist!"

Thekla stand bleich und regungslos da, sie schien keine Furcht zu kennen.

„Wiederhole Deine Weigerung!" rief der Major herausfordernd.

„Ich werde nie die Seinige," sprach das Mädchen mit tonloser, aber doch fester Stimme.

Wahnsinnig in seinem Zorne, unfähig, das leidenschaftliche Blut zu beherrschen, wollte Grambkow sich auf sie stürzen, Bertha erfaßte seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Halt!" rief sie und ihre Gestalt schien gewachsen zu sein. „Willst Du auch ihr Glück vernichten, wie das Edwins? Ist es Dir nicht genug, daß Du — durch Deine Schuld Deinen Sohn elend gemacht hast, geht sein Geschick, sein Schmerz Dir so wenig zu Herzen, fühlst Du so wenig Reue, daß Du jetzt auch Deine Tochter opfern willst?"

Der Wahnsinnige zuckte erschreckt zusammen, diese Worte klangen wie ein schweres Urtheil in sein Ohr und es war

ihm, als ob Edwins Gestalt vor ihm aufstiege! Nie war seine Frau ihm so entschieden entgegengetreten! Seit Jahren hatte er sie verhöhnt und geknechtet, sie war ihm nicht mehr gewesen, als ein Gegenstand, an dem er willkürlich seinen Zorn auslassen konnte, jetzt leuchteten ihre dunkeln Augen ihm so fest und entschlossen entgegen, daß er zurücktretend den Blick abwandte.

„Du lügst!“ rief er.

„Du fügst zu Deiner Schlechtigkeit noch die Feigheit,“ fuhr Bertha unerschrocken fort. „Kannst Du Edwins Anklage Lügen strafen, dann werde ich ihn zum Zeugen herbeirufen und laut, laut soll er Allen sagen, wie Du an ihm gehandelt hast! Du hast mich bis jetzt geknechtet und schlecht behandelt, ich habe es ertragen und geduldet als eine Strafe für meine Verblendung, in der ich Dir einst meine Hand gereicht habe, hier — hier vor Deinem eigenen Kinde sage ich Dir, daß Du mich selbst mißhandelt hast und ich habe auch dies ertragen, aber taste das Glück meiner Kinder an, versuche auch sie Deinem Egoismus und Deinen Leidenschaften zu opfern, und Du sollst die Kraft und Macht einer Mutter erfahren! Mein Leben ist mir nichts, aber das meiner Kinder ist mir Alles! Strecke Deine rohe Hand nach dem Glücke der beiden unschuldigen Wesen aus und ich werde laut in die Welt hinausrufen, wer Du bist. Die Menschen verachten Dich, obschon sie Dich noch nicht zur Genüge kennen, aber ich — ich kenne Dich und ich — ich will Dein ganzes Leben und Deine Vergangenheit aufdecken, ich will . . .“

„Sei ruhig!“ rief Grambkow sich aufraffend und

drohend. Er wollte die Hand gegen seine Frau erheben, ihr fester, starrer Blick hielt dieselbe zurück. War sie eine Andere geworden, daß er ihr gegenüber plötzlich den Muth verloren hatte?

„Ha! Ihr Alle — Ihr sollt es büßen! Ihr sollt zittern!“ rief er und eilte fort dem Hause zu.

Heftig schluchzend warf sich Thekla an die Brust ihrer Mutter, die unnatürliche Spannung ihrer Nerven löste sich in Thränen.

Bertha zitterte heftig, sie war kaum im Stande, sich aufrecht zu halten und doch preßte sie ihr Kind fest an sich. Sie wußte selbst nicht, woher sie die Kraft genommen hatte, dem Zorne ihres Mannes entgegenzutreten, aber sie fühlte, daß sie Alles thun könne, um ihre Tochter zu schützen und das Glück derselben zu retten.

„Sei ruhig — sei ruhig,“ bat sie mit leiser Stimme. „Ich will das Glück Deines Herzens hüten und beschützen, Dein Vater kann Dich nicht zwingen, denn auch ich habe ein Anrecht auf Dich und ich glaube ein heiligeres als er, weil ich nichts weiter wünsche als Dein Glück. Du zitterst! Zum ersten Male tritt ein ernster Kampf an Dich heran, verliere den Muth nicht, denn Du sollst an mir eine starke Stütze finden; mein Leben ist kein freudenreiches gewesen, allein einen Gewinn hat es mir doch gebracht, ich kenne keine Furcht mehr. Sieh, die kleinen Kämpfe des täglichen Lebens können den Menschen ermüden und abhetzen wie ein Wild, das nirgends Ruhe findet, er muß immer gewappnet sein, um einen Angriff zurückzuweisen, er findet keine Ruhe, um sich zu sammeln, er unterliegt nicht durch

die Kraft seines Gegners, sondern durch seine Ermattung; ganz anders ist es, wenn eine große Entscheidung an ihn herantritt, wenn er für ein Ideal, für seine Liebe kämpft; dann setzt er seine ganze Kraft ein, denn es gilt dem Glücke seines Lebens. Dieser Kampf steht Dir bevor und Du wirst siegreich aus ihm hervorgehen, wenn Du fest bleibst. Es gibt ein unveräußerliches Eigenthum jedes Menschen, das ist sein Herz und seine Liebe!"

Thekla war zu erregt, um antworten zu können.

„Sei ruhig, Kind," wiederholte die Mutter. „Ich will Dich nicht bewegen, Burger zu verbergen, was Dein Vater von Dir verlangt, denn ich sehe ein, daß Du nicht die Kraft dazu besitzest, aber bitte ihn, daß auch er ruhig bleibt, sein heißes Blut wird aufwallen, er muß sich beherrschen, denn noch darf Dein Vater nicht erfahren, daß Dein Herz ihm gehört."

Thekla richtete sich empor, an ihren Augen hingen noch die Thränen, allein sie weinte nicht mehr.

„Ich will ruhig sein," sprach sie. „Ich hatte gehofft, daß mein Glück sich ruhiger entwickeln werde, ich will indessen nicht verzagen, weil dieser Traum nicht in Erfüllung gegangen ist."

Bertha küßte die Tochter auf die Stirn und kehrte mit ihr in das Haus zurück.

Der Major schritt in seinem Zimmer in erregter Stimmung auf und ab. Er hatte geglaubt, daß seine Mittheilung bei Bertha und Thekla die freudigste Aufnahme finden werde und er war auf den festesten Widerstand gestoßen. Er begriff dies nicht, denn bei aller Schlauheit,

die er in mancher Beziehung besaß, fehlte es ihm doch an Scharfsinn, um den Grund dieses Widerstandes zu finden.

Vergebens strengte er seinen Kopf an, derselbe war noch vom Weine schwer, würde ihn jedoch auch ohne dies nicht auf die richtige Spur gebracht haben.

Er ballte erbittert die Hand, er war fest entschlossen, seinen Willen durchzusetzen, zugleich bangte ihm aber, daß Echten selbst zurücktreten werde, wenn er gewahr wurde, daß Thekla's Herz ihm nicht gehörte und dies konnte ihm nicht verborgen bleiben.

Er begab sich zu seiner Mutter, um ihren Rath in Anspruch zu nehmen.

Ursula empfing ihn in ihrer sich scheinbar immer gleich bleibenden Ruhe, um ihren Mund zuckte jedoch ein verächtliches Lächeln, als sie die erregten und doch erschlafften Züge ihres Sohnes erblickte; sie wußte nur zu gut, wodurch der matte Glanz seiner Augen hervorgerufen war, denn sie kannte seine Leidenschaften seit langen Jahren.

Grambkow erzählte ihr Echten's Liebe und den entschiedenen Widerstand, den er sowohl bei Thekla wie bei Bertha gefunden hatte.

„Es ist mir unbegreiflich, denn sie sollten über dies Glück, welches sich ihnen bietet, entzückt sein,“ fügte er hinzu. „Echten ist reich, sehr reich, sie wissen dies und doch sind sie gegen ihn.“

Die Alte lächelte, allein es blickte aus diesem Lächeln wie eine heimliche Freude.

„Und das Mädchen hat Dir nicht gesagt, weshalb sie dagegen ist?“ fragte sie.

„Sie behauptet, daß sie ihn nicht liebe,“ gab Grambkow zur Antwort.

Er schritt unruhig im Zimmer auf und ab.

„Setz Dich!“ sprach die Alte. „Ich liebe diese Unruhe nicht, denn wenn man eine Sache überlegen und berathen will, so ist jede Aufregung eine Thorheit! Ich sitze in diesem Lehnstuhle schon so manches Jahr still und regungslos, die alten Glieder zwingen mich dazu, deshalb blicke ich auch ruhiger!“

Grambkow folgte dem Befehle seiner Mutter wie ein Knabe; sie war der einzige Mensch, den er fürchtete und vor dem er Achtung besaß, denn das Uebergewicht ihres Geistes hatte er zu oft kennen gelernt.

„Es ist noch früh am Tage und doch hast Du bereits wieder Deiner unglückseligen Leidenschaft nachgegeben,“ fuhr Ursula mit leisem und doch scharfem Tone fort. „Tief genug hat sie Dich bereits gebracht, sie wird Dich noch vollständig zu Grunde richten.“

„Es war die Freude über Echten's Geständniß,“ erwiederte Grambkow. „Der Wein, den wir tranken, war schwer, ich wußte dies nicht, deshalb ...!“

Fast unwillig winkte Ursula ihm mit der Hand Schweigen zu, denn weshalb sollte sie seine Enschuldigungen anhören, da sie denselben doch keinen Glauben beimaß.

„Genug!“ sprach sie. „Hat Dir Thekla gesagt, weshalb sie den Kapitän nicht liebt?“

„Nein.“

„Und auch die Person, Deine Frau, ist dagegen?“

„Ja.“

„Hast Du sie nicht nach dem Grunde gefragt?"

„Sie sagt, ich habe kein Recht, Thekla's Herz zu zwingen."

„Haha! Und Du hast Dich durch sie einschüchtern lassen, ich sehe es Deinen Augen an," fuhr die Alte mit spottendem Tone fort. „Du hast nicht den Muth gehabt, der Frau so entgegenzutreten, wie es sich gebührt! Freilich Du vergibst Dir in ihren Augen mit jedem Tage mehr, Dein wüstes Leben nimmt Dir Kraft und Muth, schließlich wird es noch dahin kommen, daß Du vor ihr zitterst, daß sie, die nicht würdig ist, in diesem Hause zu weilen, Dich beherrscht und Dir befiehlt!"

„Dahin wird es nie kommen!" rief Grambkow den Kopf emporrichtend.

„Unterbrich mich nicht!" sprach Ursula ernst, befehlend. „Daß mein Blick weiter reicht als der Deinige, wirst Du endlich wohl eingesehen haben. Meinetwegen laß Dich von der Frau beherrschen, mir entgegen zu treten wird sie nie wagen, denn eher würde ich mein Leben lassen, als sie anerkennen oder gar mich vor ihr beugen."

„Auch ich beuge mich nicht vor ihr!" rief Grambkow sich zusammenraffend, denn die Worte seiner Mutter erbitterten ihn. „Sie weiß, daß sie sich meinem Willen fügen muß, wenn sie sich auch dagegen sträubt."

„Sie wird sich nicht fügen, weil sie leider klüger ist als Du bist! Du hast Dir alle Leidenschaften des Mannes angeeignet, allein Dein Kopf ist ein Kind geblieben, denn er sieht und begreift nur den Augenblick, eine Vergangenheit gibt es nicht für ihn und er ist nicht im Stande, nur

um einen Tag in die Zukunft zu blicken. Hast Du Dich je darum gekümmert, was morgen geschehen wird? Deine eigenen Kinder sind klüger wie Du!"

„Mutter, diese ewigen Vorwürfe!" rief der Major aufwallend. Er schien noch Etwas hinzufügen zu wollen, verschwieg dies indessen.

Die Augen der Alten zuckten leise und schlossen sich ein wenig.

„Nun, beende Deine Worte," bemerkte sie ruhig. „Sprich es aus, was Du hinzufügen wolltest."

Grambkow schwieg, es fehlte ihm doch an Muth.

„Du wolltest hinzufügen, daß meine Vorwürfe Dir nicht gefallen, daß Du kein Kind mehr bist," fuhr Ursule mit eisiger Kälte fort. „Du hast sehr Recht, Dein ergrauender Kopf paßt nicht für ein Kind und doch bist Du nicht mehr. Wenn Dir meine Vorwürfe nicht gefallen, so komm nicht zu mir; reicht Dein eigener Kopf aus, dann nimm meinen Rath nicht in Anspruch! Haha! Dein Leben beweist, wohin Dich dies geführt hat! Hoch angesehen könntest Du dastehen und Du bist fast zum Spotte geworden, ein Mann ist im Stande, seine Leidenschaften zu beherrschen, Du hast dies nie gekonnt. Deshalb bist Du kein Mann! Ein Mann weiß, was er will und thut — Du hast beides nie gewußt und nie begriffen! Ich bin schwach, immer schwach gegen Dich gewesen, das ruht jetzt wie ein Fluch auf mir; das Leben ist mir zum Ekel geworden und doch mag ich nicht sterben, weil Du dann ganz verlassen dastehst! Das kettet mich an dies elende Dasein und doch komme ich mir oft vor wie eine

Todte, die verurtheilt ist, noch unter den Lebenden zu weilen, denn die Freuden des Lebens sind für mich alle — alle erstorben! Erräthst Du denn nicht, weshalb Thekla den Kapitän nicht lieben kann, weshalb Deine Frau sie in Schutz nimmt?"

Grambkow blickte seine Mutter fragend an.

„Weil sie bereits einen Anderen liebt! Weil ihr Herz nicht mehr frei ist!"

„Wen liebt sie?" rief Grambkow.

„Kann ich dies wissen? Glaubst Du, mein Blick vermöge die Wände dieses Zimmers, die für mich die Mauern eines Gefängnisses sind, zu durchdringen? Wenn mein Kind, wenn Sibylle noch hier wäre, dann würde ich es bald erfahren, ihr Auge hätte es bereits erforscht! Du hast natürlich nichts gesehen, Du hast nur Sinn für das Spiel und Trinken, weiter reicht Dein Blick nicht!"

„Es gibt hier Niemand, den sie lieben könnte," entgegnete Grambkow. „Sie verläßt ja das Gut nicht; wen — wen könnte sie lieben?"

„Frage mich nicht, denn ich kann es nicht wissen. Du hast ja Zeit, seit Jahren ist nicht eine einzige Stunde Deines Lebens durch Arbeit in Anspruch genommen gewesen, bekümmere Dich wenigstens darum, was in Deiner eigenen Familie vorgeht! Haha! Du hast Dich immer damit gebrüstet, daß Deine Frau und Töchter Deinem Willen gehorchen müßten, jetzt zeige, daß Deine Worte mehr gewesen sind als eine leere Prahlerei. Ein Vater hat ja das Recht, das Geschick seiner Tochter zu bestimmen!"

„Ja, ich werde es bestimmen!" rief Grambkow auf-

springend. „Ich will Dir zeigen, daß ich noch Kraft und Macht besitze und Herr in meinem Hause bin! Das Mädchen soll Echten heirathen!“

Er stürmte fort aus dem Zimmer.

Die Alte blickte ihm mit leuchtendem Auge und befriedigtem Gesichte nach; es war ihr gelungen, auf's Neue ihrem Hasse gegen Bertha Genugthuung zu gewähren und ihren Sohn aufzustacheln. Nun wußte sie, daß er seinem Zorn und seiner Rohheit die Zügel schießen lassen werde.

Seit Jahren war sie das böse Prinzip in dem Hause gewesen. Sie empfand die Gesunkenheit ihres Sohnes tief, allein sie wollte sich nicht gestehen, daß sie durch ihre eigene schwache Erziehung den Grund dazu gelegt, alle Schuld schob sie auf Bertha und sie wähnte deshalb zu ihrem Hasse berechtigt zu sein. In ihrer Brust hatte nie ein Gefühl des Mitleids stattgefunden und sie empfand dasselbe am wenigsten gegen Bertha, in deren Adern nur ein bürgerliches Blut floß und durch welche nach ihrer Ansicht auf den Namen von Grambkow ein Makel gekommen war.

Am Abende erschien nur Armgart bei Tische.

„Wo ist Deine Mutter und Thekla?“ fragte Grambkow barsch.

„Beide fühlen sich unwohl.“

„Oh, ich kenne den Grund!“ rief Grambkow vom Tische aufspringend. „Sie glauben mir trotzen zu können, ich werde ihnen zeigen, daß sie dadurch am wenigsten erreichen!“

Armgart trat vor ihn hin und suchte ihn zurück zu halten.

„Vater, sie sind wirklich leidend," bat sie. „Gönne ihnen Ruhe."

„Zurück! Geh!" rief der Major, seine Tochter zur Seite schiebend.

Er eilte auf das Zimmer seiner Frau; die Worte seiner Mutter hallten in ihm nach und riefen seinen vollen Zorn wach; er wollte die Widerstrebenden zwingen. In roher und heftiger Weise fuhr er auf sie ein, sein Zorn scheiterte jedoch an Thekla's Festigkeit, die ihm mit aller Entschiedenheit erklärte, daß sie nie Echten's Gattin werde, daß sie den Tod vorziehe.

„Ha! Ich weiß weshalb — weshalb!" rief Grambkow. „Aber Du täuschest Dich, wir wollen sehen, wessen Wille der stärkere ist, einer muß nachgeben und ich thue es nicht, so wahr ich Grambkow heiße!"

Er eilte fort auf sein Zimmer, im Wein suchte er seine Aufregung zu ertränken.

Spät am folgenden Morgen erwachte er. Er erinnerte sich, Echten versprochen zu haben, ihm Nachricht zu bringen und ein peinliches Gefühl erfaßte ihn, denn die Wahrheit durfte er ihn auf keinen Fall ahnen lassen. Kurze Zeit schritt er in seinem Zimmer auf und ab, dann glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben; es kam ja nur darauf an, Zeit zu gewinnen, denn Thekla sowohl wie seine Frau mußten sich fügen, noch besaß er Kraft ihren Widerstand zu brechen.

Mit leichterem Herzen begab er sich zu Echten, derselbe am ihm bereits entgegen.

„Welche Nachricht bringen Sie mir?" rief der Kapitän ungeduldig.

„Gute — gute! erwiederte Grambkow und raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich nicht zu verrathen. „Haha! haben Sie andere befürchtet? Habe ich es Ihnen nicht gestern gesagt?"

Ueber Echtens Gesicht glitt ein Zug der Freude.

„Ich bin also dem Herzen Ihrer Tochter nicht gleichgiltig?"

„Bewahre, bewahre," erwiederte Grambkow hastig, um jede weitere Frage abzuschneiden. „Im Gegentheil!"

„Wodurch haben Sie hierüber Gewißheit erlangt?" forschte der Kapitän weiter.

Grambkow gerieth durch eine Unwahrheit nie in Verlegenheit, es durfte indessen Niemand zu eingehend forschen, das liebte er nicht, weil dann sein Scharfsinn nicht ausreichte.

„Ich habe die Gewißheit," versicherte er.

„Wodurch?"

„Das kann ich Ihnen kaum sagen, — ein einziger Blick — der Ton eines Wortes — ein — ein — kurz, Sie können ruhig sein, ganz ruhig! Aber schwer ist es, das Herz eines Weibes zu erforschen, haha! jedes junge Mädchen scheut sich zu gestehen, daß auch ihr Herz lieben könne und wenn dasselbe noch so unruhig schlägt; sie verräth nichts — nichts!"

„Also wissen Sie auch nichts!" warf Echten ein.

„Doch — doch! Mein Auge ist scharf, ich kenne die Frauen, weiß, wie es in ihren Herzen aussieht, wenn sie am meisten lieben, dann geben sie sich die größte Mühe, es zu verbergen! Wahrhaftig, sie bleiben immer ein Räthsel!"

Grambkow verkannte den Kapitän, derselbe war nicht so leicht zu täuschen, als er wähnte.

„Major, Sie sollten mir lieber ganz offen sagen, daß Sie über das Herz Ihrer Tochter noch nichts wissen," sprach er. „Ich vermuthe es fast, denn ich glaube nicht, daß Sie es klug genug anfangen, um dies zu erforschen; ich werde mich auf meine eigene Beobachtung verlassen müssen."

„Kapitän, Sie thun mir Unrecht!" rief Grambkow und versuchte ein ganz ehrliches Gesicht zu machen. „Hier meine Hand, daß Thekla die Ihrige wird! Aber haben Sie nur etwas Geduld, ein Mädchen verräth ihre Gefühle so schnell nicht und Thekla ist schüchtern, ungeheuer schüchtern."

„Das ist mir nicht aufgefallen," bemerkte Echten.

„Es ist so, mein Wort zum Pfande! Sie ist ja bis jetzt mit dem Leben wenig in Berührung gekommen und offen gestanden, ich liebe es, wenn ein junges Mädchen schüchtern ist. Soll ich Ihnen einen Rath geben: wenn Sie mit Thekla zusammenkommen, so verrathen Sie ihr vorläufig nichts, gar nichts, kommen Sie ihr kaum freundlich entgegen, das macht den größten Eindruck! Haha! In diesem Punkte habe ich Erfahrungen! Als ich noch jung war, war ich gegen alle Damen kalt, eisig kalt, fast grob, ich kümmerte mich gar nicht um sie. Das ärgerte sie anfangs, dann setzten sie ihren Stolz darein, mein Herz zu gewinnen und machten mir das, was ich wollte, sehr leicht! Meine Freunde begriffen mich nicht. Sie riefen oft ärgerlich: ‚Der Grambkow kümmert sich um keine Dame und doch gewinnt er sie alle!' Ich ver-

rieth aber nicht, wodurch ich dies erreichte und wenn meine Freunde mich fragten, so sagte ich ihnen, ich wende einen geheimen Liebeszauber an, der jedoch seine Kraft verliere, sobald ich denselben irgend Jemand verrathe!"

Echten hörte ihm kaum zu, Grambkow's viele Worte hatten ihm nur verrathen, daß er über Thekla's Herz noch nicht das Geringste wußte, oder daß es ihm nicht geneigt war. Die Leidenschaft für das hübsche Mädchen war aber in seiner Brust schon zu mächtig entbrannt, als daß ein Hinderniß dieselbe hätte löschen können. Es zuckte um seinen Mund. Bisher war er noch vor keiner Schwierigkeit zurückgeschreckt und all seine Entschlüsse, die er gefaßt, hatte er durch Beharrlichkeit durchgeführt. Hatte er früher darnach gefragt, auf welchem Wege und durch welche Mittel er ein Ziel erreichte? Er hatte stets über die Thoren gelacht, die bei jedem Schritte sich bedenklich fragten, ob derselbe auch recht sei, denn zum Ziele gelangten sie selten oder sehr spät, sie wurden hundertmal durch Diejenigen überflügelt, welche weniger gewissenhaft und klüger waren!

11.

Edwin hatte den Schmerz über den Verlust der Geliebten noch wenig überwunden. Vergebens hatte er seinen Stolz wachgerufen und versucht, sich durch die Arbeit Vergessen zu erringen. Es war ihm ein so großes Stück Glauben und Vertrauen genommen, daß vielleicht Jahre nicht im Stande waren, die Lücke wieder auszufüllen. Sein Herz hatte im Stillen die Hoffnung gehegt, daß auch Anna den Schmerz der Trennung nicht überwinden und ihm schreiben

werde — er hatte vergebens gehofft. Dann wieder erfüllte ihn eine unsagbare Bitterkeit, weil sein Vater sein Glück vernichtet hatte.

Durch die Nachricht von Thekla's Liebe war sein Schmerz wieder zu voller Heftigkeit erneut; er gönnte der Schwester, die er liebte, das Glück, aber unwillkürlich drängte sich ihm die Besorgniß auf: wird Dein Vater nicht auch dies Glück vernichten? Der unbemittelte Verwalter wird seinen Wünschen wenig genügen, weil er durch ihn nichts für seine eigenen Leidenschaften gewinnen kann.

Er wollte Thekla schreiben und sie warnen, er wollte sie bitten, fest, fest an ihrem Geliebten zu halten, und doch unterließ er es, denn er fand für das, was er ihr sagen wollte, keine Worte. Konnte er sie vor ihrem eigenen Vater warnen? Durfte er ihr Glück durch solche Besorgnisse trüben? Er schrieb nicht, vielleicht nahm sie das Geschick mehr in seine Hut als ihn, und an dem Herzen der Mutter fand sie einen Beistand, auf den sie zu jeder Stunde fest bauen konnte.

Er wußte aus dem Briefe seiner Mutter, daß Sibylle sich in B. befand, es hatte ihn dies nur peinlich berührt. Sibylle war ihm fremd geworden, er verstand sie nicht mehr und fühlte sich durch sie abgestoßen; daß sie ihrer Mutter und ihren Schwestern bei ihrer Abreise nicht einmal Lebewohl gesagt hatte, vermochte er nicht ihr zu verzeihen.

Er dachte nicht daran, sie in Heno's Hause, das er nie betreten hatte, aufzusuchen, ja er befürchtete sogar, ihr auf der Straße zu begegnen, da er nicht wußte, wie er ihr

entgegen treten sollte. Mit der Liebe des Bruders konnte er ihr nicht nahen, da sie diese Liebe selbst zurückgestoßen hatte. Ihre Charaktere hatten zu wenig Gemeinsames, als daß je eine wirkliche Aussöhnung zwischen ihnen hätte stattfinden können, es war deshalb am besten, wenn sie sich so wenig als möglich berührten.

In Gedanken versunken schritt er eines Tages über die Straße hin, als ihm Kuno begegnete. Er hatte denselben zum letzten Male in Heldmann's Hause gesehen und unwillkürlich glitt über sein bleiches Gesicht eine flüchtige Röthe hin, als er hieran dachte. Wie viel hatte sich seit der Zeit geändert! Kuno, dessen farblose Wangen ihm auffielen, grüßte artig.

Edwin blieb stehen.

„Ich habe Sie seit langer Zeit nicht gesehen," sprach er, dem jungen Manne die Hand entgegenstreckend. „Wir scheinen beide verschiedene Wege einzuschlagen, Ihre Wohnung liegt freilich in einem ganz anderen Stadttheile als die meinige."

„Mein einziger Weg ist der zum Collegiengebäude," gab Kuno zur Antwort, „außerdem liegt das Haus, in dem ich jetzt Privatunterricht ertheile, in der Nähe meiner elterlichen Wohnung."

„Ertheilen Sie Heldmann's Sohne nicht mehr Unterricht?"

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Herr Heldmann wünschte denselben nicht länger."

„Deuten Sie meine Frage nicht falsch," fuhr Edwin

fort. „Weshalb wünschte er dies nicht? Sein Sohn bedarf doch der Hilfe sehr dringend.“

Kuno erröthete und schwieg.

„Lassen Sie,“ fiel Edwin ein. „Es war nicht Neugierde allein, die mich zu der Frage trieb; ich habe kein Recht eine Antwort zu verlangen.“

„Ich werde sie Ihnen geben, denn meinetwegen brauche ich sie nicht zu verschweigen. Herr Heldmann sagte mir, es sei für Bruno nicht wünschenswerth, daß er von dem Sohne eines Schauspielers unterrichtet werde.“

„Das hat er Ihnen gesagt?“ rief Edwin entrüstet.

„Ich habe Ihnen seine Worte wiederholt,“ entgegnete Kuno ruhig. „Im ersten Augenblicke empörten mich die Worte, jetzt denke ich ohne Aufregung an sie. Mein Vater ist ja nur ein armer Schauspieler, allein sein Charakter ist ein sehr ehrenwerther und edler.“

„Wohin wollten Sie jetzt gehen?“ fragte Edwin.

„Ich kehre aus dem Colleg heim.“

„Haben Sie eine Stunde für mich übrig?“

„Zu welchem Zwecke?“

„Um mit mir in einer Weinstube ein Glas Wein zu trinken,“ gab Edwin zur Antwort.

Kuno zögerte.

„Sie dürfen es dreist thun,“ fuhr Edwin fort. „Sie erweisen mir einen Dienst damit, denn in einer Beziehung sind wir ja Schicksalsgenossen und diese haben ein Recht, sich an einander zu schließen.“

Kuno folgte ihm.

„Wissen Sie, daß auch mir das Haus des Bankiers

verschlossen ist?" sprach Edwin, als sie allein in einer Ecke der Weinstube saßen, indem er die Gläser füllte.

Kuno blickte ihn erstaunt an.

„Meine Verlobung mit Heldmann's Tochter ist aufgehoben," fuhr Edwin fort. „Wir sind Schicksalsgenossen, Sie genügten zum Unterrichte für den Sohn des stolzen Mannes nicht, weil Ihr Vater Schauspieler ist, und ich war ihm für seine Tochter zu gering, weil ich nur ein Assessor bin; es kam noch eine andere Ursache hinzu, die indessen mich nicht betrifft — deshalb lassen Sie mich darüber schweigen! — Nun lassen Sie uns anstoßen! Sie sind besser daran, als ich, denn aus Ihren Worten habe ich entnommen, daß Sie einen anderen Schüler längst wieder gefunden haben, das ist freilich leichter, als ein anderes Herz wieder zu finden!"

„Und Ihre Verlobte?" fragte Kuno unwillkürlich.

„Oh, diese Frage spricht für Ihr Herz, aber nicht für Ihre Menschenkenntniß!" rief Edwin mit bitterem Lächeln. „Meine Verlobte denkt ganz wie ihr Vater! Sie hat sich dem Willen desselben ohne Widerstreben gefügt und mehr kann man von einer gehorsamen Tochter in der That nicht verlangen! Es wird uns ja schon in der Schule gelehrt, daß wir unseren Eltern gehorchen sollen und ihr früherer Lehrer muß seine Freude haben, wenn er erfährt, wie getreu sie seine Lehren sich eingeprägt hat und befolgt! Meinen Sie nicht auch?"

„Ich halte es für den schwersten Kampf, der an den Menschen herantreten kann, einem Herzen zu entsagen, das man liebt," bemerkte Kuno.

„Sie irren, weil Sie die Menschen nicht kennen," fuhr Edwin fort. „Für die Meisten ist ein Herz nicht mehr als ein Kleid, das man eine Zeit lang trägt und durch ein neues ersetzt, wenn die Mode es erfordert. Sie sehen mich erstaunt an, glauben Sie, daß es in Betreff der Herzen keine Mode gibt? — Doch lassen Sie uns darüber schweigen, erzählen Sie mir von Ihren Studien, Ihren Hoffnungen auf die Zukunft, von Ihren Eltern! Nicht wahr, Sie freuen sich, so oft Sie zu ihnen zurückkehren?"

„Ja, denn ich liebe meine Eltern!" rief Kuno mit leuchtendem Auge.

„Und Sie achten sie?"

„Sie sind mir das Liebste und Höchste!"

Edwin erfaßte die Hand des jungen Mannes.

„Ich beneide Sie und doch gönne ich es Ihnen," sprach er. „Sie haben mir selbst gesagt, daß Ihr Vater arm sei, er muß vielleicht all seine Kraft einsetzen, aber Sie wissen, daß er einen rechtschaffenen Charakter hat, Sie lieben und achten ihn und dies — dies wiegt unendlich viel auf! Ihr Aussehen sagt mir, daß es Ihnen nicht gut ergeht, was liegt daran? In Ihrem Alter kann man viel ertragen, durch die Kraft, welche in Ihnen lebt, werden Sie sich durchkämpfen und einst werden Sie mit Genugthuung auf diese Zeit zurückblicken, denn jeder Sieg hat um so mehr Werth, je schwerer man ihn errungen hat."

„Für mich verlange ich nicht mehr," entgegnete Kuno.

„Aber für die Ihrigen?" warf Edwin ein.

Kuno erröthete leicht; wider seinen Willen hatte er dies angedeutet.

„Sie brauchen sich dieses Geständnisses nicht zu schämen," fuhr Edwin fort. „Ich bin kein reicher Bankier, der den Werth des Menschen nur nach dem Vermögen abschätzt, mir gilt eine ehrenhafte und tüchtige Kraft mehr als aller Reichthum. Gegen mich können Sie offen sein."

„Meine Mutter ist seit langer Zeit kränklich und kann wenig zu ihrer Pflege thun," sprach Kuno. „Sie verschlimmert ihre Lage noch durch ihre fortwährende Sorge um uns, sie findet wenig Ruhe und doch ist Ruhe das Einzige, was ihr helfen könnte, ihr — ihr wünschte ich ein leichteres Loos."

„Kann ich Etwas für sie thun?" warf Edwin ein.

„Nein, nein, Sie verkennen meine Worte!" rief Kuno hastig. „Mir hat jeder Gedanke hieran fern gelegen — meine Mutter würde auch nichts annehmen."

„Deuten Sie meine Worte nicht falsch," entgegnete Edwin, dem das Aufwallen und der Stolz des Jünglings so wohl gefiel. „Ich verstehe auch Sie richtig, ich bin Ihnen ein Fremder und jedes Anerbieten eines Fremden thut weh, aber eine Bitte möchte ich an Sie richten, schenken Sie mir dann und wann eine Stunde Zeit, wir wollen sie wie heute bei einem Glase Wein hinbringen und ich glaube, wir werden Beide dadurch gewinnen, ich kann Ihnen von meiner reicheren Lebens- und Menschenkenntniß mittheilen und Sie erfrischen mich durch Ihre unbefangene Jugendkraft, Sie erzählen mir von den Ihrigen, von Ihren Studien. Sehen Sie mich nicht so erstaunt an, weil ich von reicheren Lebenserfahrungen spreche, ich bin nur wenige Jahre älter als Sie und doch — und doch habe ich viel

erfahren und durchkämpft! Befürchten Sie nicht, daß ich immer so erbittert bin wie heute, es wird auch für mich eine Zeit wiederkommen, die mir Hoffnung und Glauben an das Glück zurück gibt, jetzt habe ich freilich beides verloren. — Sie studiren Mathematik und Physik, zwei Wissenschaften, die Ihren Blick klar erhalten und ausdehnen, da werden Sie mich auch verstehen. Mich hat seit einiger Zeit — ich kann Ihnen ja offen sagen, seitdem Heldmann mich nicht mehr für den geeigneten Mann für seine Tochter hält und diese ihrem Vater beistimmt — seit dieser Zeit flieht mich der Schlaf. Ich habe ihn vergebens gesucht und denke mit unheimlichem Bangen an jede kommende Nacht. Sie wissen vielleicht noch nicht, wie lang eine Nacht sein kann. Da bin ich wiederholt aus dem Bette aufgesprungen, habe mich angekleidet und das Haus verlassen. Allein bin ich in die Nacht hinausgeeilt. Ueber mir schimmerte der endlose Himmel mit den zahllosen Gestirnen. Ich habe keine Anlage zu Mathematik und Astronomie, denn mein Kopf kann die Zahlen nicht fassen, allein so viel weiß ich doch von dem unendlichen Baue über uns, daß unter all den Gestirnen, die über mir schimmerten, unsere Erde das kleinste Gestirn ist. Ich weiß, daß die Sonnen, welche über uns flimmern, unendlich groß sind, ich begreife ihre Entfernungen, die sich nur nach der Zeit messen lassen, in der ihre Lichtstrahlen zu uns dringen, es dämmert in mir der Begriff des unendlichen Alls auf, in dem Alles den nothwendigen, ehernen, mechanischen Gesetzen unterliegt. Es weitet sich die Brust bei solchen Betrachtungen, das eigene Ich sinkt in ein Nichts zurück. Da

habe ich mir oft gesagt, was ist unsere kleine Erde in dem großen All, und was ist der einzelne Mensch auf der Erde? Ein Staub, den der Wind verweht, ein Atom, das egoistisch genug ist, auf sein Dasein Werth zu legen, eine lächerliche Nichtigkeit in dem unendlich Großen. Gestirne gehen unter und die übrigen vollenden ungestört ihren Lauf, Sonnen können verlöschen und der winzige Mensch klammert sich an eine einzige nichtige Hoffnung; er trauert, wenn sie scheitert; er wähnt in seiner Thorheit, das ganze Weltall müsse mittrauern, in seinem Wahne würde er Hunderte der Gestirne preisgeben, wenn ihm nur ein einziger eitler Traum erfüllt würde. Ich habe in solchen Augenblicken begriffen, daß der Mensch ein Thor, ein Nichts ist, daß sein Fuß, wenn er kleine Leben zertritt, vielleicht ebenso viele glückliche Existenzen vernichtet, es hat sich dies Gefühl der menschlichen Erbärmlichkeit stets beruhigend auf mein Herz gelegt und sobald ich heimkehrte, wenn die engen Mauern mich wieder umschlossen, wenn alle Gegenstände, die ich erblickte, mich an die Nichtigkeit und Kleinlichkeit des menschlichen Lebens erinnerten, dann regte mein Herz sich wieder, es bäumte sich auf gegen die Eindrücke, durch die es kaum beruhigt war, der alte Jammer stieg wieder auf, es war mir, als ob mein Herz eine ganze große Welt für sich umfasse!"

Er stützte den Kopf auf die Hand und blickte starr vor sich hin.

„Wohin bin ich gekommen!" rief er endlich sich emporrichtend. „Verzeihen Sie mir, auch Sie werden später erkennen, daß der Mensch nicht mehr ist als ein thörichter

Staub! Wir streben nach Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, wir halten fest an Treue und Glauben — vielleicht sind doch die Menschen die klügsten, welche auch dies für eine Thorheit halten, denn wer kann uns die Gewißheit geben, daß es wirklich wahr ist! Nun lassen Sie uns aufbrechen, hier haben Sie meine Karte, auf der meine Wohnung angegeben ist, besuchen Sie mich recht bald, Sie erweisen mir wirklich einen Dienst dadurch."

Sie trennten sich. Kuno kehrte heim. Das kurze Beisammensein mit Edwin hatte einen tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen, denn er fühlte, wie unglücklich derselbe war und doch kannte er nicht die ganze Größe von Edwins Leid.

Langsam stieg er die Treppe zu der Wohnung seiner Eltern empor, wohl herrschte Armuth und oft sogar Noth in derselben, allein sie alle waren doch durch ein Band, durch das Band der Liebe, umschlungen und fest an einander geknüpft.

Er traf seine Mutter und Frida allein, auf die Kranke, welche das Bett noch immer nicht verlassen hatte, zueilend, reichte er ihr die Hand. Seine vom Weine gerötheten Wangen fielen dem Blicke der Mutter sofort auf, er schien verjüngt dadurch zu sein.

„Bist Du mit einem Deiner Freunde zusammen gewesen?" fragte sie lächelnd.

Kuno erzählte die Begegnung mit Edwin und die Aufhebung der Verlobung desselben.

„Es hat ihn tief berührt," fügte er hinzu; „aus jedem seiner Worte sprach noch die Erbitterung des Schmerzes;

das Glück, welches sein ganzes Herz eingenommen, ist zu schnell vernichtet."

„Würde er glücklich geworden sein, da auch seine Braut ihn so leicht aufgegeben hat?" warf die Kranke ein. „Ich kann nicht glauben, daß sie ihn wirklich geliebt hat und ohne Liebe würde er noch unglücklicher geworden sein."

Der Schauspieler trat in diesem Augenblicke in das Zimmer ein, scheu schlüpfte auch der Hund mit herein und barg sich hinter dem Ofen.

„Guten Tag, Kinder," sprach er; er schien ruhig zu sein und doch zitterte seine Stimme leise erregt und sein Gesicht war auffallend blaß. Er gab seiner Frau nicht wie gewöhnlich die Hand, sondern wandte sich ab, als ob er ihr seine Züge verbergen wollte, ihrem Auge war jedoch seine Bläße nicht entgangen.

„Sigmund, was ist geschehen?" fragte sie.

Er antwortete nicht.

Noch einmal wiederholte die Kranke ihre Frage.

„Oh, nichts, nichts!" gab Heno mit bitterem, verzweiflungsvollen Lachen zur Antwort. „Der Direktor hat mir heute gekündigt, er hat mich sofort aus dem Engagement entlassen, weiter nichts — das ist Alles!"

„Allmächtiger Gott!" rief die Kranke zusammen fahrend. „Er hat kein Recht dazu, Dein Kontrakt ist noch nicht abgelaufen, er hat sich selbst erboten, denselben zu erneuern!"

„Sei ruhig, Selma, sei ruhig, sieh, ich bin es ja auch," bat Heno. Seine Worte widersprachen seinem Innern, denn das Beben seiner Stimme verrieth, wie gewaltig es in ihm stürmte. „Im Rechte ist der Mann, denn er hat

mir die Gage bis zum Ablaufe meines Kontraktes ausgezahlt — hier — hier ist der Rest. Dies ist Alles, denn ich hatte Vorschuß und der Mann ist zu gewissenhaft, um nicht Alles genau zu berechnen."

Er legte seiner Frau wenige Thaler auf das Bett.

„Sigmund, was hast Du gethan — wie ist dies möglich gewesen?" rief die Kranke, welche das Geschehene noch nicht zu fassen vermochte.

„Oh, ich habe nichts gethan, nichts, es kam sehr einfach!" erwiederte Heno. „Der Direktor kam vom Frühstücke und war sehr übel gelaunt, er suchte Streit und da der Regisseur ihm auswich, so hielt er mich für den geeigneten Gegenstand, an dem er seine Laune auslassen könne; er hatte dies ja schon öfter gethan und ich habe gewöhnlich still gehalten. Er machte mir Vorwürfe, daß mein Rock zu abgetragen sei, so dürfe ein Mitglied seiner Bühne nicht einhergehen, das stelle ihn bloß und bringe seine Bühne in der Achtung des Publikums herab. Ruhig erwiederte ich, daß mein Rock nur für die geringe Gage, welche ich erhalte, Zeugniß ablege. Meine Ruhe schien ihn mehr zu erbittern als die Wahrheit meiner Worte, denn heftig fuhr er auf mich zu, ich wich nicht zurück, weil ich mir keines Unrechtes bewußt war, aber Freund, mein Hund, sprang auf ihn zu und biß ihn in's Bein! Der Direktor tobte in seiner Wuth, er wollte das arme Thier, das sich seines Herrn angenommen hatte, todtschlagen, ich duldete dies nicht und da — da zahlte er mir diese wenigen Thaler aus und schickte mich fort."

„Der unglückselige Hund hat Dich um Deine Stellung

und Dein Brod gebracht!" jammerte die Kranke. „Hätte der Direktor ihn doch todtgeschlagen!"

„Selma, sprich nicht so!" fiel Heno ein. „Zürne dem armen Hunde nicht, weil er es gut mit mir gemeint hat. Sieh, bei den Menschen habe ich selten Hilfe und Beistand gefunden, der Hund hat mich vertheidigt, weil er dankbar ist."

„Du nimmst ihn noch in Schutz!"

„Muß ich nicht? Konnte er die Folgen ermessen? Soll ich als Mensch schlechter und undankbarer sein als er? Ich kann ihm nicht zürnen und er hat auch kein böses Wort von mir gehört, und Mitleid mit dem Direktor kann ich noch weniger empfinden. Sieh, wenn er jeden Tag seines Lebens gebissen würde, so könnte dadurch doch nicht die Hälfte des Unrechtes, was er bereits begangen hat, gesühnt werden."

Die Aufregung der Kranken löste sich in Thränen.

„Was willst Du beginnen, nun stehst Du ganz hilflos da!" rief sie.

Heno schwieg und blickte vor sich hin. Diese Worte hatten sich auch ihm bereits aufgedrängt.

„Ich werde mir hier ein anderes Engagement suchen," erwiederte er endlich. „Ich bin freilich den Meisten schon zu alt, und sie nehmen auch Anstoß an meinem abgetragenen Rocke. Ja, ich bin alt geworden, von dem Ideale der Kunst, das mich einst erfüllte, ist nichts — nichts mehr übrig geblieben, ich weiß jetzt, daß ich ein Thor gewesen und daß ich es noch bin, ich fühle, daß all meine Wünsche ein eitler Traum waren, aber wenn ich als Schauspieler

nicht mehr tauglich bin, bietet sich denn für einen festen und ehrlichen Willen keine andere Arbeit? Ich will ja arbeiten. Und wenn ich nichts finde, wenn all meine Bemühungen fehl schlagen, dann bin ich noch kräftig genug, um als gewöhnlicher Handarbeiter mein Brod zu verdienen. Es wird auch nicht geringer sein als das, welches ich so viele Jahre gegessen habe; dann wird mir Niemand mehr vorwerfen, daß mein Rock abgetragen ist! Sei ruhig, Selma, weine nicht; ich werde getreu für Dich sorgen! Du weißt, ich bin nie eitel gewesen, ein neues Kleidungsstück ist nie im Stande gewesen, mich zu beglücken und doch hat es mich tief geschmerzt, als der Director mir diesen Rock vorwarf, er, der meine Kraft ausgebeutet, der mir kaum soviel gegeben hat, um leben zu können! Ich ging eben durch einige Straßen, um mein Blut zu beruhigen, ehe ich heimkehrte, Sorgen und Pläne durchkreuzten meinen Kopf, da sah ich einen Mann auf der Straße, der Holz sägte und lustig dazu pfiff. Ich blieb stehen und sah ihm zu; ein Geschick, bei dem der Mensch so lustig pfeift, kann nicht traurig sein. Und ist denn der Beruf eines solchen Mannes geringer als der meinige, ist er undankbarer? Wohl nie hat ein Mensch ehrlicher und aufrichtiger der Kunst gehuldigt als ich und was hat sie mir gewährt? Hat sie einen meiner Träume erfüllt? Ich will ihr nicht zürnen, daß sie mich oft hat hungern lassen, denn das vergißt man, aber sie hat mich mit all meinen Hoffnungen im Stiche gelassen. Wenn ich Holz säge oder eine ähnliche Arbeit verrichte, dann brauche ich nicht gleichzeitig ein Ideal zu begraben!"

„Nein, Vater, dahin wird es nie kommen!“ sprach Kuno, der näher getreten war und die Hand auf den Arm seines Vaters legte. „Auch ich kann arbeiten, und ehe ich es dahin kommen lasse, werde ich meine Wünsche und Hoffnungen auf die Zukunft aufgeben.“

Heno richtete den Blick auf den Sohn und in seinem Auge schimmerte es feucht.

„Kuno, ich weiß, daß Du das thun würdest,“ entgegnete er mit leise bebender Stimme, „allein Du vergißt eins. Ein Vater kann die Zertrümmerung seiner Jugendideale überwinden, wenn er sieht, daß das Geschick an seinen Kindern zu erfüllen verspricht, was es ihm selbst versagt hat. Mein Leben ist ein verlorenes, mit ergrauendem Haare baut man für sich wenig Hoffnungen noch auf, die Brust ist zu eng geworden für neue Ideale. Ich verzichte auf Glück, aber wenn ich noch erlebe, daß es sich Dir günstig erweist, daß Du Dich emporringst, dann will ich mich in dem Abglanze desselben sonnen und zufrieden sein mit meinem eigenen Leben.“

„Du hast uns Deine ganze Lebenskraft geopfert,“ warf Kuno ein.

„War dies nicht meine Pflicht?“ fuhr Heno fort. „Wer einen Herd sich aufbaut, muß für denselben auch sorgen, soweit seine Kräfte reichen.“

Selma streckte ihrem Manne die Hand entgegen; es lag darin die stille Bestätigung, daß er stets seine volle Pflicht gethan habe; zugleich drängten sich ihr wieder Besorgnisse für die Zukunft auf.

„Sigmund, schaffe den Hund ab,“ bat sie.

Der Schauspieler richtete sich empor.

„Soll ich undankbarer sein als das Thier?“ entgegnete er. „Konnte er die Folgen ermessen, als er sich meiner annahm und mich vertheidigte? Selma, Mancher wird mich vielleicht einen Thoren nennen, weil ich so über ein Thier denke, nimm mir nicht das innere Bewußtsein, daß ich nicht undankbar gegen es sein darf.“

Die Kranke schwieg, sie konnte ihrem Manne nicht Unrecht geben.

Heno griff wieder nach seinem Hute.

„Wohin willst Du?“ fragte Selma.

„Mir ein neues Engagement, eine Stellung oder — Arbeit suchen,“ gab der Gefragte zur Antwort. „Der Direktor ist zu erbittert, um seine Kündigung zurückzunehmen und ich werde ihn nicht darum bitten. Dich wundert vielleicht, daß ich dieselbe leichter aufnehme als Du; Selma, dies ist nicht Leichtsinn. Du weißt nicht, wie viel ich durch diesen Mann bereits erduldet habe! Ich darf nicht daran denken, ohne daß es in mir zittert und das Blut mir in die Brust dringt. Ich habe es ertragen, weil ich nicht den Muth hatte, meine Stellung aufzugeben, die Noth macht zuletzt muthlos; nun er mich selbst fortgeschickt hat, ist mir leichter um's Herz, ich fühle mich frei von den Fesseln, die mich jahrelang wie einen Sklaven gedrückt haben, es ist mir, als ob meine Kraft gewachsen wäre.“

„Gönne Dir erst Ruhe, übereile nichts,“ bat die Frau.

„Was kann ich übereilen? Wenn ich nichts verdiene, glaubst Du, daß die Noth zögern wird, bei uns einzu-

kehren? Sei offen, Selma, Du selbst wirst so lange durch Angst gequält sein, bis ich eine andere Stellung gefunden habe. Manche Sorge und manchen Schmerz habe ich nicht von Dir fern halten können, dieses möchte ich Dir ersparen; auch ich werde ruhiger sein, wenn ich unsere Zukunft gesichert weiß. Es ist schlimm, wenn ein so alter Kopf wie der meinige noch nach Brod suchen muß, er hat gottlob den Muth nicht verloren. Mein bisheriges Leben ist ein verfehltes gewesen, vielleicht wird der Abschluß desselben noch besser als wir ahnen."

„Nein, es ist nicht verfehlt gewesen!" rief die Kranke. „Vertheilte das Glück seine Güter mit gerechter Hand, so würde es Dein Streben belohnt haben; Du hast der Kunst so viel geopfert und sie hat Dir so wenig gegeben!"

Ueber das Gesicht des Schauspielers glitt ein wehmüthig schmerzlicher Ausdruck.

„Thue dem Glücke nicht Unrecht," warf er ein. „Nicht an ihm liegt die Schuld, sondern an mir, weil ich nicht zur rechten Zeit die Hand ausgestreckt habe, um es zu erfassen. Ich habe Idealen nachgejagt, ohne die Wirklichkeit zu begreifen, hätte ich zur rechten Zeit alle Thorheiten und Träume von mir fern gehalten, hätte ich zur guten Stunde erkannt, daß die Kunst ein göttlicher Hauch ist, der nur wenige Menschen berührt und sich durch nichts erzwingen läßt, wäre ich als junger Mensch vernünftig gewesen, hätte ich mich in eine Werkstatt gesetzt oder hinter den Tisch des Kaufmanns gestellt, so würde ich euch jetzt ein ganz anderes Leben bieten können, denn meine Hände sind nicht ungeschickt und mein Kopf reicht aus, um zu rechnen und

die Zahlen zu begreifen. Dies genügte mir nicht, ich wollte hoch — hoch hinaus! haha! ich habe die Kraft eines Menschenlebens daran gesetzt und bin doch nicht weiter gekommen, jetzt will ich versuchen, den letzten Rest zu retten!"

Er verließ das Zimmer und auch Kuno ging bald nach ihm fort, um noch eine Privatstunde zu geben. Die Kranke blieb mit ihrer Tochter, welche still am Fenster saß und las, allein in dem Zimmer zurück.

Selma blickte starr vor sich hin. Wie viel Mißgeschick hatte das Leben bereits auf sie gehäuft? Sie liebte und achtete ihren Gatten und es berührte sie jedesmal auf das Schmerzlichste, wenn er von seinen vernichteten Jugendträumen und dem Scheitern seiner Ideale sprach. Er war nicht so ruhig dabei, als er zu sein schien, denn sie wußte nur zu gut, wie oft die Verzweiflung an ihm gerüttelt hatte, weil er nicht im Stande gewesen war, sein Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt hatte; sein ganzes Leben war nicht mehr gewesen als ein erfolgloses Ringen und Kämpfen, das seine Haare vor der Zeit ergrauen ließ.

Ihre Thränen drängten sich hervor und als dieselben über die Wangen tropften, fingen sie an, immer reichlicher zu fließen, denn mit ihnen löste sich so manche Besorgniß, die seit Tagen schon ihr Herz beengt hatte. Was sollte aus ihnen werden, wenn ihr Mann nicht ein neues Engagement fand? Sie war so oft getäuscht, daß sie kaum noch zu hoffen wagte.

Immer heftiger weinte sie, es war ihr, als ob sie dadurch das Glück erweichen könnte, endlich auch in ihr trübes Leben einen lichten Schein zu werfen.

Frida hatte sich leise erhoben, war zu der Mutter getreten und legte schmeichelnd ihren Arm um deren Nacken.

„Weine nicht," bat sie.

„Kind, ich weine für euch und euren Vater!" rief die Kranke erregt, indem sie den Kopf der Tochter an ihre Brust preßte. „Wie wenig Sonnenblicke haben Deine und Kuno's Jugend erhellt, wie selten ist eine ungetrübte Freude bei uns eingekehrt! Dein Vater hat so ehrlich gerungen, wie nur ein Mann ringen kann und doch ist sein Leben nie ohne Sorge gewesen; ich zweifle oft an der Gerechtigkeit des Geschickes, wenn ich daran denke, daß er oft darbt und sein Bruder so reich ist . . .!"

„Sein Bruder?" fiel Frida fragend ein.

Die Kranke zuckte leise zusammen, als sie gewahr wurde, daß sie wider ihren Willen sich verrathen hatte. Weder Frida noch Kurt wußten, daß ein Bruder ihres Vaters, der reiche Kaufmann Heno, in der Stadt lebte, sie hatte ihnen dies stets verschwiegen, weil ihr Mann dies wünschte, da er seit langen Jahren mit seinem Bruder verfeindet war.

„Des Vaters Bruder?" wiederholte Frida.

„Ja," erwiederte die Kranke endlich. Konnten ihre Kinder nicht jeden Tag von Anderen erfahren, daß ein reicher Bruder ihres Vaters in der Stadt lebte? War es nicht besser, wenn sie Frida erzählte, weshalb ihr Vater mit seinem Bruder verfeindet war? „Ja," wiederholte sie, „hier setz' Dich nieder, ich will Dir erzählen, weshalb Dein Vater mit seinem Bruder nicht verkehrt. Er hat ihn seit Jahren nicht gesehen und ich glaube, wenn sie einander begegnen, so kennen sie sich kaum; es sind zwei völlig ver-

schiedene Charaktere, die sich nie ganz verstehen und aussöhnen werden. Ich will Deinen Onkel nicht zu scharf beurtheilen, allein ihn trifft die größte Schuld an dem unglückseligen und feindschaftlichen Verhältnisse, er hat von der Höhe und Größe der Kunst nie eine Ahnung gehabt, weil sein ganzes Streben nur auf Gelderwerb gerichtet war, und er hat erreicht, was er wünschte, er ist reich, sehr reich geworden, wenn schon er bei seinem großen Vermögen ärmer dasteht als Dein Vater, denn er genießt sein Leben nicht, der Geiz gönnt ihm selbst die geringsten Freuden nicht. Er ist älter als Dein Vater. Nach dem Tode seines Vaters sollte er sich des jüngeren Bruders, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, annehmen, und schon in jener Zeit wurde der erste Grund zu der späteren Feindschaft gelegt. Engherzig, allein auf den Gelderwerb bedacht, mit Absicht jedes höhere Streben von sich weisend, begriff er den jüngeren Bruder nicht, dessen reger Geist und lebhafte Phantasie sich nicht an den einförmigen Beruf des Kaufmanns gewöhnen konnten. Dein Vater war zu einem Kaufmanne in die Lehre gegeben und da seine Zeit den ganzen Tag über in Anspruch genommen war, so benutzte er heimlich die Nächte, um zu lesen und sich weiter zu bilden. Er hat mir oft erzählt, wie er damals mit sich gerungen, um das Verlangen nach einem höheren Ziele zum Schweigen zu bringen, wie er sich gezwungen, den Tag über nur an die ihm zugewiesene Arbeit zu denken, wie dann aber in der Stille der Nacht sein Sehnen doppelt stark erwacht sei und den Schlaf von ihm gescheucht habe. Er hatte das Verlangen, Schauspieler zu werden. Nicht Eitelkeit, nicht das Hoffen

auf Ruhm und Beifall trieb ihn dazu, er wollte die Gestalten, welche die Dichter geschaffen und die ihn so oft begeistert hatten, zur lebendigen Darstellung bringen, er wollte ihnen Leben einhauchen und das Anderen zur Anschauung bringen, was sich ihm in den stillen Stunden der Nacht erschlossen hatte. Als er sein Sehnen nicht länger zurückweisen konnte, trat er mit dem offenen Geständnisse seines Wunsches an seinen Bruder heran; derselbe verhöhnte und verlachte ihn, er sah das, was ihn begeisterte, als eine Thorheit an und verhehlte Deinem Vater nicht, daß er sich für immer von ihm abwenden werde, wenn er seine thörichten Ideen nicht aufgebe. Heimlich wandte er sich an den Prinzipal Deines Vaters, damit er ihm beistehe, die Ideen in dem jungen Kopfe zu ersticken. Dein Vater wurde mit Arbeiten überhäuft, allein das Mittel schlug fehl, er warf die Last, die ihn erdrücken sollte, von sich, entfloh und wandte sich ohne jede Mittel an den Direktor einer Schauspielertruppe, der die junge, begeisterte und viel versprechende Kraft gern aufnahm. Ich will Dir verschweigen, was Dein Vater erduldet und durchlebt hat, wie er freudig gehungert, weil ihn noch die Hoffnung erfüllte, daß er sich durchringen und emporschwingen werde. Er war von einem idealen Hauche erfüllt und dadurch gewann er mein Herz — auch ich glaubte an die Gerechtigkeit des Geschickes und des Glückes. Wir waren glücklich, obschon unser Leben nicht mehr war als ein fortwährendes und mühevolles Ringen um das Dasein. Kuno wurde uns geboren und später Du; nur ein wenig Sonnenlicht und unserem Glücke hätte nichts mehr gefehlt. Das Glück blieb uns fern, ich

habe oft die Kraft und Ausdauer Deines Vaters bewundert, — all sein Mühen blieb vergebens. Es sind jetzt fast vierzehn Jahre her, da hatte Dein Vater kein Engagement, der Winter brach herein und wir waren den größten Entbehrungen ausgesetzt; um Kuno's und Dein Leben zu erhalten, verkauften wir unsere wenigen Sachen und wandten uns hieher, weil Dein Vater hier ein Engagement zu finden hoffte. Es gelang ihm nicht. Der Winter war hart, wir hatten nichts mehr zu leben, Dein Vater war der Verzweiflung nahe, da wandte er sich an seinen Bruder, der schon damals ein reicher Mann war, und er — er stieß ihn mitleidslos aus dem Hause wie einen Bettler, vor dessen Berührung man sich scheut. Ich denke noch mit Entsetzen daran, als Dein Vater heimkam und mir dies erzählte — er weinte vor Schmerz. Seit jenem Tage hat er den Namen seines Bruders kaum wieder erwähnt und der Hartherzige hat sich nie um ihn gekümmert, er hat nie eine Aussöhnung herbeizuführen versucht. Dein Vater würde ihm verziehen haben, denn sein Herz ist weich und versöhnlich, er hat Fremden, die ihm Böses zugefügt, vergeben. Er wünschte nicht, daß ihr von seinem Bruder erfahren solltet, mein Mund hat es Dir verrathen und ich bereue es nicht, Du bist verständig genug, um Alles zu begreifen, und hätten Fremde Dir dies mitgetheilt, so würde es Dich mehr geschmerzt haben; sie können ohnehin die Feindschaft zwischen den beiden Brüdern nicht begreifen und die Menschen sind nur allzu geneigt, sich auf die Seite des Mächtigeren und Reicheren zu stellen. Nun schweige darüber, Kind; sprich gegen Kuno nicht darüber, denn es wird einst die

Stunde kommen, in der ich auch ihm Alles mittheilen werde. Dein Vater ist arm, er muß sich mühsam durch das Leben ringen und doch würde er mit seinem Bruder nicht tauschen, denn derselbe steht fast allein im Leben da."

„Besitzt er keine Familie?" fragte Frida.

„Seine Frau ist schon seit Jahren todt, er hat einen Sohn, der sich jedoch wenig um seinen Vater kümmern soll, da das zurückgezogene Leben desselben ihm nicht gefällt."

Frida fragte nicht weiter; da ihre Mutter erschöpft den Kopf zurücklehnte, kehrte sie zum Fenster zurück, sie nahm das Buch wieder zur Hand, allein ihr Auge blickte darüber hinweg durch das Fenster zum Himmel, an welchem weiße, duftige Wolken, von der sich bereits zum Untergange neigenden Sonne goldig umsäumt, langsam dahinzogen.

Wie ein Feenreich erschienen ihr die luftig aufgebauten Wolken, wie still sie weiter schwebten, ohne Ringen, ohne Kampf. Was wußten sie von der Sorge und Noth der Erde, von den Stürmen, die so manche Brust durchtobten.

Die Worte ihrer Mutter hallten tief und laut in ihr wieder, sie dachte an das vergebliche, unausgesetzte und trotzdem unerschrockene Ringen ihres Vaters, an die Feindschaft mit seinem Bruder. Ihre Mutter hatte gesagt, daß eine Aussöhnung kaum möglich sei, ihr junges und unbefangenes Gemüth begriff dies nicht, sie konnte sich nicht vorstellen, daß unter Geschwistern ein Streit bis zur Feindschaft ausarten könne, die sich festniste im Herzen und lange Jahre anhalte.

Auch sie hatte mit Kuno öfter Streit gehabt, aber schon in der nächsten Stunde war regelmäßig die Versöhnung

gefolgt, und wenn sie durch den Bruder noch so tief beleidigt wäre, so würde sie nicht im Stande sein, die ihr entgegengestreckte Hand zurückzuweisen, denn sie liebte ihn ja und sie vermochte nicht zu denken, daß unter Geschwistern die Liebe je ganz ersterben könne. Sie beurtheilte die Menschen nach ihrem eigenen kindlichen und weichen Herzen.

Konnte nicht auch zwischen ihrem Vater und dessen Bruder eine Versöhnung herbeigeführt werden? Vielleicht wollte keiner von Beiden den ersten Schritt thun. Wenn es ihr gelang sie auszusöhnen und die beiden Brüder wieder zusammen zu führen! Wenn ihr Vater an dem reichen Bruder eine feste und bereitwillige Stütze fand und die Sorgen mit einem Male von ihm genommen wurden!

Halb wie im Traume gab sie sich der Ausmalung dieses Gedankens hin, die enge Wohnung gestaltete sich freundlicher, sie sah im Geiste ihre Mutter durch die bessere Pflege genesen, ihr Vater blickte heiter in die Zukunft, seine großen und offenen Augen leuchteten, ihr Bruder brauchte nicht mehr durch mühsamen Privatunterricht die Mittel für sein Studium zu erringen, der stille, wärmende Sonnenblick des Glückes lagerte sich über ihnen Allen.

Sie spann diese Traumbilder weiter und weiter, aus dem Wunsche keimte der Entschluß, den Versuch zu wagen, den Bruder ihres Vaters zu versöhnen und weil dieser Gedanke sie entzückte, so zweifelte sie nicht an dem Gelingen. Ihr Herz schlug schneller, ihre Schüchternheit, welche dem Entschlusse anfangs entgegentrat, drängte sie gewaltsam zurück, denn sie durfte nicht verzagen, wo es einer so edlen Aufgabe galt.

Eine freudige Entschlossenheit erfüllte ihr Herz, Niemand sollte ahnen, was sie vorhatte, ganz im Stillen wollte sie ihren Entschluß ausführen, und wenn derselbe gelungen war und er mußte gelingen, dann wollte sie den Bruder zu ihrem Vater führen, an das Bett ihrer Mutter und sich still an der Freude waiden, die sie hervorgerufen hatte.

12.

In das alte und düstere Haus des Kaufmanns Heno schien ein neues Leben eingezogen zu sein. Die oft fast unheimliche Stille desselben wurde jetzt durch Sibyllens helle und übermüthige Stimme unterbrochen, die bisweilen selbst bis in die Geschäftsräume drang. Sibylle hatte sich die Lehren und Anweisungen ihrer Großmutter wohl zu Herzen genommen und schneller als sie gehofft, hatte sie Heno's Herz gewonnen.

Der Abend war hereingebrochen und der Kaufmann verließ sein enges und düsteres Geschäftszimmer jetzt des Abends früher als sonst, wo er gewöhnlich der Letzte im Geschäfte war. Selbst sein großes Wohnzimmer schien ein anderes geworden zu sein. Waren die alten Tapeten und Möbel auch dieselben geblieben, so warfen die Blumen, welche jetzt im Fenster standen, doch einen freundlicheren Schein auf dieselben. Heno war nie ein Freund der Blumen gewesen, weil er sie für nutzlos und das dafür ausgegebene Geld für weggeworfen hielt, jetzt sagte er kein Wort, daß sein Sohn Sibylle fast täglich mit Blumen beschenkte, er schien sich sogar über dieselben zu freuen.

In dem Wohnzimmer war der Abendtisch gedeckt, Si=

bylle schritt singend durch dasselbe hin, ordnete hier und dort ein wenig, stellte einen Topf mit blühenden Rosen auf den Tisch, rückte Heno's Sessel heran und blickte dann nach der Uhr. Sie konnte den Kaufmann kaum schon erwarten.

Da trat Heno ein, freundlich eilte Sibylle ihm entgegen und reichte ihm die Hand dar.

„Sie kommen schon?" rief sie.

„Komme ich Dir zu früh?" fragte der Alte lächelnd.

„Nein, nein; Sie sehen, daß ich schon Alles für Sie in Bereitschaft halte," erwiederte Sibylle schmeichelnd und führte ihn zum Tische zu seinem Sessel.

Ueber Heno's Gesicht glitt ein zufriedener, freudiger Zug; er fühlte sich, seitdem Sibylle im Hause war, in seinem eigenen Zimmer behaglicher und wärmer, er freute sich den ganzen Tag über auf den Abend, an dem er mit ihr plaudern konnte, an dem ihm die Stunden, die er seit Jahren immer allein zugebracht hatte, durch des Mädchens heiteren Sinn schnell dahin schwanden. Sie war aufmerksam gegen ihn und hatte ihm schnell all seine kleinen Gewohnheiten und Wünsche abgelauscht.

„Mit Dir ist Sonnenschein in mein Haus gekommen," sprach er oft. „Erhalte mir denselben, Du sollst es nicht bereuen."

Und noch ein anderer Umstand hatte ihn für Sibylle eingenommen. Viktor schien ein ganz Anderer geworden zu sein, denn er brachte jetzt die meisten Abende im väterlichen Hause zu, das hübsche Mädchen fesselte ihn.

„Du hast für drei decken lassen," bemerkte er, als er an den Tisch trat.

„Gewiß, sind wir nicht drei?“ warf Sibylle ein.

„Auf Viktor wirst Du heute wohl nicht rechnen können,“ fuhr Heno fort. „Er hat das Geschäft schon vor einigen Stunden verlassen und wird wohl den Abend mit seinen Freunden zubringen. Ich will ihm keinen Vorwurf daraus machen, denn er hat die meisten Abende mit uns zugebracht und kann seine Freunde nicht mit einem Male aufgeben. Früher war es selten, sehr selten, daß er mir einen Abend schenkte, denn es war hier still, es fehlte ihm der Stoff zur Unterhaltung und die jetzige Jugend ist verwöhnter als sie zu meiner Jugendzeit war. Ich habe mir in seinem Alter kaum ein Vergnügen gegönnt, freilich fehlten mir auch die Mittel dazu; ich hatte wenig und sparte noch von dem Wenigen, um mich um so schneller selbstständig machen zu können. Die Zeiten sind andere geworden, ich hatte damals für mein ganzes Leben nicht halb so viel, als Viktor nur für seine Vergnügungen ausgibt. Doch laß uns essen.“

„Sollen wir nicht warten?“ fragte Sibylle.

„Viktor kommt nicht,“ entgegnete Heno, indem er sich am Tische niederließ.

„Er muß kommen, denn er hat es heute Mittag versprochen!“ rief Sibylle und warf halb unwillig und halb trotzig den Kopf empor.

Der Alte mußte unwillkürlich lachen, als er die trotzige Bewegung des Mädchens sah. Sie war im Stande einen Mann zu beherrschen und in Schranken zu halten, und eine solche Frau hatte er stets für seinen Sohn gewünscht, da er wußte, wie schwach und leicht zu verleiten derselbe war.

Nicht zum ersten Male war der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß Sibylle eine passende Frau für Viktor sein werde.

„Haha! Wenn er sein Versprechen aber nicht hält!" warf er ein. „Er sitzt vielleicht mit lustigen Freunden zusammen und denkt nicht an unser einfaches Abendessen."

„Er muß daran denken!" rief Sibylle.

„Mache ihm Vorwürfe, wenn er es nicht thut," fuhr Heno lachend fort. „Versuche, ob Du ihn besser im Zaume halten kannst als ich; ich bin neugierig, ob er Dir gehorchen wird."

„Ich habe kein Recht, Gehorsam von ihm zu verlangen, aber sein Versprechen muß er halten."

„Ich möchte mit Dir wetten, daß er nicht kommt," sprach der Alte heiter, da ihn das entschiedene Gesicht des Mädchens immer mehr belustigte. „Wenn er kommt, dann schenke ich Dir ein neues Kleid, ich könnte Dir noch mehr versprechen, denn ich kenne ihn. Mehr denn hundert Mal hat er mir versprochen, des Abends zeitig heimzukehren, aber selten nur hat er Wort gehalten."

„Ich würde dies nicht ertragen können," bemerkte Sibylle.

In diesem Augenblicke trat Viktor in das Zimmer, seine Wangen waren geröthet, als ob er hastig gegangen wäre, die Röthe hatte indessen einen ganz anderen Grund. Er hatte mit einigen Freunden in einer Weinstube gesessen, um, wie er scherzend gesagt hatte, seinen Durst im Voraus zu stillen, weil ihm der Wein seines Vaters wenig behagte.

„Ah, da ist er wahrhaftig!" rief Heno.

„Komme ich Dir nicht recht?“ fragte Viktor, der die Worte seines Vaters nicht begriff.

„Doch, doch, obschon Du mich ein neues Kleid kostest,“ fuhr der Alte lachend fort und erzählte, welches Versprechen er Sibylle gegeben hatte.

„Sie haben also nicht gezweifelt, daß ich mein Versprechen halten werde?“ wandte sich Viktor an Sibylle.

„Gewiß nicht,“ entgegnete die Gefragte, und obschon sie es nicht zeigen wollte, verrieth ihr Gesicht doch die Freude über Viktors Kommen. „Ich habe zu einem solchen Zweifel noch kein Recht.“

„Und ich hoffe, daß Sie dasselbe nie bekommen werden,“ versicherte der junge Mann.

„Versprich nicht zu viel,“ rief Heno heiter. „Man sollte eigentlich nie im Leben etwas versprechen, denn man weiß oft schon in der nächsten Stunde nicht, ob man im Stande ist, Wort zu halten.“

Sie setzten sich zu Tisch. Der Alte war in einer so lustigen Stimmung, daß er noch eine zweite Flasche Wein bringen ließ; im Stillen beobachtete er Sibylle und seinen Sohn, die sich sehr lebhaft unterhielten und je mehr er wahrnahm, daß das Mädchen auf Viktor einen großen Einfluß ausübte, daß er sich ihrem Willen fast ohne Widerstreben fügte, um so höher stieg sie in seiner Gunst.

Er glaubte eine reiche Menschenkenntniß sich erworben zu haben und doch kannte er die Menschen nur so weit, als es galt, Interessen gegenseitig abzuwiegen, weiter war sein Blick nie gegangen. Er schätzte die Menschen nach dem, was sie besaßen und nach ihrer Fähigkeit Geld zu erwerben,

jede andere Eigenschaft war ihm gleichgiltig und jeden Aufschwung zu einer höheren Idee belachte er als eine Thorheit. Obschon er von seinem Bruder selten sprach, so glaubte er durch ihn doch eine Bestätigung seiner Lebensanschauungen gefunden zu haben. Sigmund hatte nach Höherem gestrebt, Ideale der Kunst hatten seine Brust erfüllt und nach einem Leben voll Ringen und Kämpfen war er nicht viel mehr geworden als ein Bettler, der jedem kommenden Tage mit Besorgniß entgegenblicken mußte.

Er hatte deshalb Sibyllens Charakter nicht im Geringsten begriffen, ihre Aufmerksamkeiten gegen ihn hielt er für wirkliche Zuneigung, ihr scheinbar unbefangenes Wesen für Aufrichtigkeit. Er glaubte, sie fühle sich in der Stille und Abgeschlossenheit seines Hauses wohl, ihre Wünsche strebten nicht über dasselbe hinaus, er war fest überzeugt, sie werde ihr Glück in einem stillen und friedlichen Daheim suchen und sich vor den rauschenden Vergnügungen des Lebens immer mehr zurückflüchten.

Freilich spielte Sibylle die Rolle, die ihre Großmutter ihr vorgezeichnet hatte, mit außerordentlichem Geschicke, sie entwickelte in der Durchführung derselben eine Entschiedenheit, die ihr kaum Jemand zugetraut haben würde, denn ihr ganzes bisheriges Leben war eigentlich nur von phantastischen Träumen ausgefüllt gewesen.

Sie hatte das ganze leichtsinnige Blut ihres Vaters geerbt, war aber viel klüger als der Major, der von dem Augenblicke sich stets bestechen und gewinnen ließ und aus einer moralischen Feigheit den Blick nicht in die Zukunft zu richten wagte.

„Du hast Deinen Bruder noch nicht einmal gesprochen," unterbrach Heno endlich die Unterhaltung der beiden jungen Leute.

Um Sibyllens Mund zuckte es wie ein spöttischer Zug hin.

„Hat er mich aufgesucht?" warf sie ein.

„Ihr scheint wenig mit einander zu harmoniren," fuhr der Alte fort.

„Ich kenne meinen Bruder zu wenig," gab Sibylle zur Antwort. „Als er das elterliche Haus verließ, war ich noch ein Kind und dann habe ich ihn stets nur in den Ferien gesehen, in denen er sich sehr wenig um mich kümmerte, ein inniges Verhältniß ist deshalb nie zwischen uns erwachsen."

Heno mochte nicht weiter forschen, da er wußte, wie zerrüttet das Familienleben in dem Hause Grambkow's war; er war außerdem für Sibylle zu sehr eingenommen, als daß er ihr irgend einen Theil der Schuld hätte beimessen können.

„Weißt Du, daß die Verlobung Deines Bruders mit der Tochter des Bankiers Heldmann wieder aufgelöst ist?" fragte er.

Sibylle blickte überrascht auf.

„Unmöglich!" rief sie.

„Ich habe es erst heute erfahren, es ist indessen nicht ein ungewisses Gerücht, sondern Wahrheit."

„Weshalb ist die Verlobung aufgelöst?" fragte Sibylle.

„Ich weiß es nicht; Deinem Bruder wird dies sehr schmerzlich sein, denn Heldmann ist sehr reich und besitzt nur zwei Kinder; Dein Bruder würde einst ein nicht un-

bedeutendes Vermögen geerbt haben. Man war anfangs sogar sehr erstaunt darüber, daß der stolze Bankier seine Tochter mit einem Assessor verlobt hatte."

Sibylle antwortete nicht, sondern zuckte nur gleichgiltig mit der Schulter; es war ihr die Nachricht nicht unangenehm, denn sie hatte Edwin das Glück nicht gegönnt. Wäre er reich geworden, so würde er seine Mutter, Thekla und Armgart unterstützt haben, da er an ihnen hing, und ihnen wünschte sie keine Erleichterung ihres Geschickes. Sie haßte alle drei und ihre Großmutter hatte diesen Haß fortwährend genährt und so sehr befestigt, daß auch die Zeit eine Versöhnung bei ihr nicht herbeiführen konnte.

„Wenn Du es wünschest, so werde ich Deinen Bruder einladen," fuhr der Kaufmann fort.

„Nein," fiel Sibylle fast hastig ein, „ich glaube auch nicht, daß er kommen würde. Er hat nie eine besondere Liebe zu mir verrathen, ich will ihm deshalb nicht entgegenkommen."

Der trotzige Ausdruck machte ihr Gesicht noch hübscher und dies bestach Heno, er lächelte über ihre Entschiedenheit.

Die Dienerin trat ein und meldete, daß ein junges Mädchen den Herrn zu sprechen wünsche.

„Mich?" fragte der Alte erstaunt, während Sibyllens Auge flüchtig und prüfend über Viktors Gesicht hinglitt.

„Ja."

„Was will sie von mir?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie heißt sie?"

„Sie hat ihren Namen nicht genannt."

„Dann mag sie morgen wieder kommen, ich habe nicht Lust, mich auch noch am Abend stören zu lassen,“ rief Heno unwillig.

„Du weißt ja nicht, was sie zu Dir führt,“ warf Viktor ein.

„Nun, ich kann es mir sehr lebhaft denken, irgend eine Bitte, eine Bettelei, sie würde sonst ihren Namen genannt haben,“ entgegnete der Alte. „Ich bin kein Freund von Bettlern, denn sie alle haben nicht Lust zu arbeiten; es ist freilich leichter von den Gaben Anderer zu leben! — Nun, führen Sie das Mädchen herein,“ wandte er sich an die Dienerin. Seine Augen waren auf die Thüre geheftet, seine zusammengezogenen Brauen schienen der Erwarteten keinen besonders freundlichen Empfang zu verheißen.

Die Thüre wurde geöffnet, ein junges und hübsches Mädchen trat ein — es war Frida.

Sie hatte ein leichtes Tuch um den Kopf gebunden, ihre Wangen waren leise geröthet; ihre großen Augen blickten überrascht und schüchtern, als sie neben Heno noch einen jungen Mann und ein junges Mädchen sah, sie hatte geglaubt, denselben allein zu treffen. Der kindlich unschuldsvolle Ausdruck ihres Gesichtes ließ sie noch jünger erscheinen als sie war. Verlegen blieb sie an der Thüre stehen.

Heno's Auge ruhte auf ihr, ihre Züge kamen ihm bekannt vor.

„Tritt näher, was willst Du?“ sprach er und seine Stimme klang wenig ermuthigend.

Frida trat näher, sie blickte den Mann, den sie zu versöhnen hoffte, fragend an und die Hoffnung schien in ihr

zu sinken, als sie seine unfreundlichen und harten Züge erkannte. Ihre Lippen blieben geschlossen.

„Was willst Du von mir? Sprich!“ wiederholte der Kaufmann fast befehlend; er liebte keine Verlegenheit, da er selbst nie in seinem Leben verlegen gewesen war.

Frida hatte im Geiste sich jedes Wort zurecht gelegt, was sie sagen wollte und jetzt war Alles aus ihrem Gedächtnisse verschwunden. Sie hatte den Mann, vor dem sie jetzt stand, sich freilich anders vorgestellt; in ihrer kindlichen Anschauung hatte sie geglaubt, er müsse dieselben großen und offenen Augen haben wie ihr Vater.

Sie wollte antworten, war indessen nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Nun, das ist lustig, sie will mich sprechen und antwortet nicht einmal auf meine Fragen!“ rief Heno mit spottendem Tone zu seinem Sohne.

„Sie ist befangen,“ erwiederte Viktor.

Sibylle, deren Auge kalt, regungslos auf Frida geruht hatte, warf ihm einen unwilligen Blick zu, denn aus seinen Worten vernahm sie ein Gefühl des Mitleids, vielleicht sogar der Theilnahme. Frida gefiel ihr nicht, denn dieselbe war hübsch.

„Wie heißt Du denn?“ forschte der Kaufmann weiter.

„Frida,“ lautete die leise Antwort.

„Und wie heißt Dein Vater?“

Frida zögerte einen Augenblick mit der Antwort, sie fühlte sich so beklommen und angstvoll.

„Heno,“ erwiederte sie dann.

Der Kaufmann zuckte leicht zusammen, denn diesen

Namen zu hören hatte er nicht erwartet, seine Brauen zogen sich noch mehr zusammen, der alte Groll gegen den Bruder stieg wieder in ihm auf. Er ärgerte sich, daß er das Mädchen in Gegenwart seines Sohnes und Sibyllens empfangen hatte — jetzt war es nicht mehr ungeschehen zu machen.

„Ach, nun weiß ich schon, weshalb Du gekommen bist!“ rief er. „Dein Vater schickt Dich natürlich, er ist in Noth, die Kunst hat ihn im Stiche gelassen, es gilt eine Bettelei!“

Das Blut wich aus Frida's Wangen, ihre zarte Gestalt zitterte sichtbar, aber die großen Augen hielt sie fest auf den Mann gerichtet, der so harte Worte sprach.

„Ich bin deshalb nicht gekommen,“ entgegnete sie mit fester Stimme. „Mein Vater weiß nicht, daß ich hieher gegangen bin!“

Es lag etwas in ihrem Blicke, das auf den Kaufmann verwirrend wirkte. Was wollte das Mädchen, wenn es nicht gekommen war, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen? Seine ruhigen Worte klangen wie verweisend.

Sollte er sich durch ein Kind einschüchtern lassen?

„Und weshalb bist Du gekommen?“ fuhr er fragend fort.

„Ich wollte Sie bitten, sich mit meinem Vater auszusöhnen,“ gab Frida zur Antwort.

„Ich — ich!“ rief Heno spöttisch lachend. „Ich soll vielleicht zu Deinem Vater gehen, ihm die Hand entgegenstrecken und ihn um Verzeihung bitten, weil er Thorheit auf Thorheit in seinem Leben gehäuft, weil er auf mein Wort nicht gehört und seinen eigenen Weg gegangen ist!

Ich soll vielleicht zu ihm sagen: Komm, wir wollen uns in dem theilen, was ich mir durch Fleiß und Arbeit erworben habe!"

„Nein, das verlangt mein Vater nicht," erwiederte Frida scheinbar ruhig.

„Wirklich nicht?" fuhr Heno in demselben Tone fort. „Das ist freilich sehr freundlich von ihm! Wenn ihn verlangt, daß ich ihm verzeihen möge, weshalb kommt er dann nicht selbst? Er fürchtet sich vor mir, endlich muß er doch erkannt haben, wie thöricht er gehandelt hat — ich habe ihm freilich alles vorausgesagt!"

„Mein Vater weiß nicht, daß ich hier bin," warf Frida ein.

„Dann hat Deine Mutter Dich geschickt."

„Auch sie weiß nichts davon."

„Nun, was hat Dich denn hergetrieben?"

Frida schwieg.

„Nun, hast Du auf meine Frage keine Antwort?" fuhr Heno fort.

„Vater, Du schüchterst sie ein," bemerkte Viktor leise, aber doch laut genug, daß Frida seine Worte hören konnte.

„O, in dem Stande gibt es keine Schüchternheit!" entgegnete Heno. „Willst Du nicht sagen, was Dich hergetrieben hat?" wandte er sich noch einmal an Frida.

Das Mädchen zitterte leise, sie schien zu schwanken, erst als ihr Auge über Viktors theilnehmendes Gesicht hinglitt, gewann sie neuen Muth.

„Mein Vater hat viel Trübes erfahren, die Sorgen sind nicht von ihm gewichen, jetzt ist er sogar ohne Engage-

ment," sprach sie, indem Thränen in ihren Augen schimmerten. „Er klagt nicht, er eilt jetzt umher, um sich eine andere Stellung zu suchen, er kümmert sich um meine Mutter, die schon seit langer Zeit kränklich ist und das Bett nicht verlassen kann — da — da wollte ich ihn bei seiner Heimkehr mit der Nachricht überraschen, daß Sie bereit seien, sich mit ihm auszusöhnen."

„Damit ich das Vergnügen habe, für seine ganze Familie Sorge zu tragen," unterbrach sie Heno, dessen Herz schon seit langen Jahren für das Gefühl des Mitleids erstorben war. „Du magst Deinem Vater sagen, daß ich noch ebenso über ihn denke wie früher, daß mein Haus ihm für immer verschlossen ist, daß ich schon seit Jahren keinen Bruder mehr habe, das sage ihm!"

Frida stand regungslos da, sie schien nicht die Kraft, sich zu bewegen, zu haben.

„Das sage ihm!" wiederholte er noch einmal. „Ich denke, er kennt mich hinreichend, um etwas Anderes zu erwarten."

Frida eilte schwankend zur Thüre, schon hatte sie den Griff des Schlosses erfaßt, als die Kraft sie verließ und sie lautlos niedersank.

Erschreckt eilte Viktor auf sie zu und hob sie empor, die blassen und scheinbar leblosen Wangen des Mädchens ängstigten ihn.

„Sie stirbt — sie stirbt! Sibylle, bringen Sie Wasser!" rief er.

Die Gerufene rührte sich nicht, es lag auf ihrem Gesichte ein kalter, halb unwilliger und halb spöttischer Zug.

Frida schlug die Augen wieder auf und als sie Viktors Gesicht über sich gebeugt sah, raffte sie alle Kräfte gewaltsam zusammen und richtete sich empor.

„Ich will Sie heimbegleiten,“ sprach Viktor.

Ablehnend schüttelte Frida mit dem Kopfe, öffnete die Thüre und verließ schnell das Zimmer.

Ein peinliches Schweigen herrschte, als die Thüre hinter Frida sich wieder geschlossen hatte.

„Vater, Du bist zu hart gegen das arme Mädchen gewesen,“ sprach Viktor.

Der Kaufmann schien dies selbst zu fühlen, um so weniger mochte er es eingestehen.

„Zu hart!“ rief er. „Vielleicht deshalb, weil ich die Komödie, welche hier gespielt wurde, sofort durchschaut habe.“

„Hier ist keine Komödie gespielt,“ entgegnete Viktor ernst, er sah Frida's bleiches, unschuldiges Gesicht noch vor sich und fühlte das innigste Mitleid mit ihr.

„Haha! Sie hat Dich getäuscht, weil sie gut gespielt ist, was von der Tochter eines Schauspielers kaum anders zu erwarten war,“ fuhr Heno fort. „Ich kenne das Leben besser und länger als Du; wenn es meinem Bruder gut erginge, so würde er nicht das Verlangen nach Versöhnung haben, dann würde er hochmüthig triumphiren, weil ich ihm die Folgen seiner Thorheit vorausgesagt habe. Er hat nicht auf mich hören wollen, jetzt mag er die Folgen tragen, ich habe mich längst von ihm losgesagt!“

„Seine Tochter hat selbst gesagt, daß er von ihrem Schritte nichts gewußt habe,“ warf Viktor ein.

Der Kaufmann zuckte verächtlich mit der Schulter.

„Ich habe ihr nicht geglaubt!“

„Sie hat die Wahrheit gesagt!“ rief Viktor lebhaft. „Augen, welche so offen und ruhig blicken, können nicht lügen! Ich habe gesehen, wie sie bei Deinen Worten erbleichte und schmerzhaft zusammenzuckte, und liegt der Gedanke so fern, daß ein junges Mädchen ihren Vater mit seinem Bruder auszusöhnen wünscht? Sie hat diesen Gedanken vielleicht schon lange im Stillen in sich getragen, ehe sie den Muth zur Ausführung gewonnen, sie hat sich vielleicht die Freude ausgemalt, wenn sie vor ihren Vater hintreten und ihm sagen könne: Dein Bruder ist versöhnt und ich — ich habe dies zu Stande gebracht! Wenn sie fähig gewesen wäre, sich zu verstellen, dann würde sie nicht an der Thüre kraftlos und ohnmächtig zusammengebrochen sein!“

Es klang aus seinen Worten eine innere Erregung und Wärme.

„Die Ohnmacht war wenigstens sehr kurz,“ bemerkte der Kaufmann, den es mit Unwillen erfüllte, daß sein Sohn sich der Zurückgewiesenen so warm annahm. „Sibylle, Du bist ja ganz unparteiisch, welchen Eindruck hat das Mädchen auf Dich gemacht?“

Die Genannte hatte ruhig dagestanden und Viktor scharf beobachtet, der erregte Ton seiner Worte war ihr am wenigsten entgangen.

Sie schien mit der Antwort zu zögern, noch einmal glitt ihr Auge über Viktor hin, der wie in Gedanken vor sich hinblickte.

„Ich glaube nicht, daß sie die Wahrheit gesprochen hat," erwiederte sie dann mit lächelndem Gesichte, aber mit fester Stimme.

Viktor blickte schnell auf, diese Antwort hatte er nicht erwartet.

„Sie können nicht glauben, daß ein Mädchen, welches fast noch ein Kind ist und sich eine solche Aufgabe gestellt hat, aus dessen ganzem Wesen die größte Unbefangenheit und Unschuld spricht, eine Lügnerin ist!" rief er.

„Weshalb nicht?" warf Sibylle ruhig ein.

„Weil es dann überhaupt keine Unbefangenheit und Unschuld mehr gibt!" fuhr Viktor erregt fort. „Dann ist Alles nicht mehr als eine Lüge!"

„Ich glaube, Sie beurtheilen die Menschen nicht richtig," warf Sibylle ein.

„Kind, Du hast Recht, Viktor kennt die Menschen und das Leben zu wenig!" rief Heno. „Er läßt sich noch durch den Schein und ein unschuldiges Gesicht täuschen, er könnte durch Thränen zu Allem bewogen werden, weil er nicht weiß, daß auch sie in vielen Fällen nicht mehr sind als Verstellung und Heuchelei. Wer im Leben weiter kommen will, darf sich durch solche Thorheiten nicht blenden lassen, ich habe es nie gethan und der Erfolg spricht für mich."

Er erzählte, wodurch er mit seinem Bruder verfeindet war, daß er vergebens versucht habe, denselben von den thörichten Ideen, von denen er gefangen gewesen sei, zu befreien.

Viktor hatte sich auf einem Stuhle niedergelassen und blickte träumend vor sich hin. Er hörte die Worte seines

Vaters kaum, seine Gedanken beschäftigten sich mit Sibylle und deren harten Worten und dann wandten sie sich wieder zu Frida, die er ohnmächtig an der Thüre emporgehoben hatte. Weshalb war Sibylle ihr nicht zu Hilfe geeilt? Weshalb hatte auch sie gegen das unglückliche Mädchen Partei ergriffen? War es denn möglich, daß des Kindes Augen so sehr gelogen hatten, daß ihr Schmerz, ihr Zittern, ihr Erbleichen nicht mehr als Verstellung gewesen war?

Ermüdet stand er endlich auf, um sich auf sein Zimmer zu begeben.

„Sie wollen uns schon verlassen?" fragte Sibylle und lächelte ihm freundlich entgegen.

Viktor sah sie an und ließ eine Minute lang das Auge schweigend auf ihr ruhen. Wie schön sie war! Wie zauberisch verlockend ihre Augen blickten!

„Ja, ich bin müde," erwiederte er und verließ, nur flüchtig eine gute Nacht wünschend, das Zimmer.

Unwillig war das Auge seines Vaters ihm gefolgt, das sich dann auf Sibylle richtete, deren Lippen fest, entschlossen und trotzig auf einander gepreßt waren.

Heno schien zu errathen, was in ihr vorging.

„Kind, er ist oft ein Schwärmer," sprach er. „Er ist mein Sohn und doch kommen Augenblicke, in denen ich ihn nicht begreife, in denen ich zweifeln möchte, daß mein Blut in ihm fließt. Noch hat er wenig von der Ruhe und Besonnenheit eines Geschäftsmannes, ich hoffe indessen, daß das Leben ihm beides bringen wird. Er ist zu gutmüthig und dadurch ist die Schärfe seines Blickes getrübt,

wer ihn indessen richtig zu leiten versteht, kann Alles durch ihn erreichen.“

„Ich glaube, er läßt sich allzu leicht durch den Augenblick hinreißen,“ warf Sibylle ein.

„Das thut er, aber auch dies wird sich mit der Zeit ändern, denn er ist noch jung,“ fuhr der Alte fort. „Er hat seine Mutter schon vor Jahren verloren und ich habe mich leider nur wenig um ihn kümmern können, denn das Geschäft hat meine ganze Zeit in Anspruch genommen. Ich habe seine Zukunft gottlob sicher gestellt, er braucht das, was ich erworben habe, nur zu erhalten und es werden nie Sorgen an ihn herantreten. Er hält mich für reich und doch besitze ich mehr, als er ahnt; aber verrathe es ihm nicht, Kind, denn er hat ohnehin große Neigung zur Verschwendung.“

Sibyllens Augen leuchteten, denn von Jugend auf hatte sie nur den einen Wunsch gekannt, reich — reich zu sein!

„Ich verrathe nichts,“ versicherte sie. —

Um dieselbe Zeit saß Frida zusammengekauert in einer Ecke des engen Zimmers ihrer Eltern. Ihr Vater war völlig erschöpft und fast muthlos heimgekehrt, denn alle seine Bemühungen, ein neues Engagement zu finden, waren bis jetzt gescheitert, ihre Mutter weinte, Kuno saß am Tische, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sein Auge blickte starr vor sich hin.

Ihr Vater schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Selma, ich bitte Dich, weine nicht,“ bat er endlich zu seiner Gattin tretend. „Deine Thränen schmerzen mich mehr als alle Härten des Geschickes! Sieh, mich trifft nur

der eine Vorwurf, daß ich noch thöricht genug war, Hoffnungen zu hegen. Der Mensch klammert sich so gern an den Gedanken des Glückes, bis jetzt hat es mir wenig gelächelt, das Mißgeschick hat mich lange und schwer verfolgt, aber einen Triumph soll es nicht feiern, es wird ihm nicht gelingen, mich völlig zu beugen, die Kunst hat mich im Stiche gelassen — morgen suche ich mir Arbeit!"

Die Kranke schwieg und weinte weiter.

Auch Frida weinte, still, unbemerkt. Sie hatte die Worte ihres Vaters kaum gehört, sie weinte, weil der Traum, dem sie sich hingegeben hatte, so schroff vernichtet war. Die harten Worte des Kaufmanns klangen noch in ihr nach und machten sie erzittern und dann wieder sah sie in die gutmüthigen und mitleidsvollen Augen Viktors, der sie emporgehoben hatte und in seinen Armen hielt.

Sie hatte von ihrem Vorhaben und dem Scheitern desselben kein Wort erwähnt, allein wollte sie es tragen, und allein ertrug sie es auch, daß ihr Glauben an die Gerechtigkeit des Geschickes erschüttert war.

13.

Der Schauspieler hatte eine unruhige Nacht gehabt; die Vergangenheit war an seinem Geiste vorübergezogen, Hoffnungen auf Hoffnungen hatte er zu Grabe getragen, aber sein Muth war nicht gebrochen; er fühlte seine Kräfte wohl langsam schwinden, war aber fest entschlossen, bis zum letzten Augenblicke seine volle Schuldigkeit zu thun.

Als er zu den Seinen in das Zimmer trat, schien er völlig ruhig zu sein, nur sein Gesicht war noch bläßer

als gewöhnlich und aus seinen Augen leuchtete es wie eine stille Traurigkeit.

Dem scharfen Blicke der Kranken entging dies nicht, schweigend streckte sie ihm die Hand entgegen, der leise Druck derselben verrieth ihm aber, daß sie ihn verstand.

Vereint genossen sie das spärliche Frühstück; um seinen Kindern zu verbergen, was in ihm vorging, scherzte Heno sogar.

„Seht, Kinder, ihr habt es entschieden besser, als wir armen Schauspieler," sprach er lächelnd. „Wenn in einem Stücke eine lustige Zechscene vorkommt, dann müssen wir aus leeren Bechern und Humpen trinken und müssen dabei lustig und halb berauscht sein, das ist nicht immer leicht, denn ein leerer Becher macht noch nüchterner als man bereits ist, wenn wir auch nur wenig haben, so brauchen wir doch nicht die Gesättigten zu spielen, ohne daß wir wirklich gesättigt sind. Das Geschick setzt Einem manches Gericht vor, das man nicht recht schmackhaft findet und man muß es doch verzehren; derjenige ist jedenfalls am wohlsten daran, der seinen Gaumen nicht allzu sehr verwöhnt hat. Lucull ist jedenfalls der größte von allen Narren gewesen, weil er sein ganzes Vermögen der Zunge geopfert hat!"

Es wurde an die Thüre gepocht.

Frida stand auf und öffnete die Thüre, unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück, dunkle Röthe ergoß sich über ihr Gesicht.

Ein junger Mann trat ein — es war Viktor. Sein Auge glitt durch das einfache, fast ärmliche Zimmer hin, befangen blieb er an der Thüre stehen, als er die Kranke erblickte.

Heno hatte sich erhoben und war ihm entgegen getreten.

„Sie müssen mich entschuldigen, daß ich zu so früher Stunde komme," sprach Viktor. „Allein das Verlangen...!"

Er beendete seine Worte nicht, denn sein Auge begegnete dem halb vorwurfsvollen Blicke Frida's, der ihn verwirrte.

„Was wünschen Sie?" fragte Heno ruhig.

„Es hat mich nicht die Neugierde, sondern wirkliche Theilnahme hieher geführt," entgegnete Viktor. „Ich wollte Sie kennen lernen und was in meinen Kräften steht, das werde ich gern — gern thun, um — um...!"

Er hatte nicht den Muth zu sagen: um Sie zu unterstützen, denn trotz des ärmlichen Raumes und der fast dürftigen Kleidung Heno's übte die große Gestalt desselben, der ruhige, klare Blick seiner Augen doch einen fast einschüchternden Einfluß aus.

„Wer sind Sie?" fragte der Schauspieler, der den Sinn der Worte nicht verstand.

„Mein Name ist Viktor Heno."

„Heno?" wiederholte Sigmund überrascht; er wußte jetzt, daß der Sohn seines Bruders vor ihm stand. Er hatte ihn als Kind gesehen, seitdem nicht wieder, aber lag nicht in seinem Auge noch ein kindlicher Ausdruck! Er hätte auf ihn zueilen und ihn an seine Brust pressen mögen.

„Ja," gab Viktor zur Antwort.

„Und was — was führt Sie zu mir?" rief der Schauspieler, der kaum im Stande war, seine freudige Erregung zu verbergen.

„Erst durch Ihre Tochter habe ich erfahren, daß Sie hier in der Stadt weilen — ich wußte es nicht — ich

wollte Sie kennen lernen und die Frage an Sie richten, ob ich irgend etwas thun kann, Ihr Geschick zu erleichtern."

„Sie — Sie!" rief Sigmund und sein Auge erglänzte in freudiger Rührung. „Und mein Bruder — Ihr Vater sendet Sie!"

Unwillkürlich senkte Viktor das Auge, er konnte diesem Manne gegenüber nicht die Unwahrheit sprechen.

„Nein — er weiß nicht, daß ich hier bin," entgegnete er mit leiser Stimme.

„Er weiß es nicht und er würde es wahrscheinlich auch nicht billigen," fuhr Sigmund fort. „Er zürnt mir seit langen Jahren, er sieht mich als einen Entarteten und Verlorenen an und ich hätte wissen sollen, daß sein Herz kein Vergessen und Versöhnen kennt. Er mag ja vielleicht Recht haben, allein es gibt ein Recht, welches um so tiefer kränkt und einschneidet, weil es uns an eine Menge bitterer Wahrheiten erinnert."

Viktor schwieg, konnte er widersprechen?

„Sie sind aus eigenem Antriebe hieher gekommen?" fragte Sigmund.

„Ja, und wenn ich irgend Etwas thun kann — so werde ich es gern thun," versicherte Viktor.

Heno erfaßte die Hand des jungen Mannes, der ihm so nahe verwandt war.

„Ich danke Ihnen!" sprach er und seine Stimme zitterte leise bewegt. „Sie sind noch jung und werden das Leben nur von der lachenden Seite kennen gelernt haben, aber glauben Sie mir, dem, der durch das Glück nicht verwöhnt ist, thut ein freundlicher Wille wohler als eine freundliche

That! Die That kann ich von Ihnen nicht annehmen. Ihr Vater würde sie nicht billigen und ich will den Sohn nicht mit dem Vater entzweien, ist es doch schlimm genug, daß die Brüder sich als Fremde und Feinde gegenüberstehen! — Sehen Sie mich nicht so erstaunt an. Wären Sie im Namen meines Bruders zu mir gekommen, so würde ich Sie mit offenen Armen und freudigem Herzen begrüßt haben, denn die Bande des Blutes und die ersten Erinnerungen der Jugend bleiben in uns frisch und wenn wir noch so alt werden; mit Jubel hätte ich Sie als versöhnenden Engel begrüßt und es hätte wahrlich nur mein Herz und nicht mein Interesse gesprochen."

Viktor schwieg, die Gestalt des Mannes vor ihm schien zu wachsen und höher und höher zu werden, seine Augen leuchteten und schienen einen Glanz um ihn zu verbreiten.

„Sie glauben vielleicht meinen Worten nicht," fuhr Sigmund fort. „Die meisten Menschen sagen ja das am wenigsten, was sie empfinden; ich bin vielleicht ein großer Thor, allein ich kann mir sagen, daß ich immer wahr gewesen bin. Sehen Sie, es sind Jahre, lange Jahre her, da kam ich auch in diese Stadt, es ging mir schlecht, sehr schlecht, ich war der Verzweiflung nahe, da wandte ich mich an Ihren Vater — an meinen Bruder, um eine Unterstützung, nicht für mich, sondern für meine Frau und meine Kinder, denn ich selbst hätte den Muth besessen, zu verhungern — und er wies mich kalt — kalt zurück. Da habe ich das Gelöbniß gethan, nie — nie das Geringste von ihm anzunehmen. Kein Mensch hat dies Gelöbniß gehört, nur mir selbst habe ich es zugerufen, und doch würde

ich es unter allen Gestaltungen des Geschickes treu bewahrt haben, denn den halte ich für am verächtlichsten, der sich selbst nicht Wort hält. Ich habe nie einen Versöhnungsversuch gewagt, weil ich wußte, daß mein Bruder denselben falsch deuten werde!"

„Ich kann also nichts für Sie thun?" fragte Viktor.

„Doch, wiederholen Sie Ihrem Vater die Worte, welche ich zu Ihnen gesprochen habe, aber ohne jeden Groll; ich bin auf ihn erzürnt gewesen, allein ich bin es nicht mehr. Wenn man älter wird, sieht man ein, welche Thorheit es ist, sich die wenigen Lebensjahre durch Feindschaft zu verkürzen; man lernt auch erkennen, daß nicht alle Menschen gleich denken und gleich handeln können, denn sie sind ja durch natürliche Anlagen, durch Beschäftigung und Neigung ganz verschieden, wer gerecht ist, muß jedem Menschen seine Eigenthümlichkeit zugestehen. — Daß Sie zu mir gekommen sind, um mir Ihre Hilfe anzubieten, werde ich nie vergessen, und wenn wir uns später begegnen, dann lassen Sie uns friedlich und freundlich einander entgegentreten, es fließt in unseren Adern ja ein verwandtes Blut."

Er reichte Viktor die Hand, dieser erfaßte dieselbe fest und drückte sie; sein Auge glitt über Frida hin, die sich hinter das Bett ihrer Mutter geflüchtet hatte.

„Ich hoffe, Sie bald und oft wiederzusehen!" rief er und verließ schnell das Zimmer.

Heno blickte ihm schweigend nach, der junge Mann hatte in wenigen Minuten seine volle Zuneigung gewonnen.

„Ich befürchte, sein Vater wird es nicht zugeben, daß er wieder kommt," sprach er dann.

„Sollte er nicht vielleicht doch im Auftrage Deines Bruders gekommen sein?“ warf die Kranke ein.

Heno schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Nein, er sah nicht aus, als wenn er mit so ruhigem Blicke die Unwahrheit sagen könne,“ entgegnete er. „Ich habe von ihm gehört, daß er ein sehr lustiges und verschwenderisches Leben führt, sein Herz ist jedenfalls gut, sonst würde es ihn nicht hieher getrieben haben.

Erst jetzt dachte er an Viktors Worte, daß er durch Frida seine Anwesenheit in der Stadt erfahren habe. Fragend glitt sein Auge über seine Tochter hin, welche noch immer regungslos hinter dem Bette ihrer Mutter stand. Woher kannte sie den Sohn seines Bruders, da er diesen nie gegen seine Kinder erwähnt hatte? Sollte der Zufall Beide zusammengeführt haben, sollte es Frida sein, die den jungen Mann zu ihm getrieben hatte?

„Frida, woher kennst Du den Sohn meines Bruders?“ fragte er.

Die Gefragte antwortete nicht, erröthend blickte sie vor sich nieder. Durfte sie gestehen, was sie zu dem Kaufmann getrieben hatte?

Heno's Brauen zogen sich leise zusammen. Lag in diesem Schweigen nicht das Bewußtsein einer Schuld?

„Ich verlange die volle Wahrheit zu wissen,“ fuhr er ernst fort. „Der junge Mann hat selbst gesagt, daß er Dich kennt, wo hast Du ihn kennen gelernt?“

„Ich habe ihn gestern Abend zum ersten Male gesehen,“ erwiederte Frida.

„Gestern Abend! Wo?“ rief Heno überrascht. „Ich

habe geglaubt, ein Kind wie Du müsse den Abend in der elterlichen Wohnung zubringen. Wo hast Du ihn getroffen? Sprich!"

„In dem Hause seines Vaters."

„Dort — dort? Wie kommst Du in das Haus meines Bruders?"

Frida sah ein, daß sie das, was sie still für sich hatte bewahren wollen, nicht länger geheim halten konnte, sie eilte auf ihren Vater zu, erfaßte bittend dessen Hand und erzählte dann offen und wahr, was sie zu seinem Bruder getrieben hatte.

Heno unterbrach sie nicht, es lag in den offenen und kindlichen Worten des Mädchens etwas Rührendes, sein feucht schimmerndes Auge ruhte auf ihr, dann beugte er sich nieder und küßte sie auf die Stirne.

„Für mich hast Du dies gethan, für mich!" rief er mit leise bebender Stimme. „Und mein Bruder hat Dich kalt und hart zurückgewiesen?"

Frida schwieg.

„Dein Schweigen gibt mir die Bestätigung," fuhr er fort; „ich weiß ja, daß er kein Mitleid kennt, das Geld und der Egoismus haben sein Herz verhärtet, er würde ohne Bedenken die halbe Welt untergehen lassen, wenn er dadurch gewänne! Kind, Dein Vorhaben ist mißlungen, aber deshalb schlage ich es nicht geringer an. Nimm Dir daraus eine Lehre für das Leben. Mancher Wunsch bleibt unerfüllt, manche Hoffnung wird vernichtet, manches Vorhaben mißlingt, wir dürfen uns dadurch aber nicht abhalten lassen, stets das Gute zu wollen. Nun halte den Kopf

wieder hoch. Mein Bruder hat eine Aussöhnung zurückgewiesen, weil er befürchtet, ich könne seine Hilfe in Anspruch nehmen, ich werde dies nie thun, denn noch fühle ich die Kraft in mir, für euch zu sorgen; wenn es mir freigestellt würde, mit ihm zu tauschen, so würde ich nicht eine Sekunde lang schwankend sein, denn ihr seid mir mehr werth, als all sein Reichthum!"

Er ergriff schnell seinen Hut und verließ das Zimmer. —

Viktor erschien an diesem Tage etwas später als gewöhnlich zum Mittagessen, er hatte sich auf sein Zimmer begeben und die Dienerin mußte ihn zweimal rufen, ehe er kam.

Unwillig glitt das Auge seines Vaters über ihn hin, als er eintrat, denn der Kaufmann liebte die Pünktlichkeit. Viktor schien den Blick seines Vaters gar nicht zu bemerken, schweigend ließ er sich am Tische nieder.

„Du scheinst heute wenig Hunger zu haben, weil Du uns hast warten lassen," sprach Heno endlich.

Viktor dachte in der That kaum an das Essen, er spielte mit dem Löffel und seine Gedanken waren zurückgeeilt in die ärmliche Wohnung des Schauspielers, wo eine hohe, männliche Gestalt ihm gegenüber stand.

„Du hast Recht, ich habe keinen Hunger," entgegnete er, sich nachläßig auf dem Stuhle zurücklehnend.

„Weshalb nicht?" fuhr der Kaufmann fort. „Wenn ich des Morgens fleißig gearbeitet habe, dann fehlt mir Mittags auch der Appetit nicht."

Viktor zuckte leise mit der Schulter; er fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag, denn er hatte kaum eine

Stunde lang im Geschäfte zugebracht. Sein Auge glitt über Sibylle hin, auch sie schien verstimmt zu sein, es ärgerte ihn dies, denn wodurch hatte er sie beleidigt, daß sie nicht einen freundlichen Blick für ihn hatte? Es war nicht seine Absicht gewesen, seinem Vater an diesem Tage seinen Besuch bei dem Schauspieler mitzutheilen, jetzt fühlte er sich dazu getrieben, denn er fühlte sich in einer Stimmung, in der es ihm wohl that, wenn er seinem Herzen offen Luft machen konnte.

„Ich habe heute Morgen einen Besuch gemacht, der mich ergriffen und verstimmt hat," sprach er.

Heno blickte zu ihm über den Tisch hinüber, ohne sich im Essen stören zu lassen.

„Bei wem?" fragte er scheinbar gleichgiltig.

„Bei Deinem Bruder," gab Viktor zur Antwort.

Der Kaufmann zuckte zusammen und legte die Gabel auf den Tisch. Seine Augen schlossen sich halb und waren unter den buschigen Brauen kaum noch zu erkennen.

„Was hat Dich zu ihm geführt?" fragte er.

Viktor zögerte mit der Antwort, er bemerkte, wie auch Sibylle die Gabel und das Messer leise auf den Tisch legte und durch seine Worte überrascht zu sein schien; es gewährte ihm dies eine heimliche Genugthuung.

„Ich wünschte ihn kennen zn lernen, er ist mein Onkel und ich denke, dieser Wunsch ist ganz natürlich," entgegnete er.

„Das ist er nicht, da Du gestern Abend gehört hast, wie ich über ihn denke," unterbrach ihn sein Vater heftig. „Ich hätte von Dir erwarten dürfen, daß Du meine An=

sichten als die richtigen anerkennst. Mein Bruder steht mir feindlich gegenüber und ich hätte es nimmermehr für möglich gehalten, daß mein eigener Sohn einen Mann aufsuchen werde, von dem ich mich losgesagt habe."

Viktor blieb ruhig, die Heftigkeit seines Vaters wirkte wie besänftigend auf ihn.

„Ich habe bei ihm die entgegengesetzte Stimmung gefunden, er ist durchaus versöhnlich gestimmt," bemerkte er.

„O, ich kenne den Grund dieser Versöhnlichkeit!" unterbrach ihn sein Vater. „Sie ist auf mein Vermögen gerichtet, ich soll ihn unterstützen und wo möglich seine ganze Familie unterhalten, damit er ungestört in seinen Thorheiten fortleben kann. Wäre ich arm, so würde auch er mich nicht mehr kennen, jetzt lockt ihn mein Geld!"

„Du irrst," bemerkte Viktor ruhig. „Er würde keine Unterstützung von Dir annehmen, da Du ihn einmal hart zurückgewiesen hast."

„Haha! So spricht ein Jeder, der seine Wünsche mißlingen sieht; auch der Fuchs sagte, daß die Trauben sauer seien, weil er sie nicht erlangen konnte! Ich möchte den Versuch nicht wagen, denn ich bin überzeugt, daß er beide Hände ausstrecken würde!"

„Ich habe den Versuch gewagt," entgegnete Viktor.

„Was hast Du gethan?"

„Ich habe ihm meine Unterstützung angeboten, und ruhig, ohne jede Gehässigkeit hat er sie abgelehnt."

Heno blickte seinen Sohn erstaunt an.

„Deine Unterstützung!" wiederholte er dann mit bitterem Spotte. „Und wovon wolltest Du ihn unterstützen? Mit

meinem Gelde! Mit dem, was ich mir durch Fleiß und Sparsamkeit erworben habe! Das hast Du meinem Feinde angeboten, als ob Du über einen Thaler, den ich Dir nicht gebe, zu verfügen hättest!"

Viktor fühlte sich durch die erbitterten Worte tief verletzt.

„Wirf mir das nicht vor, was Du mir gibst, denn ich bin im Stande, allein meinen Unterhalt zu erwerben," entgegnete er.

Der Kaufmann wollte heftig antworten; Sibylle trat zu ihm und legte beruhigend die Hand auf seine Schulter.

„Thu' es!" rief er. „Mache den Versuch, ich bin selbst neugierig, wie er ausfallen würde, denn noch hast Du Deine Kraft nicht erprobt. Es spricht sich sehr leicht aus, ich werde für mich selbst sorgen, wäre es indessen so leicht, so würden nicht Hunderte und Tausende darüber zu Grunde gehen! Aehnliche Worte sprach auch einst mein Bruder zu mir und Du selbst hast gesehen, wie er sie wahr gemacht hat! Vielleicht willst Du ihn Dir zum Vorbilde nehmen!"

„Nun, ich glaube nicht, daß es ein schlechtes Vorbild sein würde," entgegnete Viktor.

„Das Vorbild eines verkommenen Schauspielers, eines Bettlers!" rief Heno, sprang auf und verließ erregt das Zimmer.

Viktor und Sibylle blieben allein zurück und ihr Schweigen verrieth ihre Verlegenheit.

„Viktor, ich glaube, Sie sind zu weit gegangen," sprach Sibylle, aber kaum mit dem Tone eines Vorwurfes, sondern halb schüchtern zu dem jungen Manne aufblickend.

„Zu weit, weil ich die bitteren Worte meines Vaters nicht schweigend hingenommen habe,“ erwiederte Viktor, nicht im Stande, seine Erregung so schnell zu überwinden. „Mein Vater vergißt nur zu leicht, daß ich kein Knabe mehr bin, der sich geduldig schelten läßt; ich kann und will dies nicht ertragen!“

„Und trotzdem liebt Ihr Vater Sie sehr,“ fuhr Sibylle fort, „gegen mich spricht er dies offener aus als gegen Sie und ich finde dies natürlich.“

„Dann sollte er mich besser verstehen; jedenfalls verdiente ich keinen Vorwurf, weil ich seinen Bruder kennen zu lernen gesucht habe! Er nennt ihn freilich seinen Feind, und doch bleibt er immer sein Bruder und das Band des Blutes läßt sich nie ganz zerreißen, sie haben doch gemeinsame Freuden und Erinnerungen gehabt, die sie vereinen, und wäre es nur die einzige gemeinsame Erinnerung an ihre Mutter, die sie Beide geliebt hat. Das ist schon ein Band, welches sie fest verknüpfen sollte, selbst wenn ihre Anschauungen und Interessen noch so weit aus einander gehen!“

Auf Sibylle machten diese Worte wenig Eindruck, sie zuckte nur leicht mit der Schulter; sie war viel zu berechnend, als daß ihr Gemüth sich hätte leicht erregen lassen.

„Und hat Sie wirklich nur das Verlangen, Ihren Onkel kennen zu lernen, zu dem Besuche bewogen?“ fragte sie, indem ihr Auge lächelnd und doch scharf beobachtend auf Viktor gerichtet war.

„Gewiß! Welchen anderen Grund hätte ich haben sollen? Ich wußte wohl, daß mein Vater noch einen Bruder

hatte, so oft ich aber nach demselben fragte, wich er meiner Frage aus; daß derselbe hier in der Stadt weilt, habe ich erst gestern Abend erfahren, ich wollte ihn nun selbst kennen lernen."

Sibylle schien seinen Worten keinen vollen Glauben beizumessen.

„Sie bewiesen gestern Abend der Tochter Ihres Onkels — Ihrer Cousine — viel Theilnahme," bemerkte sie.

„Ist das nicht natürlich?" warf Viktor ein. „Das arme Mädchen erweckte mein volles Mitgefühl, zumal da mein Vater so hart gegen sie war. Ich habe selten ein paar Augen gesehen, aus denen eine solche kindliche, unberührte Unschuld sprach. Auch Sie glaubten nicht, daß sie die Wahrheit gesprochen habe und doch habe ich mich heute selbst davon überzeugt; ich würde jede Wette darauf eingegangen sein, daß dieses Mädchen nicht lügen könne."

„Ich war gestern Abend befangen," erwiederte Sibylle, die wohl einsah, daß Viktors Interesse für Frida um so mehr wachsen werde, je mehr er genöthigt war, sie zu vertheidigen. „Ich kannte die Verhältnisse zu wenig und freue mich, daß Sie Recht gehabt haben. Damit Sie sehen, wie aufrichtig ich es meine, biete ich mich Ihnen als Bundesgenossin an, wenn Sie den Versuch, Ihren Vater mit seinem Bruder zu versöhnen, fortsetzen wollen."

„Ich kenne meinen Vater zu gut, als daß ich hoffen könnte, mein Versuch werde gelingen; er ist unversöhnlich, weil er nicht gelernt hat zu vergessen und nicht im Stande ist, das Mißtrauen gegen Andere zu überwinden."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so leicht einen

Wunsch aufgeben würden, oder ist es Ihnen nicht genehm, daß ich Sie unterstützen will."

„Gewiß ist mir das lieb!" rief Viktor.

„Nun dann lassen Sie uns zusammen halten," sprach Sibylle und streckte ihm lächelnd ihre kleine Hand entgegen.

Viktor sah ihr in die Augen und er konnte dem Lächeln des schönen Mädchens nicht widerstehen, fast leidenschaftlich erfaßte er ihre Hand und hielt sie fest in der seinigen. Und Sibylle ließ ihm dieselbe.

Verschiedenes in Sibyllens Wesen hatte ihm nicht gefallen und doch war er von ihr wie mit einem Zauber umstrickt, dem er sich nicht mehr entziehen konnte.

„Dann müssen Sie aber auch meinem Vater gegenüber mehr auf meine Seite treten!" rief Viktor.

„Stehe ich nicht schon auf Ihrer Seite?" erwiederte sie lächelnd. „Wenn ich Ihrem Vater dann und wann Recht gebe, so thue ich es ja nur, um ihn nicht noch mehr gegen Sie aufzubringen; wenn Sie nicht zugegen sind, dann spreche ich stets zu Ihren Gunsten."

Viktor zog Sibyllens kleine Hand an seine Lippen und küßte dieselbe leidenschaftlich.

14.

In dem Hause des Majors v. Grambkow sah es trübe aus, Thekla war bei ihrer Weigerung, die Gattin Echten's zu werden, geblieben, und Grambkow hatte vergebens versucht, sowohl sie wie ihre Mutter durch Drohungen und sein rohes Wesen einzuschüchtern. Bertha hatte Unsagbares gelitten, denn an ihr ließ er seinen ganzen Groll aus,

dennoch war kein Wort der Klage über ihre Lippen gekommen, sie ertrug es, um das Glück ihres Kindes zu retten.

Der Kapitän war zweimal zum Besuche gekommen, Thekla hatte sich nicht sehen lassen; er war nicht mehr im Zweifel darüber, daß Thekla ihn nicht liebte, um so stärker war aber sein Verlangen, sie zu besitzen, geworden, und Grambkow hatte ihm wiederholt die Versicherung gegeben, daß Thekla die Seine werden solle.

Der Major war täglich bei Echten, er sah ihn bereits als seinen Schwiegersohn an, und der vortreffliche Weinkeller des Kapitäns, der ihm offen stand, übte eine große Anziehungskraft auf ihn aus.

Wieder begab er sich zu ihm und traf ihn in seinem Zimmer.

„Es ist gut, daß Sie kommen, ich wollte schon zu Ihnen schicken, um Sie holen zu lassen!“ rief Echten, der nicht in der besten Laune zu sein schien, denn er streckte dem Eintretenden nicht einmal die Hand entgegen.

„Weshalb?“ fragte Grambkow überrascht.

„Ich weiß jetzt, weshalb Thekla sich weigert, die Meinige zu werden,“ fuhr Echten fort. „Sie haben darum gewußt und es wäre deshalb klüger gewesen, wenn Sie mir offen die Wahrheit gesagt hätten!“

„Was soll ich wissen?“ rief Grambkow, der in der That nicht wußte, was der Kapitän meinte.

„Daß Thekla ihr Herz bereits verschenkt hat.“

„Bereits verschenkt?“ wiederholte der Major mit einem so erstaunten Gesichte, daß man in diesem Falle allerdings

die Wahrheit aus ihm lesen konnte. „Unmöglich — das kann nicht sein, das Mädchen kennt ja Niemand! Kapitän, Sie irren; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht eine Ahnung davon habe!“

„Ich würde es vielleicht auch nicht geglaubt haben, wenn ich mich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt hätte; Ihre Tochter hat obenein eine sehr bescheidene Wahl getroffen.“

„Wen — wen?“ unterbrach ihn Grambkow.

„Den Verwalter Ihres Pächters.“

Der Major fuhr fast erschreckt zurück.

„Nein — nein, das glaube ich nimmermehr, weil es unmöglich ist!“

„Weshalb nicht? Der Verwalter ist nicht häßlich.“

„Es ist unmöglich!“

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich Beide heute Morgen im Walde gesehen und belauscht habe, daß ich selbst vernommen, wie sie die Versicherungen der Liebe sich gegenseitig wiederholt und geschworen haben, nie von einander zu lassen, wie es auch kommen möge?“

„Kapitän, sprechen Sie die Wahrheit!“ rief Grambkow erregt.

„Ich spreche sie.“

„Dann werfe ich die Unwürdige heute noch aus dem Hause,“ fuhr der Major, sich selbst kaum noch kennend, fort. „Nicht eine Stunde dulde ich sie länger bei mir, ich sage mich los von ihr, los für immer!“

„Sie werden dies nicht thun,“ warf Echten ein, die Hand auf seinen Arm legend. „Was würde die Folge

sein? Thekla würde sich ihrem Geliebten anschließen, Sie würden also das, was wir verhindern wollen, befördern."

„Sie haben Recht — allein was soll ich thun?" rief Grambkow.

„Liegt dies nicht auf der Hand? Suchen Sie zunächst zu verhindern, daß Ihre Tochter mit dem Verwalter wieder zusammentrifft, dann tragen Sie Sorge, daß der junge Mann aus seiner Stellung entlassen wird."

„Das kann ich nicht, denn ich habe dem Pächter nichts zu befehlen und glaube kaum, daß er auf mich hören wird, zumal da er mit dem Verwalter sehr zufrieden ist."

„Ich dächte, diese Aufgabe könnte nicht sehr schwierig sein," bemerkte der Kapitän halb unwillig und halb spöttisch. „Ich würde dies in kurzer Zeit erreichen, dann würde Thekla mir jedoch noch mehr abgeneigt sein, und das will ich vermeiden; ich werde Ihnen indessen angeben, in welcher Weise Sie handeln müssen. Der Pächter kann den jungen Mann natürlich nur dann sofort entlassen, wenn er demselben bis zum Ende der Kontraktszeit das volle Gehalt auszahlt und ihn außerdem entschädigt; dies muß ihm durch Sie ersetzt werden. Er wird ferner, da Sie sagen, daß der Verwalter eine tüchtige Kraft sei, dieselbe nicht gern entbehren, wenn er nicht auch dafür entschädigt wird, und das ist in der That nicht mehr als billig. Stellen Sie ihm beides in sichere Aussicht, legen Sie in diesem Falle auf wenige Thaler nicht einen so hohen Werth."

„Dies muß ich leider," sprach Grambkow halblaut und blickte vor sich nieder, er schien nicht den Muth zu haben, dem Kapitän in's Auge zu sehen.

Echten richtete den Blick unwillig auf ihn. Er hatte dem Major stets bereitwillig seine Kasse geöffnet, er war nichts weniger als geizig und doch ärgerte es ihn, daß dieser Mann, der nicht im Stande war, einen einzigen Thaler zu verdienen, das Geld so leichtsinnig vergeudete. Daß er es im Spiele verlor, wußte er längst, denn Grambkow's Vergangenheit und sein Leben lagen klar vor ihm.

„Es handelt sich hier um mein Interesse, ich werde deshalb auch selbstverständlich Ihnen die nöthigen Mittel geben," erwiederte er; „aber auf Eines möchte ich Sie aufmerksam machen und meine freundschaftliche Stellung Ihnen gegenüber gibt mir das Recht dazu. Welche Freude kann es Ihnen gewähren, in der Waldschenke die Nächte zu durchspielen und dort mit Leuten zu verkehren, die unter Ihnen stehen und Sie obenein auslachen, wenn sie Ihnen das Geld abgenommen haben?"

Grambkow zuckte bei den Worten betroffen zusammen, er hatte geglaubt, Echten wisse von seinem Leben nichts, er erschien wie ein Schuldiger, der vor seinem Richter steht. Jedem Anderen gegenüber würde er mit dreister Stirne geleugnet haben, gegen Echten wagte er es nicht, denn in dem Blicke desselben lag etwas Zwingendes und Niederdrückendes.

„Ich bin in der letzten Zeit weniger dort gewesen," warf er zu seiner Entschuldigung ein.

Der Kapitän zog unwillig die Stirne zusammen.

„Lassen Sie, denn ich weiß genau, wie oft Sie dort sind," sprach er ihn unterbrechend. „Ich würde nicht ein

Wort darüber zu Ihnen gesprochen haben, wenn ich nicht mit Gewißheit voraussähe, daß Sie sich auf dem Wege vollständig ruiniren. Mit dem Gelde, welches Sie in der Waldschenke bereits im Spiele verloren haben, hätten Sie sich und Ihrer Familie das angenehmste Leben bereiten können. Ich selbst spiele sehr gern, auch ich kann leidenschaftlich werden, allein ich habe mich noch nie verleiten lassen, über meine Kräfte hinauszugehen; ich will durchaus nicht behaupten, daß es mir immer leicht wird, mich zu beherrschen, ich thue es jedoch, denn durch ein unüberlegtes und leidenschaftliches Spiel kann sich der reichste Mann zu Grunde richten, zumal wenn der Ehrlichkeit Derjenigen, die sich seine Freunde nennen, nicht unbedingt zu trauen ist."

„Dies glaube ich zu können," versicherte der Major.

Der Kapitän zuckte ausweichend mit der Schulter.

„Deuten Sie es mir nicht übel, allein ich glaube in der That, daß Sie in dieser Beziehung zu wenig Scharfblick besitzen," bemerkte er. „Ich kann Ihnen die Unredlichkeit Ihrer Spielgenossen nicht beweisen, allein noch weniger glaube ich an die Ehrlichkeit derselben. Doch lassen Sie uns hierüber abbrechen, wenn Sie Lust haben, meine Warnung zu beherzigen, so werden meine Worte genügen."

„Ich werde sie beherzigen und danke Ihnen dafür," versicherte Grambkow und streckte dem Kapitän die Hand entgegen. „Es hat mich oft das Verlangen nach Zerstreuung in die Waldschenke getrieben, denn wer ein so thätiges Leben hinter sich hat wie ich, kann die Zeit nicht träumend hinbringen, der Geist verlangt nach Beschäftigung

und Thätigkeit und ich liebe wahrhaftig das Spiel nur deshalb, weil es meinen Geist in Anspruch nimmt."

„Sie finden vielleicht eine andere Beschäftigung," erwiederte Echten lächelnd. „Ist es Ihnen nur um Zerstreuung zu thun, so kommen Sie jeden Tag zu mir, mein Keller wird Ihnen stets offen stehen und ich darf wohl annehmen, daß mein Wein besser ist als der, welchen Sie in der Waldschenke bekommen."

„Hundertmal besser!" rief Grambkow.

„Gut, dann halten Sie sich an ihn. Nun suchen Sie sobald als möglich den Pächter Ihres Gutes zu bewegen, daß er den Verwalter sofort entläßt, versprechen Sie ihm die Entschädigung, welche er verlangt, denn ich bin entschlossen Alles aufzubieten, um mein Ziel zu erreichen. Ihrer Tochter dürfen Sie vorläufig noch nichts davon sagen, suchen Sie aber zu verhindern, daß sie mit dem Verwalter zusammentrifft."

„Ich werde es verhindern und müßte ich sie in ihrem Zimmer einschließen," versetzte Grambkow.

„Nein, nein, das ist nicht der richtige Weg," fiel Echten ein. „Sie müssen einsehen, daß Sie einer Liebenden gegenüber durch Strenge am wenigsten erreichen; seien Sie in Ihrem Hause weniger Tyrann, denn ich hoffe, Ihre Tochter wird durch Güte am leichtesten zu der Ueberzeugung zu bringen sein, daß ich für das Glück ihrer Zukunft besser Sorge tragen kann als ein junger Mann, der sich erst eine Stellung im Leben erringen muß, ehe er daran denken kann, eine Frau zu ernähren. Suchen Sie in diesem Sinn auch auf Ihre Frau zu wirken, denn

eine Mutter hat auf das Herz ihrer Tochter stets den größten Einfluß. Soweit ich sie kenne, ist Härte und Schroffheit bei ihr am wenigsten angebracht, denn sie scheint einen festen Charakter zu haben."

„Meine Frau muß sich meinem Willen fügen, das zu verlangen habe ich ein Recht," warf Grambkow ein.

„Dies Recht will ich nicht bestreiten, ich halte es aber nicht für klug, eine Sache durch ein Recht zu erzwingen, wenn man sie in friedlicherer Weise erreichen kann," fuhr der Kapitän fort. „Mir liegt daran, auch mit Ihrer Frau in ein friedliches Verhältniß zu treten, denn ich hasse nichts mehr als Unfrieden und Zerwürfnisse in der Familie und Ihre Frau hat durch ihr ruhiges und feines Wesen, durch die Kraft, mit der sie sich zu beherrschen versteht, den günstigsten Eindruck auf mich gemacht."

Grambkow preßte die Lippen auf einander und schwieg, denn es war ihm peinlich seine Frau loben zu hören, weil darin eine Verurtheilung seines schroffen und rohen Wesens ihr gegenüber lag. Er versprach, nach dem Wunsche des Kapitäns zu handeln und entfernte sich. Auf dem Heimwege nach seinem Gute fuhren ihm die Worte, welche Echten zu ihm gesprochen hatte, durch den Kopf hin und brachten sein Blut in Wallung. Woher kannte dieser Mann sein ganzes Leben? Woher wußte er, wie viel er in der Waldschenke verloren hatte, da weder seine Spielgenossen noch der Wirth das Geringste darüber verrathen hatten? Es war ihm, als ob Echten ihn mit Spähern umgeben habe, dies erbitterte ihn um so mehr, weil er nur allzu oft Grund hatte, sein Leben zu verbergen.

Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, kehrte er in der Waldschenke ein; der Wirth schwor, daß er nicht das Geringste verrathen habe und er glaubte ihm, da es im dem Interesse dieses Mannes lag, geheim zu halten, wie hoch bei ihm gespielt wurde.

Er hatte in der Waldschenke aufs Neue getrunken und als er auf seinem Gute anlangte, war er wieder halb berauscht und alle Mahnungen des Kapitäns waren vergessen. Sein ganzer Groll richtete sich auf seine Frau und Thekla, er war erbittert, weil sie es gewagt hatten, ihn zu täuschen. Er sah sie im Garten sitzen, schritt aber an ihnen vorüber, ohne ein Wort mit ihnen zu sprechen, nur der erbitterte Blick, den er ihnen zuwarf, verrieth, was in ihm vorging. Erst wollte er mit dem Pächter über die Entlassung des Verwalters sich geeinigt haben, ehe er ihnen entgegen trat.

Die Unterhandlung mit dem Pächter machte ihm weniger Schwierigkeiten, als er befürchtet hatte, denn so ungern Franke den tüchtigen Verwalter auch sofort aus seinem Dienste entließ, so verlockte ihn doch die Entschädigung, welche Grambkow ihm bot. Ueber den Grund dieses Verlangens war er nicht im Zweifel, denn auch er hatte erfahren, daß Burger Thekla liebte, ebenso errieth er sofort, daß Echten die Entlassung des Verwalters wünschte, da Grambkow nicht so viel besaß, um ihm eine solche Entschädigung bieten zu können. Der Major sagte ihm, er wünsche Burger's Entfernung, weil derselbe eine ihm unangenehme Persönlichkeit sei, und er war klug genug, nicht weiter zu forschen. Auf Grambkow's Wunsch ver=

sprach er sogar, Burger zu verschweigen, daß er die Entlassung desselben gewünscht und veranlaßt habe.

Der Major trennte sich von dem Pächter leichteren Herzens. „Es bleibt also bei unserer Verabredung," wiederholte er noch einmal. „Sie entlassen Burger noch heute, morgen bringe ich Ihnen die Summe, welche Sie als Entschädigung verlangt haben, daß Sie durch mich dazu veranlaßt sind, verschweigen Sie."

„Ich werde schweigen," versicherte der Pächter.

Der Major verließ ihn.

Franke hatte keine geringe Entschädigungssumme verlangt, er wußte, daß er dieselbe sicher erhalten werde, weil der Kapitän sie zahlte, und doch konnte er sich nicht darüber freuen. Er bereute sogar, daß er sich durch Grambkow zu dem Schritte hatte bereden lassen, weil er sich nicht verhehlen konnte, daß derselbe wenig ehrenvoll war. Wohl konnte er einen gleich tüchtigen Verwalter wieder bekommen, allein Burger hatte ihm nie Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben und nun sollte er ihn plötzlich ohne Grund entlassen.

Er schritt im Zimmer auf und ab, um zu überlegen, in welcher Weise er sich des peinlichen Auftrages entledigen solle, hätte er nicht sein Wort gegeben, so würde er noch jetzt zurückgetreten sein, denn es mußte seinem Rufe schaden, daß er einen tüchtigen Mann entließ, weil er dafür bezahlt wurde. Konnte dies verborgen bleiben? Burger mußte Alles durchschauen, und bei dem leicht erregbaren und heißen Blute desselben durfte er nicht hoffen, daß er sich ruhig fügen und schweigen werde.

Er beschloß, mit Grambkow noch einmal zu sprechen und ihn zu bewegen, ihm sein Wort zurückzugeben, als Burger zu ihm ins Zimmer trat. Unwillkürlich schoß ihm das Blut in das Gesicht, der Gedanke, daß das Geschick ihn zu ihm führe, fuhr ihm durch den Kopf hin und er vergaß den soeben gefaßten Entschluß.

„Setzen Sie sich," sprach er noch mit seiner inneren Unruhe kämpfend und nicht im Stande, dieselbe zu verbergen. „Es ist mir lieb, daß Sie kommen, weil ich mit Ihnen zu sprechen habe."

Burger ließ sich nieder und blickte seinen Prinzipal fragend an; auf seinem Gesichte war auch nicht der leiseste Zug von Unruhe zu bemerken, weil er sich bewußt war, seine Pflicht in vollem Maße gethan zu haben.

Franke hatte seinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen; es fehlte ihm an Worten, um das zu sagen, was er sagen wollte.

„Was wünschen Sie?" fragte Burger endlich, da der Pächter schwieg.

Franke blieb vor ihm stehen.

„Ich bin genöthigt, Sie aus meinem Dienste zu entlassen," sprach er endlich und das leise Zittern seiner Stimme verrieth, wie schwer ihm diese wenigen Worte wurden.

Burger sprang auf, das Blut war ihm aus den Wangen gewichen, sein Auge leuchtete.

„Unmöglich!" rief er. „Wodurch habe ich Ihnen zu einem solchen Schritte Veranlassung gegeben?"

Seine Worte klangen fast drohend und es war Franke

lieb, daß er ihm durch seine Heftigkeit Veranlassung gab, weniger schonend zu sein.

„Ich habe nicht gesagt, daß Sie mir Veranlassung gegeben haben," erwiederte er, „es nöthigen mich Verhältnisse dazu, die auf Sie keinen Vorwurf werfen. Ich bin mit Ihnen durchaus nicht unzufrieden gewesen, allein ich glaube das Gut allein verwalten und einer Hilfe entbehren zu können."

„Das können Sie nicht und dies ist auch nicht der Grund, der Sie zu einem solchen Schritte veranlaßt," warf Burger ein. „Ich weiß, daß ich meine volle Pflicht gethan habe und doch reichte meine Kraft kaum aus. Sie haben kein Recht, mich ohne Grund vor Ablauf unseres Kontraktes zu entlassen."

„Den Grund habe ich Ihnen bereits genannt und auch das Recht habe ich," entgegnete Franke. „Ich werde Ihnen Ihren vollen Gehalt auszahlen und Sie für die Zeit bis zum Ablauf des Kontraktes entschädigen; außerdem werde ich sowohl Ihren Fähigkeiten wie Ihrer Pflichttreue das beste Zeugniß ausstellen."

„Ich bedarf keines Zeugnisses, denn meine Fähigkeiten kann ich selbst beweisen," unterbrach ihn Burger erbittert. „Wozu nützt die Pflichttreue, wenn sie nicht einmal dazu dient, daß man nicht ohne Grund entlassen wird! Und wann — wann soll ich gehen?"

„Heute noch."

„Ha! So bald schon! So plötzlich haben Sie eingesehen, daß ich Ihnen entbehrlich bin! Sie schicken mich fort, wie man sich eines Betrügers entledigt! Herr Franke,

Sie haben selbst gesagt, daß ich Ihnen keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben habe und ich bin in der That in der ehrlichsten Weise bemüht gewesen, alles zu thun, was in meinen Kräften stand, da sollten Sie wenigstens aufrichtig sein und mir offen sagen, daß Sie mich nicht auf Ihren Wunsch fortschicken, sondern daß der Herr Major dies von Ihnen verlangt hat. Ich weiß, daß er bei Ihnen gewesen ist und ich weiß auch, weshalb er meine Entfernung wünscht. Dies hätten Sie mir offen sagen sollen, denn Sie werden selbst nicht erwarten, daß ich Ihren Worten Glauben schenke!"

Franke fühlte Mitleid mit dem jungen Manne und doch hatte er nicht den Muth, ihn zu behalten und sein Grambkow gegebenes Versprechen zurückzunehmen.

„Weshalb sollte der Major Ihre Entfernung wünschen?" warf er ein, da er nicht wagte, Burger geradezu zu widersprechen.

„Sollten Sie dies wirklich nicht wissen? Sollte der Herr Major dies Verlangen an Sie gestellt haben, ohne Ihnen den Grund zu nennen? Nun dann will ich Ihnen denselben sagen: Ich liebe Grambkow's Tochter und werde von ihr wieder geliebt, unsere Herzen haben sich Treue geschworen und sie werden ihren Schwur halten. Hinter Grambkow steht der Mann, der sich vergebens um Thekla's Liebe beworben hat, der Kapitän Echten, er hofft leichter zum Ziele zu gelangen, wenn ich nicht mehr in Thekla's Nähe bin. Dieser Mann hat nie geliebt, sonst würde er wissen, daß die wahre Liebe durch die Trennung nicht vernichtet wird und daß Hindernisse sie nur kräftigen.

Sagen Sie dem Herrn Major, daß er wohl im Stande ist, mich von hier zu entfernen, daß aber seine und des Kapitäns Kraft nicht ausreicht, meine Liebe zu vernichten. Sie ist mir heiliger als mein Leben und ich werde die ganze Kraft meines Lebens daran setzen, um Thekla zu erringen."

„Geben Sie eine Liebe auf, die Ihnen so wenig Hoffnung bietet," sprach Franke wohlwollend.

„Herr Franke, hat der Herr Major Sie auch veranlaßt, diese Worte mir zu sagen?" unterbrach ihn Burger. „Er hätte die Mühe sich sparen können, denn ich werde nie aufgeben, was mein ganzes Glück ausmacht."

„Grambkow hat mir nichts gesagt," fuhr der Pächter fort. „Ich meine es aufrichtig gut mit Ihnen, deshalb möchte ich nicht, daß Sie Ihre Kraft in einem Kampfe aufzehren, der Ihnen so wenig Aussicht auf einen Sieg bietet. Echten wird sein Verlangen, Grambkow's Tochter zu besitzen, nicht aufgeben, er ist mächtig, weil er reich ist, nehmen Sie den Kampf mit ihm nicht auf, denn ich sehe voraus, daß Sie unterliegen werden."

„Sie meinen es aufrichtig mit mir und geben mir einen Rath, den nur ein Feigling befolgen kann!" rief Burger sich emporrichtend. „Ich bin stolz, daß ich um Thekla ringen kann, an der Festigkeit meines Muthes soll sie die Größe meiner Liebe ermessen! Sagen Sie dem Major, daß ich weder ihn noch Echten fürchte, ich weiß, wofür ich kämpfe, denn wird Thekla nicht die Meinige, so hat das Leben keinen Werth mehr für mich. Sie haben vielleicht ein Anderes von mir erwartet. Ich füge mich

Ihrem Verlangen, Sie heute noch zu verlassen, mehr zu erwarten haben Sie kein Recht."

„Werden Sie hier in der Gegend bleiben?" fragte Franke.

„Auf diese Frage bin ich Ihnen eine Antwort nicht schuldig, ich begreife aber, daß der Herr Major neugierig ist, dies zu erfahren, denn es würde ihm wenig nützen, daß Sie mich aus Ihrem Hause entfernt haben, wenn ich doch in der Nähe bliebe und noch mehr Zeit hätte, seine Tochter zu sehen als jetzt. Der Herr scheint einen wunderbaren Begriff von einem liebenden Herzen zu haben, sonst hätte er sich die Antwort selbst sagen können! Ja, ich werde hier bleiben und will sehen, ob der Major im Stande ist, mich zu vertreiben!"

Er stürzte fort aus dem Zimmer und lachte laut vor Erbitterung. In ihm stürmte es gewaltig. Er war darauf gefaßt gewesen, die Geliebte nicht ohne Kampf zu erringen, er hatte sich gesagt, daß Echten Alles aufbieten werde, um Thekla zu gewinnen, allein er hatte nicht geglaubt, daß er zu einem so tückischen und obenein nutzlosen Mittel greifen werde, denn daß er die Geliebte nicht freiwillig aufgeben und die Gegend nicht verlassen werde, mußte der Kapitän sich selbst sagen.

Jetzt galt es auszuharren. Daß er die Stelle auf dem Gute verloren hatte, kränkte ihn wenig, denn er sah voraus, daß Grambkow, nun er um die Liebe seiner Tochter wußte, Alles aufbieten werde, um ein Zusammentreffen mit ihm zu verhüten, er mußte also Zeit haben, um die Gelegenheit, Thekla zu sehen, zu erspähen.

Nur Eins fuhr ihm schwer durch den Kopf hin, der

Gedanke an die Geliebte, denn sie war jetzt der ganzen Strenge und Rohheit ihres Vaters ausgesetzt. Hatte Thekla auch nie über ihren Vater geklagt, so kannte er den Charakter des Majors doch hinreichend genug, um zu wissen, daß er vor nichts zurückschreckte.

Er eilte in den Wald zu der Stelle, wo er mit Thekla so oft zusammengekommen war und wo sie ihn auch heute zu treffen versprochen hatte. Wohl war er besorgt, daß ihr Vater sie zurückhalten werde, als er indessen ihr Kleid durch das Grün der Büsche schimmern sah, jubelte er auf. Er stürzte zu ihr, schloß sie innig, ungestüm in seine Arme — vielleicht war diese Minute, in der er sie umschlungen hielt, für Tage die letzte. Noch blickte Thekla heiter und glücklich zu ihm auf, sie wußte also noch nicht, daß ihr Vater um ihre Liebe wußte, und welchen Kämpfen sie entgegen gingen. Es schmerzte ihn, daß er sie aus diesem Himmel reißen sollte und doch durfte er ihr nicht verschweigen, was ihnen bevorstand, um sie zum festen Ausharren zu mahnen. —

Als Grambkow den Pächter verlassen hatte, begab er sich in das Zimmer seiner Frau. Bertha, die neben Armgart mit einer Stickerei beschäftigt am Fenster saß, blickte überrascht auf, denn nur selten betrat ihr Mann diesen Raum und nie ohne eine besondere Veranlassung. Ihr Auge glitt forschend über sein Gesicht hin und die spöttischen, höhnenden Züge desselben verhießen nichts Gutes; unwillkürlich rang sich ein leiser Seufzer aus ihrer Brust, denn schon die nächste Minute konnte ihr einen Sturm bringen.

Grambkow sprach kein Wort des Grußes, suchend, schweigend glitt sein Auge durch das Zimmer hin.

„Wo ist Thekla?“ fragte er dann.

„Sie ist spazieren gegangen,“ gab Bertha zur Antwort.

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“ wiederholte Grambkow und trat näher an seine Frau heran. „Du weißt es wirklich nicht? Eine Mutter sollte sich mehr um ihre Tochter bekümmern, Du bist ja sonst so sehr besorgt.“

„Ich sehe hier keinen Grund zur Besorgniß, denn Thekla geht täglich und sehr oft allein spazieren, ohne daß ihr bis jetzt der geringste Unfall zugestoßen ist,“ erwiederte Bertha ruhig. „Sie wird im Garten oder auch im Gehölze sein, beide sind ja durchaus sicher, so daß ich sie ruhig allein gehen lassen kann.“

„Haha! Sie wird wahrscheinlich nicht allein sein!“ rief Grambkow mit höhnendem, erbittertem Lachen.

Bertha blickte auf; was wollte er mit diesen Worten sagen? Sollte er wissen, daß Thekla sich mit ihrem Geliebten im Gehölze traf?

„Wer sollte bei ihr sein?“ fragte sie, um hierüber Gewißheit zu erlangen.

„Ich habe nicht nöthig es Dir zu sagen, denn Du wirst es besser wissen als ich,“ entgegnete Grambkow. „Wann kommt sie zurück?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dann werde ich sie hier erwarten,“ fuhr der Major fort und schritt langsam im Zimmer auf und ab.

Bertha folgte ihm mit unruhigem Blicke, sie konnte kaum noch im Zweifel sein, daß er um die Liebe ihres Kindes wußte und seine scheinbare Ruhe ließ sie das Schlimmste befürchten. Er schien in solchen Augenblicken allen Groll in sich zu sammeln, um denselben dann um so heftiger Luft zu schaffen, und unvorbereitet sollte derselbe Thekla treffen!

Sie wartete vergebens auf Grambkow's Entfernung, derselbe setzte indessen seine Wanderung durch das Zimmer fort, ohne sie eines Blickes zu würdigen; sein Auge zuckte erregt und um seinen Mund lag ein bitteres, höhnendes Lächeln.

Sie gab Armgart ein Zeichen, der Schwester entgegen zu eilen und sie vorzubereiten, und das Mädchen verstand sie sofort, denn sie erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Wohin willst Du?“ fragte der Major kurz.

„In den Garten — ich finde es hier schwül.“

„Du schienst es nicht so zu finden, ehe ich kam,“ fuhr der Major fort, der ihre Absicht errathen hatte. „Du wirst hier bleiben, bis Deine Schwester gekommen ist, setz' Dich nieder!“

Armgart gehorchte schweigend, denn dem Vater nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen hatte sie nie gewagt.

Bertha's Unruhe wuchs, vergebens sann sie auf ein Mittel, Thekla zu benachrichtigen. Sollte sie selbst ihr entgegeneilen? Sie sah voraus, daß Grambkow auch sie zurückhalten werde, und sie wollte Alles vermeiden, was ihn noch mehr reizen konnte.

Da trat Thekla in das Zimmer, ihre Wangen waren bleich, ihre großen Augen schienen noch größer geworden zu sein und blickten fest, entschlossen. Die Anwesenheit ihres Vaters in dem Zimmer ihrer Mutter schien sie nicht im Geringsten zu überraschen.

Grambkow eilte ihr entgegen und blieb dicht vor ihr stehen.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte er barsch, befehlend.

„Im Gehölze,“ erwiederte Thekla scheinbar ruhig, obschon das leise Zittern der Stimme ihre innere Erregung verrieth.

„Allein?“

„Nein.“

Bertha blickte ihre Tochter überrascht an; sagte dieselbe nicht zu viel?

„Wer war bei Dir?“ fuhr Grambkow forschend fort.

„Burger,“ lautete die feste Antwort.

„Ha! So ist es doch wahr, was ich nicht glauben mochte!“ brach der Major heftig los und sein ganzer mühsam zurückgehaltener Zorn schien entfesselt zu werden. „Du trägst meinen Namen und schämst Dich nicht, mit einem Menschen, der nicht viel mehr ist als ein Bettler, zusammen zu kommen.“

Thekla richtete den Kopf fest empor, sie schien vollkommen vorbereitet zu sein, ihrem Vater entgegen zu treten.

„Er ist mein Verlobter,“ erwiederte sie.

„Schweig!“ unterbrach sie der Major. „Laß mich diese Thorheit nicht zum zweiten Male hören! Haha! Meine Tochter die Verlobte eines brodlosen Verwalters!“

„Durch wen ist er brodlos? Durch Dich!" fuhr Thekla unerschrocken fort. „Du hast Franke bewogen, ihn zu entlassen, obschon er nicht das Geringste verschuldet hat, Du willst ihn von hier vertreiben . . .!"

„Schweig!" fiel Grambkow auf's Neue ein, die entschiedene, furchtlose Sprache seiner Tochter machte doch Eindruck, denn so hatte er das schüchterne Mädchen nie kennen gelernt. Konnte er leugnen, daß er Burger's Entlassung bewirkt hatte? Und wenn er es that, konnte er hoffen, Glauben zu finden? „Ja, ich will ihn vertreiben," fuhr er fort. „Ich will einen Menschen, der Dich zu solcher Thorheit verleitet hat, von hier entfernen, damit er nicht Hoffnungen nährt, die nie erfüllt werden!"

„Ich liebe ihn und habe ihm mein Wort, die Seinige zu werden, gegeben und ich werde mein Wort halten!" sprach Thekla.

„Nie, nie wirst Du dies werden!" rief Grambkow, für seinen Zorn keine Worte findend. „Ich will es nicht, und ich werde Mittel finden, meinen Willen durchzusetzen! Wage es, mir entgegen zu handeln und Du wirst die ganze Schwere meines Zornes kennen lernen, wage es, und ich will Dich lieber zu Grunde gehen sehen, ehe ich zugebe, daß Du die Frau eines solchen Menschen wirst! Deshalb also hast Du Echten's Antrag zurückgewiesen! Der fortgejagte Verwalter gilt Dir mehr als der reiche und angesehene Mann!"

(Fortsetzung folgt.)

Die blinde Geigerin.

Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert

von

W. Passauer.

1.

Zwischen zwei südwestlichen Ausläufern des Spessart steht ein alter Thurm, wohl 80 Fuß hoch, einsam in waldesdunkler Wildniß, verlassen und vergessen bis auf den Namen, wie das eiserne Rittergeschlecht, das ihn vor 400 Jahren erbaut. Zu unförmlichen, von wüstem Gestrüpp, Brennnesseln und Brombeerstrauch, wildem Epheu und Schlangenkraut überwucherten Trümmern sind die Gebäude ringsum zerfallen, welche sich einst an ihn gelehnt. Aber er steht fest, ein Trutz den Wettern und Winden, kann nicht scheiden von den schönen grünen Geländen, die er von seiner Höhe übersieht, von dem Dorfe Bielau im Thal dort unten, von den hellen rothen Giebeln des neuen Schlosses Hohenbielau links ab am Bergeshang. Schmale Fußsteige, wie das Wild sie macht und die Beerensucher und Sprockleser sie lieben, führen vorbei und zu ihm auf von der östlichen Seite. Von der andern trennt und schützt den Fels, auf dem er steht, ein Waldbach, der dem rechten Ufer des Mains zufließt, so eilig und rasch, unwillig hastig,

als hätt' er Wunder was zu versäumen oder als ob es ihn treibe, aus den unheimlichen düstern Gründen in das sonnige Thal hinunter zu kommen. Und doch ist er trotz seiner Eile dem Thurme ein guter Nachbar, denn wo sein feuchter Athem an dem uralten Gemäuer aufsteigt, wuchert der Epheu lustig daran empor und wie ein grüner Teppich hängt es um ihn voll und schwer herab mit üppigen Gueridons und zierlichen Guirlanden. Und wenn im Herbste die Blätter sich röthen und die Zeit kommt, in welcher der Winter den Lauf des Baches hemmt und dieser vom Nachbar Abschied nimmt auf lange Zeit — dann streut der Thurm seine Blätter hinab, als ob er ihm in Blutsthränen Lebewohl sage.

Aber so ganz verlassen ist der alte Thurm dennoch nicht. Die Vögelein sind um ihn, heut wie vor viel hundert Jahren, als die Bauleute sein Fundament in den Felsen gelegt. Buchfinken und Drosseln, Spechte und Bachstelzen, Meisen und Rothkehlchen sind seine Stammgäste. Haben sie sich im grünen Busch müde gejagt und satt gegessen, dann ruhen sie auf seinen Zinnen an den Mauervorsprüngen und Kanten und schwatzen und erzählen sich wunderbare Geschichten und Abenteuer von ihren Reisen nach dem Süden und stieben aus einander, wenn der böse Falke zwischen sie fährt, der in den Mauerspalten nistet und das muntere Geschwätz nicht länger vertragen mag, oder gar die Eule mit dickem Kopf und großen Augen aus einer Schießscharte drohend und ärgerlich über das lustige Volk heraussieht — die böse alte Tante! — Aber was haben sie heute? — Die Falken sind doch nach dem nahen

Dorfe hinweg geflogen und die Eule sitzt im dunkelsten Winkel und ärgert sich über die liebe Sonne, die so warm und blitzhell vom blauen Maihimmel scheint — Falken und Eule sind's nicht, die sie so unruhig machen. Es muß etwas Anderes sein. Sie flattern und fliegen ängstlich nach der Ostseite des Thurmes, hüpfen hinunter und wieder hinauf und drehen die zierlichen Köpfe und die blanken klugen Augen immer nach derselben Stelle unten an der Grundmauer des Thurmes. Das sind auch gar nicht ihre munteren Lieder, die sie sonst singen. Es klingt so verwundert mitleidig und so abgebrochen, furchtsam und klagend. Sie fliegen fort und sitzen eine Weile stumm und sehen in die grüne Sommerluft, als besännen sie sich, daß es sie eigentlich gar nichts angehe, was da passirt ist. Und doch nach wenigen Minuten sind sie schon wieder da, haben keine Ruh und können sich nicht losreißen von dem Bilde da unten und fliegen und flattern ängstlich herunter und wieder herauf. Was da nur sein mag zwischen den moosigen Steinen an der Grundmauer des Thurmes hinter'm Hollunderbaum?

Und nun wird's gar noch belebter an dieser sonst so stillen Stelle. Da kommen drei Kinder aus dem Dorfe Bielau den Fußsteig entlang, Erdbeeren zu lesen, mit zierlichen Körbchen in den kleinen rothen Händen. Sie schwatzen wie die Vögelein von Diesem und Jenem, von dem neuen Schulmeister, der ein hölzernes Bein hat, aber einen so schmerzlich langen Haselstock, von den schönen Kühen des neuen Pachters auf dem Grundstück des Barons v. Hohenbielau, vom gestrigen Jahrmarkt schwatzen sie und von den

Komödianten, welche solche kostbare Kleider hatten, Alles von Gold und Silber, von dem lustigen Bajazzo und der jungen Frau, welche immer weinte, wenn sie auf den Händen gehen mußte — davon schwatzen sie und lesen dabei die schönen rothen Erdbeeren rechts und links vom Wege, mehr in den Mund als in den Korb, und bleiben endlich stehen und sehen aufmerksam, wie die Vögelein immer nach derselben Stelle in den alten Steinen herabschießen und dort unten gar so wichtig und traurig thun.

„Was mag's da geben?" sagte Gottlieb stehen bleibend. „Kommt da hinein, da hat gewiß der Falke ein Junges zerpflückt."

Die Anderen blieben auch stehen.

„Ich geh' nicht," versetzte die Else. „Da ist's so düster und kalt am Thurm — ich fürcht' mich, da spukt's!"

„Du bist dumm," warf der zweite Junge ein, des Schulzen Jakob. „Was soll denn spuken? — Es gibt keinen Spuk, sagt der Schulmeister. Wir sind zwei Jungens mit Stöcken — laß mal Einer spuken! — ich geh' voran!"

Und Jakob ging tapfer voran und stolperte und strampelte über die Steine, durch die Nesseln mit halb geschlossenen Augen und weit ausgestreckten Armen. Else und Gottlieb folgten ihm. Die Vögel flogen immer ängstlicher und schrieen immer lauter, als wären sie ganz außer sich. Nun standen die Kinder unter'm alten Hollunderbaum, der aus einer Mauerspalte wächst, blickten um sich und bogen die Zweige aus einander, um hindurch zu sehen. Auf der andern Seite hinter dem großen Mauervorsprung da lag etwas. Es war durch das dichte Laub weiß und roth anzusehen

wie Wäsche am Boden. Sie sahen sich noch einmal ein wenig zaghaft an. Aber der Jakob rief: „Nun vorwärts über den dummen Stein; weil er nicht fortgeht, müssen wir über ihn hinüber."

Er stieg hinauf und reichte der Else die Hand, half ihr hinauf und stieg jenseit hinunter. Und wie er unten stand, schrie er laut auf und die Else neben ihm schrie noch weit lauter, daß der Gottlieb vor Schreck beinahe von der Mauer herunterfiel.

Die Vögel schrieen am lautesten.

Aber die drei Kinder waren nun vor Schreck stumm und ganz bleich geworden.

Denn vor ihnen, an die Mauer gelehnt, lag eine junge schöne Frau, Brust und Leib ganz mit Blut übergossen und todtenbleich, neben ihr ein kleines zweijähriges Kind im tiefen Schlaf, mit rothen Backen und kohlschwarzen langen Locken.

Die Jungen standen stumm und starr, der Else liefen gleich die Thränen aus den Augen und die Vögel flogen schreiend immer ängstlicher um sie herum. Sogar die alte Falkin schoß ganz dicht über sie wie ein Pfeil einmal hin und einmal wieder zurück, um zu sehen, was es da gebe und ob sie auch dabei nöthig sei.

„Was thun wir nun?" flüsterte Gottlieb ängstlich. „Wollen wir sie aufwecken?"

„Weck' einmal auf, wer todt ist," entgegnete Jakob ebenso leise.

Die Else hielt sich die neue Schürze vor die Augen und weinte hinein und drehte sich um, damit sie nichts mehr sehe.

„Aber etwas müssen wir doch thun, wir können doch nicht immer hier stehen,“ fing Gottlieb wieder an, derweil Jakob ganz still geworden war, die Todte immer anstarrend, als hätte sie es ihm angethan und ihn gepackt und lasse ihn nicht los.

Da fuhr er zusammen und es überlief ihn, daß er zitterte.

„Ja,“ sagte er hastig, „wir wollen nach Hause laufen und es im Dorf melden dem Vater und den Andern; kommt!“

Damit arbeiteten sie sich durch's Strauchwerk hindurch auf den Fußsteig. Von da stiegen sie rasch und ohne ein Wort zu reden bergunter nach dem Dorf zurück. Nach und nach gingen sie immer schneller, dann fing Else an zu laufen, weil sie nicht so rasch fortkam, dann liefen auch die beiden Jungen, bis Else plötzlich stillstand und laut aufschrie.

„Was ist Dir, Else? — Komm!“ rief Jakob, ihre Hand fassend, um sie fortzuziehen.

„Mein Korb!“ schrie sie, „ich hab' meinen Korb vergessen!“

„Den Korb vergessen?“ sagte Jakob ängstlich, „ich geh' nicht zurück, ich fürcht' mich!“

„Ich geh' auch nicht,“ bemerkte Gottlieb, sich scheu umblickend. „Vorwärts!“

So liefen sie wieder weiter, bis sie aus dem Walde hinaus in's freie Feld kamen, athemlos, todmüde und schweißtriefend. Sie setzten sich an einen Graben in den Schatten, um auszuruhen, aber sie sprachen lange kein Wort.

Nur die Else sagte leise mit einem scheuen Blick nach dem alten Thurm, der sich über den Hochwald reckte, um ihnen nachzusehen:

„Wenn nur Keiner meinen Korb wegträgt!“

„Ich weiß, wer sie ist,“ meinte der Jakob nachdenklich.

„Ich auch,“ rief Gottlieb. „Des Bajazzo's junges Weib ist's, das immer so weinte, wenn es auf den Händen gehen sollte.“

„Ach Gott! Ach Gott! Wenn nur Keiner meinen Korb wegträgt,“ seufzte Else.

Nun standen sie wieder auf und gingen nach Bielau. Als sie dort ankamen, war's Mittagszeit. Sie erzählten rechts und links und Jedem, der's hören wollte, zuletzt Jakobs Vater, dem Schulzen, was sie gesehen.

Der Schulz ging zu den Schöppen und nachdem die wohlweisen Väter des Dorfes sich genug gewundert und berathen hatten, wurde ein Wagen angespannt und mit Stroh versehen. Damit fuhr der Schulze mit zwei Männern und den beiden Jungen nach dem Walde hinaus, um die Todte und ihr Kind heimzuholen. Sie fanden noch Alles, wie die Kinder erzählt, den Thurm, die Leiche und das Kind, auch die Vögel, welche immer um sie herum waren und dem Wagen das Geleite durch den Wald gaben. Als sie heim kamen, war das ganze Dorf auf den Beinen. Jung und Alt, Frauen und Männer und Kinder standen am Wege und reckten die Hälse, und die Weiber und Mädchen weinten. Die schöne junge Frau des Bajazzo's lag schmal und lang auf dem Stroh und einer der Männer saß mit dem kleinen Mädchen neben ihr im Wagen. Der

Schulze und die beiden Jungen gingen nebenher. Vor des Schulzen Hause hielten sie und die Leiche wurde in eine Scheune gebracht. Sie trug ein rothseidenes Mieder, einen alten kurzen hellblauen Rock mit bunten Troddeln und blanken Sternen. Eine tiefe Wunde klaffte in der Seite, unter'm Herzen, wie von einem Messerstich, und war mit geronnenem schwarzem Blut überdeckt, als ob schon viele Stunden seit ihrem Tode verflossen seien. Die Männer gingen still aus der Scheune und traten zusammen, um zu berathen, was wegen des Mörders zu thun sei, und beschlossen, es dem gnädigen Herrn v. Bielau auf Hohenbielau zu melden, damit er die Sache weiter betreibe, wie es seines Amtes war. Aber Niemand wußte, wohin sich der Bajazzo mit seinem Karren weiter gewendet. Hatte er den Weg über's Gebirge nach dem Rhein und Frankreich hin eingeschlagen, dann war jede Verfolgung vergebens. So stellte es sich auch schließlich heraus und jede weitere Nachforschung unterblieb.

Die junge Frau aber ward zwei Tage darauf begraben ohne Sang und Klang, außerhalb des Kirchhofes, weil einer Komödiantin ein ehrlich Begräbniß nicht gebührte. Und doch ging fast das ganze Dorf von Weitem auf ihrem letzten Wege mit ihr und Viele standen schließlich weinend an ihrem Grabe, denn sie hatte im Sarge so schön ausgesehen wie ein Engel. Jakob und Gottlieb und die Else ließen es sich natürlich nicht nehmen, dicht hinter dem Sarge zu gehen, als ob sie ein besonderes Recht dazu hätten. Und als die Anderen fort waren, legte Else einen Kranz von Kornblumen und Maßliebchen auf das Grab, den sie

versteckt unter ihrer Schürze getragen. Jakob hatte sie dazu beredet.

Die fremde Frau war nun sicher geborgen für alle Zeiten, aber die Kleine — was sollte nun mit der Kleinen werden? — Sie lachte so freundlich und streckte die Aermchen nach Jedem aus, der sich ihr näherte. Aber wenn die Frauen sie voll Mitleid auf den Arm nahmen, strampelte sie und wollte fort und machte ein bitterböses Gesichtchen und langte nach einer Andern. Endlich bei dem Hin- und Hergeben und Lachen, Necken und Böséthun, da merkten sie erst, daß das schöne muntere Kind nach der Mutter verlangte und blind sei, stockblind auf beiden Augen und die Augen waren doch so schwarz wie Karfunkel. Das arme, arme Kind! — Was sollte aus ihm werden? — Anfangs wollt's Keiner nehmen, aber als die Frau des Pächters Peter Lang sich bereit erklärte, für das Kind zu sorgen, da kam auch diese und jene und mehrere und stritten sich und hätten beinahe um das Kind bitter gehadert. Doch der Schulze machte Frieden und entschied von Amtswegen, daß des Pächters Frau das kleine Mädchen behalten sollte, weil sie sich zuerst dazu erboten.

So nahm die Frau Lang das Kind und ging mit ihm heim und erzog es wie ihr eigenes, mit ihren eigenen Sechs, um Gottes willen. Ja, die bösen Mäuler im Dorf sagten ihr bald nach, sie liebe das Kind mehr, als ihre eigenen. Das ist aber nicht wahr. Denn die Frau Lang war eine redliche, rüstige Frau und liebte ihre Kinder sehr und lebte in gutem Frieden mit ihrem Mann. Und die Kleine empfand das auch und hatte die neue Mutter bald ebenso lieb wie die todte.

2.

Es gab fortan in des Pächters Hof viel Mühe und Sorge mit dem blinden Kinde. Vor Allem mußte es doch einen Namen haben, weil doch jedes Ding in der Welt einen Namen hat. Den Namen des fahrenden Komödianten hatten sie im Dorfe während seines eintägigen Aufenthalts wohl gehört, der lautete fremdländisch genug, Zamboni, aber des Kindes Namen erinnerte sich Niemand gehört zu haben. Sie beriethen hin und her auf dies und jenes und war darüber im Dorfe mehrere Tage hindurch viel Gerede. Zuletzt gab der Schulmeister den Ausschlag. Er sagte, da sie das Kind am zweiten Juni gefunden und auf diesen Tag im Kalender der Name Rahel stehe, so sollten sie die Kleine Rahel nennen, das sei ein biblischer und darum ein guter christlicher Name. Das leuchtete Allen ein. Sie wurde also Rahel Zamboni genannt. —

Die Rahel wuchs auf, ganz so wie andere Kinder, nur daß sie ihrer Blindheit wegen ganz besondere Sorgfalt beanspruchte. Aber diese Sorgfalt ward ihr nicht nur von der Frau Lang in vollem Maße zu Theil, auch die Kinder des Hauses, welche schon alle älter und größer waren als sie, hatten ihre rechte Freude an dem neuen Schwesterchen, welches so ganz unerwartet in das Haus gekommen. Daher und weil die Frau Lang selbst so viel um die Kleine sorgte, suchte ihr Jeder im Hause was zu Gut und zu Lieb zu thun und sie wurde wie eine kleine Prinzessin gehalten. Die Kinder spielten mit ihr und plauderten mit ihr, als sie zu sprechen begann, und erzählten ihr alles, was sie in der Schule gelernt, nahmen sie an die Hand und gingen

mit ihr durch Flur und Feld spazieren. Auch der Herr Schulmeister mit dem hölzernen Bein kam fast täglich in das Haus und hatte, wie man sagt, einen Narren an dem Kinde gefressen, weil es so klug und lebhaften Geistes war, sagte er, und Alles rasch und richtig auffaßte. Die schönen biblischen Geschichten und frommen Lieder vor Allem. Wenn aber die anderen jüngeren Kinder in der Schule und die älteren dem Vater in Haus und Hof und auf dem Felde bei der Wirthschaft behilflich waren, saß die Kleine neben der alten Frau Lang im Garten, oder auf der Bank vor der Thüre, und während sich die stets fleißige Frau mit ihrer Handarbeit beschäftigte, unterhielt sie sich gern mit dem Kinde. Rahel war stets freundlich, ob sie redete oder zuhörte. Die Frau ging auch wohl wieder in's Haus und ließ sie allein, ohne daß die Kleine unruhig ward oder irgend wie Schaden nahm, und lächelte schon von Weitem, wenn sie ihre Mutter kommen hörte. So verging die Zeit. Die Jahre kamen und gingen, Rahel wurde älter und blühte schlank und rank wie eine feine Rose auf. Und wie sie weit schöner war als alle Kinder im Dorf und wie in den dunkeln Augen immer ein lebhaftes Feuer loderte, so war sie auch verständiger und klüger geworden als jene und weit über ihr Alter hinaus. Das kam eben daher, weil sich Jeder mit ihr so viel beschäftigte und sie jede ihr gebotene Anregung mit lebhaftem Geiste und offenem Verstande in sich aufnahm. Trotz dieses lebhaften Empfindens und innerlich frischen Lebens war sie doch auch wieder viel und gern allein, namentlich im Freien, im Felde, wohin man sie mitnahm und ihr während der Arbeit einen hüb-

schen schattigen Platz gab, im Garten unter den hohen Lindenbäumen und zwischen den schattigen alten Nußbaumhecken. Da konnte sie ganz ruhig stundenlang sitzen oder auch in den wohlgepflegten ebenen Gängen mit einem Stecken in der Hand langsam auf und ab wandeln bis in die abgelegenste Buchenlaube, hinter der eine kleine Pforte in der Umzäunung in das Feld hinausführte. Sie hatte auch mit den Jahren eine ganz besondere Gesellschaft um sich, ein Gefolge wie eine Königin: das waren die Vögel, ihre lieben Vögel. Für die Vögelein hatte Rahel von Klein auf die innigste Liebe und ein ganzes Herz. Sie sah ja nicht. Die tausendfältigen Eindrücke, diese Eindrücke, welche kein anderer Sinn in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit als das Auge in die menschliche Seele streut, waren ihr fremd und die gütige Natur hatte ihr diesen Mangel durch die Verschärfung und Verfeinerung des Gehörs in hohem Maße ersetzt. Ihr Gehör war wunderbar geartet. Sie hörte den ersten Regentropfen am Fenster, sie hörte den Schrei der wilden Gänse über den Wolken und das leiseste Bohren des Wurms im Holze, das Schleichen der Katze auf dem Boden. Sie maß untrüglich am Schall der Pferdehufen ihre Entfernung vom Gehöfte und am Rollen der Räder und dem Knallen der Peitsche die Richtung des Wagens. Trat sie nun im Sommer aus der Thüre des Hauses in's Freie, dann war die Welt für sie nicht minder schön, als für die Sehenden — voll Sang und Klang und Tönen. Darum war sie so gern im Freien und so ruhig und still allein. Sie hatte ja die süßen Stimmen der Vögel um sich, hatte sich alle beschreiben lassen und kannte sie ganz

genau, sobald sie den ersten Ton aus den feinen Schnäbelchen vernahm, und pfiff und sang ihnen im Stillen ihre Weisen nach. Aber nur im Stillen. Das durfte Niemand wissen. Es war ihr ein Stolz und ein Trost, auch ein Geheimniß zu haben, von dem Niemand wußte, wie erwachsene Leute es haben. Sie hatte ihnen sogar den Ausdruck ihrer Stimmen abgehorcht, ob er Freude oder Trauer oder Schrecken oder gar Aerger und Zorn bedeute und empfand die Empfindungen mit, welche sie bewegten. So stand sie mit ihnen im geheimen Verkehr und redete mit ihnen, lachte mit ihnen, tröstete und beruhigte sie, wenn sie sich kränkten oder böse waren. — Und diese Vögel, diese lieben Vögel empfanden das wohl und waren lauter Dankbarkeit gegen sie. Die Spatzen, Hänflinge und Rothkehlchen und vor Allem die Finken und Bachstelzen waren die zuthunlichsten, als ob sie als alte Bekannte ein Vorrecht an ihr hätten. Ja, Drosseln und Raben und die scheuen Falken sogar machten ihr zuweilen den Hof. Wo sie ging und stand und saß, da waren die Vögel um sie herum, liefen neben und vor ihr und hinter ihr nach und streckte sie den Stecken aus oder die Hand, flatterten sie gleich um die Finger wie um Lindenblüthen und Blumenkelche herum und die dreistesten setzten sich gar auf ihre Hand, auf ihre Schulter. Es war ganz wunderlich anzusehen, wie die Vögel Umgang mit dem zarten Mädchen hatten und im besten Einvernehmen standen, und wunderlich zu hören war es, wie die Blinde mit den Vögeln sprach. Die Frau Lang wußte zuerst darum, dann die Familie und dann das ganze Dorf. Anfangs lachten die Leute wohl und hatten ihren Scherz damit,

aber bald fanden sich wie überall die bösen Mäuler, welche ihr das hübsche Gesicht und das immer fröhliche, freundliche Wesen mißgönnten, und spöttelten und höhnten über die Bettelprinzessin, das namenlose unchristliche Ding, das die Vögel behext, und sagten, das sei heidnisch gottloses Werk und ein gespenstisches Gethu, ein Abscheu für jeden frommen Christenmenschen! —

Rahel erfuhr von dem Gerede freilich nichts, denn ihre Pflegemutter dachte darüber zu vernünftig und hatte das nun schon dreizehnjährige schlanke und schöne Mädchen viel zu lieb, um ihr darum eine böse Stunde zu machen, ihr die unschuldige Freude zu verderben. Sie ließ sie gewähren und Rahel war still und glücklich dabei, aber noch in einem Anderen, was auch Niemand wußte. Denn sie saß eines Abends, Ende Juli, in der Buchenlaube am Ausgange des Gartens. Langs waren auf dem Felde bei der Ernte und sie war allein im Garten und von dem Hin- und Hergehen müde und ruhte da aus und die Vögelein waren um sie wie sonst.

„Rothkehlchen, sei nicht mehr traurig! Es wird wiederkommen, Dein Jüngstes wird wiederkommen,“ tröstete sie freundlich, obwohl sie wußte, daß die böse Katze das kleine Rothkehlchen gewürgt. „Es wird wiederkommen, es hat sich im Klee verlaufen — flieg', Rothkehlchen, flieg' und locke es nur, Du wirst es finden!“

Aber Rothkehlchen wollt's nicht glauben und saß still auf dem trockenen Ast über ihr und sah mit gesenktem Köpfchen traurig zu Boden.

„Aber, Herr Stieglitz, er treibt's wieder 'mal gar zu arg! Was hat er auch immer zu zanken mit seiner Frau?

— Hat solche gute Frau! Auswärts ist er immer kreuzfidel, kommt er aber heim, dann ist's den ganzen Tag Brummtag. Sei er 'mal auch zu Hause vernünftig und lustig — hör' er 'mal, so!"

Und damit spitzte sie die rothen Lippen und pfiff die lustigste Stieglitzenweise so natürlich und richtig ab, daß man's nicht geglaubt hätte, wie ein Menschenmund das zu Stande brächt'!

Und wie ihr Lied aus war, da horchte sie, ob der Stieglitz Vernunft annehmen und ihr antworten würde. Aber sie hörte statt dessen die Vögel rasch fortfliegen und vom Zaun her lachte Jemand hell auf und kam durch's Gesträuch in die Laube und setzte sich dreist neben sie.

„Erschrick Sie nicht, Rahel, ich bin's, moi-même, der alte Fiedelhans ist's," sagte eine tiefe Mannesstimme. „Ich hab's nie gehört, wie Sie schön pfeifen kann. Par honneur! Solche feine Stimme und solch' Gehör hat kein Mädchen drei Meilen in der Rund, auch keine Demoiselle," sagte er lachend. „Wer hat Sie das Pfeifen gelehrt, Rahel?"

„Wer wird's mich lehren als die Vögel, meine lieben Vögel, Fiedelhans, den Vögeln hab' ich's abgehorcht," versetzte Rahel lustig.

„So, den Vögelein? aux oiseaux? den Vögeln?" sagte Fiedelhans und sah ihr starr und schweigend in's Gesicht und seine dunkeln Augen blitzten unter den buschigen Augenbrauen auf sie; selbst wer's gesehen hätt', konnt' nicht wissen, ob's Lieb' sei oder Haß. — „Und die Vögelein hat Sie wohl lieb, mon ange?" fragte er, sie immer fest anblickend, als wollt' er in ihre Seele hinein sehen.

Sie hob die Hand gegen ihn und schob sich vor ihm sachte zurück.

„Warum starrst mich so grausam an, Fiedelhans, mit Deinen schwarzen Augen?"

Er fuhr zusammen, als ob er was Böses gethan.

„Comment? Wie will Sie wissen, daß ich Sie anstarr', da Sie blind ist?" fragte er.

„Weil ich seh' mit meiner Seele und mit meinen Ohren," lachte sie. „Du hast Dich zu mir gekehrt und nicht wieder fortgewandt und Deine Brust nicht — also sitzest Du gegen mich und starrst mich an, denn die Augen hast Du offen. Auch das höre ich, denn es klingt anders, ob Einer mit offenen Augen spricht, oder mit geschlossenen — wie? Du hast auch einen neuen Riemen an Deinem Geigensack, denn die messingenen Kettchen und Ringe klingen neu — siehst Du, wie ich Alles weiß!" lachte sie.

„Vous êtes ein kluges Kind! un bon enfant!" sagte der Fiedelhans. „Et pourquoi hat Sie die Vögel so lieb?"

„Weil sie mich lieb haben und mit mir sind, wo ich geh' und steh'," entgegnete Rahel. „Wer kann so fliegen wie sie, wer ist so geschickt und gut gegen einander wie sie, so treu gegen die Mutter und die Jungen und ihre Heimath! Weil sie die besten Musikanten sind auf der Welt und allerlei Dichtung machen, besser als die Menschen — o, die Menschen sollten bei den Vögeln in die Schule gehen, da können sie viel lernen."

„Was Du Alles sprichst, comme un savant!" rief der Fiedelhans ernst. „Mais, wer so ein feines Gehör hat, der sollte auch Musik machen lernen — comment?"

„O, das möcht' ich wohl, das wollt' ich gern, wenn mich nur Einer unterrichten wollte!“ rief Rahel lebhaft. „Aber,“ setzte sie traurig hinzu, „ich bin ja blind und kann keine Noten sehen und hab' kein Instrument.“

„N'importe! Thut nichts,“ versetzte Fiedelhans rasch, seinen alten Filz ablegend und sich die langen grauen Haare aus dem Gesicht streichend, nahm dann seine Geige aus dem Futteral, und wie er zufällig mit dem Aermel über die Saiten fuhr und diese klangen, wurde die Rahel roth über und über und streckte rasch beide Hände nach ihm aus.

„O gib, gib mir die Geige, Fiedelhans! Lieber Fiedelhans, zeig' mir, wie ich spielen soll!“

„Tenez, ma petite, tenez donc! — Ich werde Ihr Alles zeigen peu-à-peu — so — nehme Sie hier in die eine Hand — in die linke Hand — das ist der Hals — so und hier unter's Kinn — dies ist der Steg und dies die Saiten — chordes — so, und in die rechte Hand dies — das ist der Bogen — so — mit dem Bogen streiche Sie über die Saiten — so —“

Und nun begann ein Unterricht so eigenartig in Lehrer und Schülerin, wie überraschend im Erfolge. Die schwarzen Augen des kleinen alten Franzosen, welcher sich seit etwa einem Jahre in den Dörfern der Umgegend umhertrieb und bei Festen in Schenken und im Freien mit seiner Fiedel nirgends fehlen durfte, funkelten dabei vor Aufregung. Es zuckte und flammte in seinem hageren, runzlichten Gesicht. Er führte Rahels Arm, ihre Hand mit possierlichen und doch wieder graziösen Bewegungen, er schnellte auf und hüpfte um sie und stand vor ihr und saß wieder neben ihr

und unterbrach wieder eine Weile sein Geschwätz, um bald finster und bald zärtlich in ihr schönes Gesicht zu sehen. Rahel war mit Leib und Seele beim Unterricht. Das war's, das fehlte ihr! Sie war sich dessen nicht bewußt, aber ihre Seele loderte auf. Der Mangel des Gesichts ließ eine Lücke in ihren Empfindungen, ein leeres Blatt in der Auffassung des Daseins und ihre Seele drängte nach einer Ausgleichung gebieterisch hin. Ihr feines Gehör hatte den Weg angebahnt und auf die Sphäre längst gewiesen, wo für diese Ausgleichung ihres inneren feurigen Dranges nach Aeußerung und selbstständiger Bewegung, nach freier Wiedergabe dessen, was sie bewegte, Raum sei. Ihre ganze geistige Fähigkeit, ihr durch äußere Eindrücke unzerstreutes Interesse konzentrirte sich auf die Erlernung einer Kunst, welche ihr unbewußt eine unabweisliche Nothwendigkeit war. Diese Kunst war Licht in ihrer Finsterniß, Leben in ihrer sinnlichen Ohnmacht, That in ihrer Schwäche. In dieser Kunst ging seit dieser ersten Stunde der Unterweisung ihr Denken und Empfinden auf, einzig, ungetheilt. Allen Klängen, allen Tönen, welche bisher von außen erheiternd in die Dunkelheit ihres Daseins gefallen und da ein Echo gefunden, dem sie im kindischen Spiel hie und da Ausdruck zu geben gesucht, war ein Mittel gereicht, sich selbstständig, unbeschränkt und frei aus ihr zu offenbaren.

Eine Stunde um die andere verging. Der alte Fiedelhans wurde nicht müde zu lehren und Rahel nicht müde zu lernen. Die Sonne begann sich tief zu neigen. Das Rollen der Wagen im Dorfe, das Rufen und der Lärm auf dem nahen Hofe erinnerte zuerst die Schülerin und

dann den Meister, daß es Zeit sei aufzuhören. Fiedelhans schob die Geige in seine alte lederne Tasche, hing sie über den fadenscheinigen Kittel und nahm Hut und Stock.

„Merk' Sie auf Alles, cher enfant, was ich Ihr gesagt. Repetir' Sie Alles in Gedanken, bis ich wiederkomme," sagte er, Rahels Hand nehmend.

„Und wann kommst Du wieder, Fiedelhans?" fragte sie. „O, bleibe nicht zu lange, nicht zu lange!"

Er sah sie einen Augenblick stumm an und ein Ausdruck von tiefster Güte und Rührung flog plötzlich wie ein seltener, ungewohnter Gast über sein scharfeckiges Gesicht.

„O, sie hat mich gebeten!" seufzte er leise und fuhr hastig fort: „werd' kommen bald, bald, mon ange! und mitbringen eine Geige — o, habe noch eine andere Geige, eine excellente Geige für mon enfant! — Adieu, jetzt muß ich fort, muß fort — à revoir!"

Der Fiedelhans ging. Es war wieder was Betrübtes und Trauriges in seinem alten Gesicht, als er ging und sich wieder umwandte und wieder stehen blieb und sich umwandte und wieder ging.

Rahel saß eine Weile ganz still und hatte den Kopf gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet. Sie hörte nichts wie Töne und Klänge in sich, um sich, war ganz still, als sie im Hause ankam und ging frühe zu Bett. Sie dachte Musik und ihr Traum war Musik. Sie hörte bereits, was sie einst spielen werde, wie die Kinder träumen von dem, was sie einst sehen werden.

Der Fiedelhans aber ging seitab vom Dorfe mit kurzen eiligen Schritten in den Bergwald hinauf. Er hatte den

Hut tief über die langen grauen Haare in die Stirne gedrückt und sah nicht rechts noch links. Zwei alte Frauen, welche mit Reisigbündeln auf dem Rücken aus dem Forste an ihm vorüberkamen, grüßte er kaum, während er sonst für Jeden einen Scherz und ein freundliches Wort auf den Lippen hatte. Sie blieben stehen und sahen ihm verwundert nach.

„Er hat einen Rausch, wahrhaftig er hat einen," sagte die Eine.

„Sieh', er taumelt, spricht mit sich selber und ficht mit den Händen um sich — er hat einen Rausch! Es ist wunderlich; jetzt, wo es dunkelt, in den Wald zu gehen," sagte die Andere. „Komm, was scheert's uns, er muß ja wissen, was er thut — komm! Der Thau fällt und es wird naß."

Sie gingen heim.

Es war still im Walde und tiefer Schatten im Unterholz, während die Gipfel der Bäume und die Zinne des alten Thurmes roth glühten im letzten Sonnenstrahl. Die Vögel sind alle zur Ruh' gegangen und sitzen im dunkelsten Geäst an den Baumstamm gedrückt, die Köpfe unter den Flügeln und schlafen. Nur die Drossel sitzt oben, die volle Brust der Sonne zugewendet und singt ihr Abendlied. Hie und da fährt ein Raubvogel plusternd durch's Laub einem Nachtfalter nach, und in den dürren Blättern am Boden raschelt's. Langsam geht der alte Fiedelhans den Fußsteig bergauf in den Wald und seine Gestalt verschwindet im Dunkel.

3.

Seit dieser ersten Musikstunde kam Fiedelhans jeden anderen Tag nach Bielau in's Dorf, um Rahel im Geigenspiel zu unterrichten, und hatte ihr, wie er versprochen, auch eine alte, aber zierliche Geige zum Geschenke gemacht. Im Hause Lang's sah man diesen Unterricht nicht gern. Nicht allein, daß den wackeren wohlhabenden Leuten der fortgesetzte Verkehr des alten bettelhaften Musikanten in ihrem Hause, von dem Niemand recht wußte, woher er gekommen, wie und wovon er eigentlich lebe und welches seine Vergangenheit sei, wenig behagte, auch die Erlernung des Geigenspiels an sich erregte ihr Mißfallen in nicht geringem Grade. Das von der ewigen Gerechtigkeit Gottes sichtlich um der Sünden seiner Väter willen mit Blindheit heimgesuchte Kind, so sagten sich die strenggläubigen Pflege-Eltern, sollte in stiller Demuth und Gottesfurcht das Kreuz auf sich nehmen und tragen, das der Herr in Gnaden seinen schwachen Schultern auferlegt, und in gottseligem Wandel und eifrigem Gebet die Schuld büßen, welche sein himmlisch Vermächtniß sei. Das war ihre Meinung, als sie der von Gott und Menschen verlassenen Waise in ihrem Hause eine Freistätte und eine Heimath öffneten. Ihre Meinung war's auch, daß der Herr ihre That gesegnet und vergolten hundertfältig, weil seit Rahels Aufnahme Gottes Hand sichtlich bei ihnen war, im Felde und Hause, in Ställen und Scheunen und sich ihnen gnädig erwies im steten Wachsthum ihres Wohlstandes und in Abwehr aller Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, welchen des Landmannes Arbeit mehr ausgesetzt ist, als sonst eines. Und nun sollte dieses Kindes

Gemüth auf Abwege gerathen durch die Uebung einer Kunst, welche nur dem eitlen Weltsinne fröhnt und die Gedanken auf modische Lust und sinnliche Vergnügungen lenkt? — Das verursachte ihnen gar schwere Bedenken; allein zwei Gründe vermochten dem Gewichte dieser Erwägungen soweit die Wage zu halten, daß sie nicht sogleich mit Ernst dazwischen traten und dem Verkehr des Musikanten ein schnelles Ende machten. Der eine war der, daß die zur schönsten Jungfrau des Dorfes erwachsende Rahel, welche bisher von ihnen in so hohem Maße verwöhnt und verhätschelt war und ihnen diese Liebe und Sorge in jeder Beziehung, so viel sie vermochte, doppelt zurückgab, in der Uebung der Musik einen so unbezwinglichen Reiz fand, und der zweite der, daß Rahels ernster und tiefer Sinn sich allmählig so ganz und gar abwendete von weltlichen Tanzweisen und dem gewöhnlichen sinnlosen Gefiedel der Musikanten. Zur Uebung spielte sie wohl in den Lehrstunden die lustigen Stückchen und Tänze, an denen der Fiedelhans ihre Fertigkeit in der Behandlung des Instruments zu bilden pflegte. War sie aber, oder wähnte sie sich unbeachtet, saß sie im Garten oder selbst draußen im Felde an einsamer Stelle, dann schien ein anderes, ihr allein eigenes innerlichstes Wesen über sie Macht zu gewinnen und ihre Hand, ihren Bogen zu führen. Dann klangen unter ihren schönen feinen Fingern so ernste erhebende Weisen, so bezaubernde, ergreifende, auch traurige Melodieen, daß die Burschen und Mädchen von Ferne regungslos lauschten, die Frau Lang den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen zog und selbst der alte Lang seinen Hut vom weißen Kopfe nahm und

gerührten Blicks mit gefalteten Händen gebeugt dastand, als sei er in der Kirche am Altar und die Engel sängen mit süßen Zungen das Hallelujah in sein wackeres altes Herz! —

Sie brachten es darum nicht über sich, Rahel an der Ausübung ihrer Kunst zu behindern und duldeten den Fiedelhans in ihrem Hause, zumal mit dem alten Musikanten in der letzten Zeit, seitdem er die Rahel unterrichtete, eine sonderbare Wandlung vorgegangen. Das war der frühere Fiedelhans mit seinen kecken Spässen nicht mehr! — Das junge Volk ringsum und die vor Allen, welche Schenke und Tanzplatz mehr liebten als die Arbeit und den Kirchgang, waren damit schlecht zufrieden. Sie sagten, der Fiedelhans hätte seine tolle Lustigkeit hinter der Kirchenthüre an den Nagel gehängt, er sei duckmäuserisch und alt geworden und es sei hohe Zeit, sich nach einem neuen Spielmann umzuthun; ein alter Griesgram tauge zu Spiel und Tanz so wenig, wie ein zersprungenes Horn zum Blasen; ein bußfertig Gesicht sei ein schlechtes Wirthshausschild, und wie König David um die Bundeslade zu tanzen, hätten sie beim Pfarrer nicht gelernt. Fiedelhans kehrte sich aber daran gar wenig und fand sein Genüge im Verkehr mit der Blinden. Er alterte sichtlich und schneller als die Jahre es verlangten, aber sein Herz und Sinn waren jünger als vordem. Er konnte trotz seines ernst und still gewordenen Wesens recht von Herzen lachen, wenn Rahel in der Buchenlaube neben ihm saß und mit der Geige noch viel verständlicher zu ihren Vögeln sprach, als sie es früher mit den Lippen gethan. Und wie anders klang sein Lachen und wie

anders waren die kindlichen Scherze, welche er dabei zum Besten gab! —

Vom schönen Geigenspiel Rahels war bald die ganze Gegend voll und das Gerede davon, das wie Rahels Vögelein munter und lebendig umherflog, von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, setzte sich endlich auf's Dach des Schlosses Hohenbielau und flatterte von da durch Thüre und Fenster in Küche und Saal. Und da der alte gute Baron Ernst v. Bielau einer guten Musik sehr hold war und es vor Allem liebte, einen Bogenstrich auf fünf klingenden Saiten zu hören, so war es kein Wunder, daß er eines schönen Sommertages zu seinem Pächter hinüber ritt und an dessen Hausthüre klopfte — jedoch vergebens, die ganze Familie befand sich auf dem Felde, die Hausthüre war verschlossen. Mißmuthig wandte der Baron der Thüre den Rücken und schaute auf dem Hofe umher; Niemand war zu erblicken, nur der Hofhund knurrte den Fremden mißtrauisch an. Der Baron ging um das Haus herum und da erreichte er durch einen kurzen Umweg unerwartet, was ihm die Thüre versagte, denn als er im Garten vor den kleinen Blumenrabatten stand, die mit Stockrosen und Levkojen und spanischer Kresse schön bepflanzt und mit Schnittlauch und Lavendel sauber eingefaßt waren, hörte er von Weitem aus dem Nußbaumgange des Gartens ein Geigenspiel. Er stand und horchte eine Weile, dann ging er den Tönen nach und traf die junge Künstlerin in einer Laube.

Als Rahel die nahenden Schritte hörte, ließ sie den Bogen sinken.

„Da bist Du ja, Rahel," sagte er. „Warum hörst Du auf zu spielen, hast Du mich erkannt?"

„Ja, Herr Baron," sagte sie. „Ich hörte Ihren Fuchs in den Hof traben und hörte Sie auf dem Wege hieher. Ich erkannte Sie, denn sonst kommt Niemand, der eine Reitpeitsche und lange Stiefel und Sporen hat. Ich hörte aber auf zu spielen, weil ich nicht glaube, daß Sie gekommen sind, mich spielen zu hören, sondern in Geschäftssachen mit Vater Lang."

„Das ist zum Theil richtig," versetzte der Baron lächelnd, seinen Dreispitz abnehmend und sich neben Rahel auf die Rasenbank setzend. „Wie groß und hübsch Du geworden bist, seit zwei Jahren, als ich Dich zuletzt gesehen."

Rahel erwiederte nichts, ward aber ein wenig roth und darum keineswegs häßlicher.

„Willst Du mir nicht etwas vorspielen? Die Leute sagen, Du spielst schön!" fuhr der Baron fort.

„Gern," entgegnete Rahel freundlich, „wenn ich nur treffen werde, was Sie gern hören möchten."

„Spiele nur, was Du am liebsten spielst, Kind. Ich höre schon zu."

Rahel half erst ein wenig und leise der Stimmung der Saiten nach und spielte dann unbefangen eines ihrer kleinen Lieder, welche sie von den Burschen und Mädchen im Dorfe singen gehört, mit zartem innigem Ausdruck und treffendem Bogenstrich. Als sie drei Verse des Liedes gespielt, hörte sie auf und drehte den Kopf nach dem Baron.

„Gefällt Ihnen das Lied?" fragte sie unbefangen.

Der Baron lächelte und nickte freundlich.

„Das ist hübsch, mein liebes Kind! Aber die Leute sagen, Du spielst auch eigene Kompositionen, ich meine —“

„Ich weiß, was Sie meinen, o, ich weiß, Herr Baron,“ rief sie lebhaft. „Wenn ich allein bin, ganz allein — dann wird's — dann kommen mir allerlei Gedanken, und die muß ich spielen — sie bezwingen mich — aber ob ich's in Ihrer Gegenwart, vor Ihnen —“

Der Baron hatte ihr mit großer Theilnahme zugehört.

„Versuch's einmal, Kind, auch vor mir,“ sagte er. „Vergiß, daß ich da bin. Ich werde ganz still sein. Denke Dir, Du bist ganz allein, im Feld, im Walde —“

„Unter'm Himmel, wenn Alles still ist, nicht wahr?“ fiel sie ihm lebhaft in's Wort. „Abends, wenn die kalten Nebel aus den Wiesen kommen, die Vögelein nur noch ganz leise singen und die Glocken läuten — warten Sie einmal — warten Sie, ob ich's finde — ob ich's wohl finde —“

Sie schwiegen Beide. Der Baron beobachtete voll Theilnahme jede ihrer Bewegungen. Sie hatte die Geige langsam unter das Kinn gesetzt und den Bogen erhoben. Sie beugte den Kopf vor und hatte die Lippen ein wenig geöffnet, als ob sie athemlos auf etwas lausche, etwas höre. Ein Lächeln, ein Zittern flog über ihr rührend schönes Gesicht. Dann glitt der Bogen leise, leise über die Saiten. Zuerst eine einfach süße Melodie, wie auf Schwingen des sinkenden Sonnenstrahls getragen — wie fernes Glockenläuten begann es dazwischen, zuerst abgebrochen, dann immer lauter, tiefer, schwerer, zusammenhängender anschwellend und sich auflösend in ein unisones tiefes Wogen und Nebelwallen

und in einen feierlich getragenen Choral schließend und wieder leise verhallend.

Als sie geendet, ließ sie Geige und Bogen langsam sinken. Aber ihre von tiefer Aufregung belebten Züge blieben unbewegt, als ob sich die zauberischen Klänge in ihrem Geiste fortsetzten, unfaßbar und ihre Seele mit sich ziehend und tragend, weiter und weiter in ein dunkles Geheimniß, verloren im unendlichen Reiche der Phantasie.

Der alte Baron hatte sie anfangs voll Bewunderung angeblickt, dann aber während des Spiels den Kopf und die Augen tiefer und immer tiefer gesenkt, wie Einer, der in die längst begrabene Vergangenheit hineinsieht. Auch er saß noch eine Weile, ohne sich zu rühren. Dann aber richtete er sich langsam auf und sie fuhr erschrocken zusammen, als sie diese Bewegung vernahm.

„Ja, mein liebes Kind," sagte der alte Herr, liebevoll ihre Hand nehmend, mit bewegter Stimme, „Du hast's gefunden! — Du verstehst es, an die Empfindung zu rühren, wo sie am tiefsten ist, Du hast eine sehr glückliche Hand und bist reich an Gedanken!"

Er schwieg wieder, sie nachdenklich und gerührt anblickend.

„Du fühlst Dich wohl im Hause, Du möchtest nicht fort von hier?" fragte er ernst.

„Nein, nein!" sagte sie, lebhaft den Kopf schüttelnd, „ich möchte nicht fort. Ich bin ja zu Hause hier und Alle sind so gut zu mir. Wo sollt' ich anderwärts besser sein? — Hier ist es Tag um mich — ich kenne die Wege, die Räume, die Blumen und die Vögel, meine lieben Vögel! — Hier

habe ich Vater und Mutter und Geschwister, die mir zugethan sind, wie ich ihnen — wo werd' ich Alles das finden? — Ja, wenn ich —"

Sie stockte und erröthete.

„Nun, sprich es aus, Du hast doch einen unerfüllten Wunsch?" fragte der Baron gespannt.

„O, es ist gottlos von mir — aber Sie haben eine so weiche, gute Stimme, Herr Baron, Sie werden nicht böse sein; ja, wenn ich — sehen könnte!"

„Du liebes Kind," sagte der Baron gerührt, ihre Hand nehmend, „das ist's eben, was ich meine. Wenn Du mit mir kämest in's Schloß — es besuchen uns viele kluge und gelehrte Leute, auch ein Arzt kommt wöchentlich aus Frankfurt zu uns herüber. Wenn er Dich sähe und Deine Augen untersuchte, vielleicht gelänge es ihm, Dir das Gesicht wieder zu geben."

Er schwieg, aber wartete vergebens auf Antwort. Erstaunt blickte er sie an. Ihr Gesicht war bleich und die schwarzen Augen standen voll Thränen.

„Nun, mein Kind?" fragte er, „wolltest Du auch um diesen Preis nicht eine Zeit lang zu mir auf's Schloß?"

Da glitt sie von der Bank herab auf die Erde und umfaßte heftig seine Kniee.

„O sehen, sehen!" stammelte sie weinend. „Die Sonne sehen und die Sterne sehen, und Bäume und Blumen, und meine Vögelein sehen und die Menschengesichter! — O, ich weiß ja nicht, wie es ist zu sehen — aber ich denke mir, Sehen ist das Beste und Schönste, was Gott dem Menschen gibt — o, warum hat er es mir versagt und mir es ver-

boten, gerade nur mir!" fuhr sie immer heftiger fort. „Was hab' ich gethan, daß ich blind bin? — War ich als Kind schon schlecht und böse, daß ich nicht sehen darf? — Hab' ich gesündigt, daß ich gestraft werde mein Leben lang? — O, ich will Alles, Alles thun, was Sie wollen — nur sehen, Gott und die Welt sehen!"

Der Baron richtete sie, erschrocken über diesen heftigen Ausbruch ihrer Gefühle, auf.

„Beruhige Dich, mein Kind! Sei ruhig, bete zu Gott im Geist und in der Wahrheit!"

Aber sie unterbrach ihn heftig.

„O, ihr habt gut reden, ihr sagt Alle, ich soll ruhig sein und Unruhe ist doch immer in mir, weil mich Alles um mich her beunruhigt, da ich seine Form nicht kenne und darum sein Wesen nicht. Denn das Wesen bildet seine Form aus ihm selber und ist mit ihm Eins und unzertrennlich von ihm. Ich soll Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit — o, ihr habt gut reden! — Aber der Geist ist offenbart in seinen Werken, und ich sehe die Werke nicht und die Wahrheit fliehet mich fort und fort, weil ich blind bin! — O Elend, o Leid, blind zu sein!" — —

„Habe Ruhe, mein Kind,'' fing der Baron wieder an, „Gott hat Dir den Mangel des Gesichts durch die schöne Gabe der Musik ersetzt, und vielleicht würdest Du selber Dich bedenken, jenes um diese einzutauschen. Rechne auch nicht zu sicher, daß es gelingen wird, Dir das Gesicht wieder zu geben — aber Du kommst mit mir, ich werde mit Lang darüber sprechen. Bis dahin sei ruhig, mein liebes Kind, füge Dich mit Geduld in Dein Leiden und bitte Gott,

daß er meinen Plan mit Dir gelingen läßt. Ich reite zu Lang hinaus auf's Feld. Nun lebe wohl!"

Er küßte sie auf die heiße Stirne und verließ langsam und mit schweren Schritten Garten und Hof.

Sie saß still auf der Bank, hatte das Gesicht auf die Arme gelegt und die langen Haare fielen um sie wie ein dichter Schleier. Die Vögelein, ihre lieben Vögelein kamen aus den Zweigen herab zu ihr, da sie allein war, und flatterten fast ängstlich und schreiend und ganz verwundert um sie herum und immer näher. Ein dreister Finke schoß herab über die Geige und streifte mit dem hastigen Flügel die Saiten, daß sie einen hellen mißtönigen Akkord gaben. Das weckte Rahel auf aus ihrem Traum. Sie stand auf und ging in's Haus.

4.

Zwei Tage später stand vor der Thüre des Lang'schen Gehöftes ein mit vier Braunen bespannter Galawagen, auf dem Bock ein Kutscher und Bedienter in weiß und grüner Livree, den Farben derer v. Bielau. Auf dem Hofe und am Wege saß und stand die zumeist weibliche Hälfte der Einwohnerschaft des Dorfes, halb Neugierde, halb Theilnahme auf den alten und jungen Gesichtern. Gottlieb und Jakob, jetzt bereits wohlhabende Bauern im Dorfe, fehlten nicht. Auch sie wollten sie noch einmal sehen, ihr Adieu sagen, der Rahel, die heute in das Schloß des gnädigen Herrn zu Hohenbielau abgeholt wurde. Auf den Treppenstufen des Hauses hockten die Kinder Lang's mit betrübten langen Gesichtern und ganz still. Die alte Frau Lang saß in der Stube am Fenster, sah starr vor sich hin und hatte roth-

geweinte Augen, und der alte Lang stand vor den Pferden und schwatzte mit dem Bedienten. Die Kleider Rahels waren in eine Kiste wohlverpackt im Fond und auf der Kiste lag eine ganz neue Ledertasche mit der Geige, welche ihr der alte Fiedelhans geschenkt hatte.

Aber die Hauptperson des Aktes fehlte. Sie blieb auch so gar lange im Garten. Die Pferde scharrten unruhig die Erde und nickten heftig mit den Köpfen. Der Kutscher sprach gar nichts mehr und sah nach rechts und links, ob denn Rahel noch nicht bald käme und krauste unmuthig die Stirne.

Aber sie saß im Garten ganz hinten in der Buchenlaube und neben ihr Fiedelhans. Er hatte ihre kleine zarte Hand zwischen seinen harten braunen Fingern.

„Nun, geh' Sie, mon ange, geh' Sie!" sagte er finster. „Sie geht in das große château und wird bald vergessen den alten Musikanten. O, mon Dieul mon Dieu! — Wird Sie vergessen?"

„Fiedelhans, red' nicht thöricht," erwiederte Rahel, mit einem tiefen Seufzer aufstehend. „So ich's auch wollt', jeder Bogenstrich wird mich erinnern, was ich Dir schuldig bin, dem alten lieben Fiedelhans! — Sei nicht traurig; wenn's nicht gelingt und sie mir das Augenlicht nicht wieder geben können, komme ich wieder heim. So ist's abgesprochen mit Langs."

„O, non! — o, non! Wer Sie bei sich hat, läßt Sie nicht wieder fort —"

„Und wenn auch, Du wirst in den Garten kommen dort wie hier, und —"

„Rahel! Rahel!“ rief's vom Hause her.

„Und ich werd' in den Thurm kommen und Dir erzählen und mit Dir plaudern.“

„O, mon ange! In den Thurm,“ seufzte der Alte schmerzlich, „daß Sie denkt an den Thurm!“ Er bückte sich rasch und küßte heftig ihre Hände. „Geh' Sie! Geh' Sie! — Dieu vous benise! — Adieu! adieu!“

Damit wandte er sich rasch ab und ging.

Rahel sah ihm einen Augenblick traurig nach und ging so schnell sie vermochte die Allee nach dem Hofe hinab. Und doch stand sie noch einmal still. Sie hörte die Bachstelze in welligem ruckweisem Fluge über ihrem Haupte, und der Finke schmetterte ermuthigend seinen prächtigen Doppelschlag neben ihr im Apfelbaum — sie winkte und nickte und warf ihnen Kußhändchen zu und ging.

Auf dem Hofe ward's rasch lebendig, als sie kam. Sie küßte die Geschwister zum Abschiede, dann den alten Lang und fiel an die Brust der alten guten Frau, die nun auch am Wagen stand, und konnten Beide vor Weinen kein Wort sprechen. Aber der Kutscher winkte unwirsch dem alten Lang zu. Der Alte nahm Rahel sanft aus dem Arm seiner Fau und hob und schob sie zum Wagen hinein. Die Peitsche knallte und die Pferde zogen an. Rechts und links winkte und nickte sie zum Wagen hinaus, nickte und winkte noch immer fort, als Niemand mehr rechts und links am Wege stand und sie sehen konnte. Der Staub der Landstraße wirbelte um das Gespann, jetzt bog's um die Ecke zwischen den Weiden — jetzt war's fort. Die Leute aus dem Dorfe verliefen sich. Die alte Frau Lang und

die Geschwister gingen langsam mit gesenkten Köpfen in's Haus. Nur der Alte stand noch allein vor der Thüre, zog die Ottermütze vom Kopf und bat Gott mit gefalteten Händen, daß er dem lieben guten Kinde seine Gnade und seinen Segen gebe von nun an und in Ewigkeit.

Rahel saß im Wagen allein und weinte und ängstigte sich zugleich, weil sie noch nie in solch einem Wagen gefahren, der wie eine Wiege weich und sanft hin und her schaukelte, und gar nicht wie ein rechter Wagen, in dem man gerüttelt und gestoßen und auf und nieder geschnellt wird, daß es eine Art hat. Aber diese Angst um den Wagen ließ den Schmerz um den Abschied nicht aufkommen und als sie eben recht anfangen wollte sich um die Trennung zu härmen, rollte der Wagen wieder so bedenklich dumpf wie zwischen hohen Mauern, hielt die Kutsche an, öffnete der Bediente den Schlag und die freundliche Stimme des Barons v. Bielau hieß sie herzlich willkommen in seinem Schlosse. Er nahm sie an der Hand und führte sie vorsichtig eine kurze Treppe von Stein und dann wieder viele Stufen aufwärts und sagte: „Jetzt kommen wir zu meiner Frau, der Baronin."

Eine schwere Thüre wurde aufgethan. Noch ein paar Schritte führte er sie über einen Boden, noch glatter als das Eis auf dem Teiche des Dorfes und dann sagte er stehen bleibend:

„Mesdames et messieurs, hier präsentire ich Ihnen meine liebe Schützlingin Demoiselle Rahel Zamboni, von der ich Ihnen erzählt! Hier, liebe Kleine, ist Frau Baronin v. Bielau."

Es kam ein leichter Schritt auf sie zu, es rauschte und knisterte vor ihr wie Seide und duftete wie Rosenblüthen, eine zarte weiche Hand nahm ihre Fingerspitzen und eine hohe Gestalt küßte sie leicht auf die Stirne.

„Kommen Sie, ma petite, Sie werden müde sein, setzen Sie sich in diesen Fauteuil,“ sprach eine weiche Stimme und die zarte Hand führte sie dicht an einen Stuhl, in den sie sich niederließ. „Mathieu, Chokolade für Demoiselle!“

Sie hörte drei oder vier weibliche Stimmen flüstern. Die Damen schienen zu glauben, daß sie auch nicht hören könne, weil sie blind sei. Aber sie verstand jedes Wort, wenn auch nicht die französischen.

„Comme elle est jolie! — Ein reizendes nobles Gesicht! — Das arme Kind! — O, malheureuse belle!“ —

Auch die Stimme des Barons hörte sie im Hintergrunde des Zimmers, das ihr sehr weit und hoch vorkam, wie eine Kirche, und ein paar andere gedämpfte Männerstimmen.

Sie hörte Jemanden vor sie treten und stehen und wußte nicht, was das bedeute. Aber wieder rauschte die Seide und Rosenduft floß um sie.

„Ici — ma petite, nehmen Sie eine Tasse Chokolade — so —“

Damit gab ihr die Baronin eine Tasse Chokolade in die Hand und rauschte und duftete fort.

Es wurde Rahel doch ein wenig bange. Denn die Thüre wurde immer von Neuem aufgerissen und eine Mannesstimme rief dann immer neue Namen von vornehmen Herren und Damen in den Saal. Immer lauter und verwirrender für ihr feines Gehör wurde das Gespräch um sie herum.

Und da kam ihr ein Gedanke, über den sie fast aufgelacht hätte, wenn ihr es nicht unschicklich geschienen. Sie dachte, dies spricht und lacht und zankt durch einander, gerad' wie meine Vögelein im Garten und Walde, jedes nach seiner besonderen Manier und Stimmung. Ich will mal recht aufmerken, was sie sich denn so viel zu erzählen haben, wenn ich auch die französischen Worte nicht verstehe.

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Sohn, meine Gnädige? Ist er wohl auf?"

„Leider hat er schon lange nicht geschrieben. Je suis très soigné! — O, die Söhne wissen nicht, was die Eltern sich für Sorgen machen, wenn der Brief am bestimmten Tage ausbleibt. Und das Leben unter den Studenten in Leipzig — o, ich war immer dagegen, ihn in Leipzig studiren zu lassen — so weit fort in dieser kriegerischen Zeit!"

„Das ist das Rothkehlchen," dachte Rahel, „das arme Rothkehlchen! Aber hören wir hier!"

„Voyez-vous, madame! ich sagte, wir sollten die Schimmel anspannen, aber nein, nein! partout non! Du mußtest durchaus die Füchse haben. Das hat man davon, wenn man den Frauen nachgibt — nie mehr geb' ich nach! Jetzt ist die neue Chaise hin, tout perdu baare 150 Reichsgulden."

„Mais, mon cher, ich wußte doch nicht, daß die Braunen —"

„Wenn Du nicht weißt, dann misch' Dich nicht in Sachen, die Du nicht verstehst. Comprenez-vous?"

„Das ist der Zänker, der Stieglitz," dachte Rahel.

Und dann hörte sie noch, wie der junge König Friedrich von Preußen das einmal schon eroberte Schlesien an die Kaiserin Maria Theresia wieder herausgeben solle und wie König Georg von England ganz bestimmt an der Spitze seiner Truppen den Oesterreichern gegen die Franzosen zu Hilfe komme — das waren die muthigen Finken. Jetzt hörte sie leise, ganz leise neben sich ein Wispern und Zischeln wie aus den feinen Schnäbelchen der zierlichen Bachstelzen.

„Cette pauvre baronesse! Wie bleich und krank sie wieder aussieht! — O, der böse Sohn, der böse junge Baron, der Fritz — es muß ein Ende nehmen, es muß!"

„Sagen Sie, Verehrteste, man spricht so viel darüber, haben Sie etwas Näheres davon gehört? Je vous en prie!"

„Nun freilich, aber im Vertrauen —"

„Certainement! Unbedingte Diskretion!"

„Die arme Baronin weiß sich seine Schwermuth gar nicht zu erklären und der Stiefvater auch nicht, er geht tagelang allein, bleichfinster im Park, im Gebirge, er spricht nicht, point de mots, mit ihr, mit ihrem Mann — oder wenn er's thut, Unverständliches, Verworrenes, als ob sein Verstand — vous comprenez. Je disais toujours, es ist immer schlimm, noch einmal zu heirathen, wenn man erwachsene Kinder hat, und — gar so bald nach dem Tode des Ersten!"

„Mais le baron est si charmant, ein so feiner gebildeter Mann —"

„Nun eben — das scheint so, das scheint so — Sie wissen ja, sein Bruder — der frühere Gemahl der Baronesse und Vater des jungen Barons Fritz — starb plötzlich

auf der Jagd — il y a un an — am Schlagfluß — on dit — aber Andere sagen — mais discrétion, ma chère! — sie sagen, er sei erschossen auf der Jagd und — doch ich will's — ich kann's gar nicht wiedersagen —"

„O, ich bitte, ich bitte!"

„Nun, ganz im Vertrauen, man sagt, es hätte ihn Einer erschossen und der junge Baron wüßte es, wer — eine ihm nahestehende, sehr nahestehende —"

Sie brachen rasch ab. Es knisterte und rauschte wie Seide und duftete wie Rosen.

„Mon petit enfant, ich fürchte sehr, Sie sind müde und werden sich hier ein wenig ennuyiren," sagte die Baronin freundlich, die Fingerspitzen Rahels nehmend, „wollen Sie in's Freie, in den Park — oui? — Venez donc — draußen wartet die Bonne, die ich für Sie bestimmt. Aber Abends kommen Sie wieder zu uns und erfreuen uns mit einer Probe Ihres musikalischen Talents — je vous en prie, ma belle! — Ayez la bonté!"

Sie führte Rahel durch den Saal und Rahel fühlte fast, wie sich Aller Augen auf sie richteten und sie bis zum Ausgange begleiteten.

Sie war draußen. An der Hand einer alten Frau ging sie einen langen Gang hindurch, eine Treppe, dann noch eine kürzere hinunter — und um sie dufteten nun die Blumen und säuselte das Laub schattiger Bäume im leisen Wind. Unter ihren Schritten knisterte feiner Kies und von Ferne rauschte und klang es wie steigendes und fallendes Wasser. O, sie war draußen im Freien unter Blumen und Bäumen — wie schön, wie frei, wie weit war es hier!

— Sie gingen rasch vorwärts; bald begann die alte Margareth zu plaudern und wurde nicht müde zu erzählen von der Pracht des Schlosses und dem Reichthum ihrer Herrschaft und wie sie seit fast 50 Jahren im Schlosse diene und den jungen Baron Fritz, den Stiefsohn und Neffen des jetzigen Barons v. Bielau, wie ihr eigenes Kind erzogen und geliebt und wie er so schön sei, aber jetzt so bleich und traurig und immer in schwarzen Kleidern gehe — und —

„Da kommt er!“ rief Margareth leise. „Setzen wir uns. Vielleicht geht er vorüber und sieht uns nicht. Er sieht Fremde so ungern.“

Sie zog Rahel hastig auf eine Bank hinter einem Bosquet. Aber der junge Baron kam näher und näher, gerade auf das Bosquet zu mit langsamen Schritten. Rahel hörte ihn kommen und begann zu zittern, als ob etwas sehr Böses und Bedeutendes ihr nahe. Und da stand er schon vor ihnen. Rahel fühlte seine Blicke auf sich haften. Aber er blieb nicht stehen, er setzte sich langsam auf die Bank neben sie und sah sie eine Weile stumm an.

„Sie sind die blinde Geigerin, Demoiselle,“ sagte er mit leiser, aber unendlich weicher und melodischer Stimme, „ich kenne Sie, ich habe Sie im Dorfe gesehen. Vater und Mutter befinden sich wohl? Es gefällt Ihnen im Schlosse?“

„Ich bin erst ein paar Stunden —“

„Ja, ja,“ unterbrach er sie. „Es gefällt Ihnen wohl — Sie gefallen auch wohl! — Sie sind schön,“ fuhr er nach einer Pause fort, „man liebt die Schönheit im Schlosse. Sie sind jung, man hat die Jugend gern oben. Man will

Sie sehend machen — Sie halten es für ein großes Glück sehen zu können, Demoiselle, nicht so?"

„Es ist ein Unglück, blind zu sein, Herr Baron," sagte Rahel bewegt, „und wer fühlt nicht den Wunsch, von einem so traurigen Leiden, wie das meine, befreit zu werden!"

„Ha! — ja! Demoiselle, ich sage, es ist ein Glück, blind zu sein und ich fühle den Wunsch von meinem Sehen befreit zu werden. Tauschen wir unsere Leiden gegen einander aus und dann gehen Sie fort von hier, schnell. Ich sage, Sie werden es bereuen, sehen zu können — o, man ist nur glücklich in der Welt, wenn man nicht sieht!"

„Spotten Sie nicht, Herr Baron," versetzte Rahel ernst. „Versuchen Sie das Schicksal nicht — Gott läßt sich nicht versuchen, er versucht Niemanden!"

„Gott, Gott!" lachte der Baron. „Sie sind blind und lieben Gott? — Sie reden wunderlich, wunderliches Mädchen. Wer Ihnen den Gedanken eingegeben, war kein kluger Mann, denn wir beten Alle: führe uns nicht in Versuchung und brauchten nicht darum zu beten, wenn er uns nicht versuchte. Aber ich sage, wen Gott versucht, der erliegt der Versuchung! — Nur ich nicht, ich allein unter Tausenden nicht — ha, ich bezwinge die Versuchung, was Vater und Mutter nicht gekonnt, das kann ich. — Ich sage: Gehen Sie fort, bleiben Sie blind und glücklich und leben Sie wohl!"

Rahel schwieg voll Angst und verwirrt. Der Baron stand langsam auf, ging einige Schritte und blieb stehen.

„Sie spielen heute Abend oben, wunderliches Mädchen?" fragte er.

„Ihre gnädige Frau Mutter wünscht es."

„Und was die gnädige Frau Mutter wünscht, das geschieht," lachte er leise und ging langsam fort. „Ich weiß — ich weiß es, denn ich bin leider nicht blind — ich weiß es."

Rahel saß fassungslos von diesem seltsamen Gespräche, und doch tief bewegt von dem Zauber dieser melodischen Stimme. Aber Margareth sprang auf und zerrte sie in die Höhe.

„Gehen wir, Demoiselle, gehen wir schnell, ehe er zurückkommt. Er ist so aufgeregt heute, gehen wir!"

Sie gingen eilig nach dem Schloß und auf halbem Wege kam ihnen schon ein Diener entgegen, welcher im Auftrage der Baronin Rahel bat, in's Schloß hinaufzukommen.

Als Rahel oben in den Saal trat, hatte sich die Gesellschaft in mehrere Zimmer vertheilt, saß in Gruppen gemischt an Spieltischen beim Weine zusammen und war sehr laut und lebhaft. Die Baronin empfing Rahel — das Seidenkleid rauschte und die Rosen dufteten. Der Baron kam ihr entgegen und legte ihr sanft die Geige in die Hände. Beide baten um ein Stück, eine Arie, eine Phantasie. Sie führten sie in den Hintergrund des Saales, wo auf einen weichen Teppich ein Sessel für sie gestellt war. Rahel setzte sich. Sie versprach zu spielen, sobald sie sich gesammelt und bat zu dem Ende um eine kurze Frist. Das laute Gespräch, das Rufen und Gelächter an den Tischen, das Klirren der Gläser, die Ausbrüche der übermüthigsten Laune von hier und dort und da, verwirrten sie. Aber allmählig begann sich in ihrer Seele ein Festes über diesem Lärm, diesem Stimmenchaos zu gestalten. In ihrem Gehör setzte sich dasselbe ab und sank zu Boden wie ein bedeutungsloses

todtes aber festes Fundament, die Basis, über der ihr Geist schöpferisch zu schweben und zu schaffen begann. Um sie fing eine leise Stimme voll melodischen Wohllauts zu klingen an, aber von tiefer unsäglicher Traurigkeit. Und sie hörte diese Stimme rufen, wie aus tiefster, namenloser, sinnverwirrender Angst und das Erbarmen mit dieser Seelenangst, die fieberhafte Furcht, dem Versinkenden zu spät die rettende Hand zu reichen, schnellte sie von ihrem Sessel auf. Sie setzte die Geige unter das Kinn, sie hörte eben noch ein Flüstern durch den Saal — ah, welches Mirakel! — Der junge Baron ist da! — Der junge Baron ist da! — Sie hob den Bogen und ein schäumendes, wildes Sturmeswogen, eine brausende Fluth bis zum Grunde aufgeregter Wellen ergoß sich von ihren Saiten, unterbrochen von den qualvollen Hilferufen einer Menschenseele, einer Seele, die verkehrte Lieb' und ungerechter Haß, Mißtrauen und Menschenverachtung, Zweifel und Hoffnungslosigkeit in die Klippe der trostlosen Vereinsamung hinausgeworfen. Aus dämmernder Ferne aber kommt eine Stimme warnend, bittend, lockend — ein schimmerndes Segel taucht auf und gleitet schönen Schwänen gleich über die Wellen heran — von Sonnenaufgang breitet sich eine Helle über die Empörung der See — ein Arm winkt, ein Auge tröstet, ein Mund lächelt, ein neubelebender Ruf klingt an sein Ohr und sein Ohr hört ihn, seine Arme strecken sich voll Reue und Erkenntniß diesem Rufe entgegen, seine Seele glaubt ihm und stimmt ein in den süßen Hymnus, den Gesang der weinenden Cherubim:

Du, dessen Augen flossen,
Sobald sie Zion sahen

Zur Frevelthat entschlossen
Sich seinem Falle nahen;
Wo ist das Thal, die Höhle,
Die Jesus Dich verbirgt —

In dem Saale, in den anstoßenden Gemächern war eine lautlose Stille, als nun Rahel selber bis in's tiefste Herz ergriffen, mitten in der Strophe des Chorals plötzlich abbrach und von ihrer Empfindung überwältigt, die Geige absetzte und in den Sessel zurücksinkend die Hände vor die von Thränen quellenden Augen drückte. Einen Augenblick lautlose Stille auch da noch — dann ein brausender Beifallssturm. Man umringte sie und war hingerissen, außer sich, man lobte und bewunderte mit Enthusiasmus ihr Spiel. Die Baronin umfaßte sie zärtlich und lehnte ihr Haupt mit süßen, beruhigenden Trostesworten an ihre Brust. Rahel vermochte ihre Erschütterung nicht zu beherrschen. Das Gefühl ihrer Verlassenheit mitten in diesem glänzenden fremden Menschenschwarm, die Wucht ihres eigenen Unglücks, ihrer Hilflosigkeit, kam mit unerklärlicher, nie gefühlter Gewalt über sie. Sie wollte allein sein, fort von hier, in die Stille mit sich. Die Baronin leitete sie selbst aus dem Saal und führte sie in das ihr bestimmte Zimmer, wo sie sie nach herzlichen Worten der alten Margareth übergab.

5.

Seit diesem Abende schien sich die Zuneigung der Baronin für ihren schönen Schützling verdoppelt zu haben. Vielleicht, daß sie die bedeutungsvolle Phantasie Rahels verstanden, vielleicht auch nur, weil sie stolz war auf das Talent ihres Schützlings, vielleicht aus Sympathie mit einem leidenden

Frauenherzen. Sie schien so heiter angeregt in dieser neuen Sorge, daß der Baron, selbst wiederum glücklich über das lebhafte Interesse seiner Frau, jeden Wunsch in dieser Beziehung mit Zuvorkommenheit erfüllte.

Die Gäste hatten das Schloß einige Tage darauf zum größten Theil verlassen. Der Doktor Brunn, ein alter jovialer Herr, welcher alle Wochen regelmäßig einmal von Frankfurt herüber kam, war eingetroffen. Er hatte Rahels Augen untersucht und wenn auch in verständiger Rücksicht nicht ihr selbst, so doch der Baronin und ihrem Manne beinahe bestimmte Zusicherung auf das Gelingen der Operation gemacht, zu welcher er nach einigen Tagen mit den erforderlichen Instrumenten versehen wiederkommen wollte. Der Baron und seine Frau waren durch den in Aussicht gestellten Erfolg auf das Heiterste gestimmt und schienen die quälende Besorgniß um das räthselhafte Verhalten des innig geliebten Sohnes für den Augenblick bei Seite geschoben zu haben. Sie saßen mit dem Doktor, mit einigen noch zurückgebliebenen Gästen, Herren und Damen, im Eßzimmer um den Frühstückstisch, neben der Baronin Rahel, freundlich still und voller Theilnahme den Gesprächen lauschend, welche in diesem feingebildeten Cirkel ihr früher ungeahnte Einblicke in das Leben und seine verzweigten Beziehungen aufschlossen. Die Baronin hatte Rahel eine ihrem Hause angemessene Garderobe beschafft, welche die zarte schlanke Gestalt und zugleich die feinen ausdrucksvollen Züge der Blinden in ein noch helleres Licht setzten.

Plötzlich wurde das lebhafte Gespräch unterbrochen. Die Thüre ward heftig aufgerissen und auf der Schwelle erschien

der junge Baron, im dunkeln Reitanzuge, mit langen Lederstiefeln, echauffirt, bestäubt, die Reitpeitsche in der Hand. Er stutzte, als er die Gesellschaft beisammen sah, er schien zu schwanken, ob er eintreten solle — und trat dennoch ein. Man erhob sich, ihn zu begrüßen. Fritz trat auf die Mutter zu und küßte der ihn vorwurfsvoll von oben bis unten musternden, trotz ihres Alters noch immer schönen und imponirenden Frau ceremoniell die Hand.

„Du bist früh ausgewesen, mein Sohn," sprach sie, sich langsam wieder niederlassend.

„Sagen Sie spät, gnädige Mama, spät, denn meine Nacht hat kein Ende. Ich komme, Ihnen gute Nacht sagen und will bald zu Bette — o, wie lange dauert die Nacht! — Ich liebe lange Nächte und kurze Tage, hab's geerbt, weiß nicht von wem, sonst bin ich erblos genug, trotz meiner 26 Jahre."

„Nimm Platz, Fritz," sagte die Baronin erbleichend, aber seine Worte mit Absicht überhörend. „Ein kühles Glas Wein wird Dir gut thun. Du bist vom Ritt erhitzt."

„Wo warst Du, Fritz?" fragte der Baron ruhig.

„Im Walde, mein lieber Vater und lieber Onkel! Da ist ein schöner Platz, ein abgelegener stiller Platz im Walde, zwischen dunkeln Tannen und Schlangenkraut, lieber Onkel. Sie kennen gewiß den Platz, links ab vom Eichengestell, einhundert Schritt oder weniger? Sie wissen's wohl, neben dem bemoosten Stein, der so blutroth ist —

Da fiel ein Baum in der Winternacht
Und fiel und liegt zerbrochen,
Das hat der böse Sturm gemacht —"

Die Damen waren still geworden und sahen betreten zu Boden.

Fritz hielt inne und sah sie finster an und leerte sein Glas rasch mit einem Zuge.

„Aber Sie lachen ja nicht, meine Damen, und das ist doch wahrhaftig recht spaßhaft. Auch Sie lachen nicht, schöne Geigerin? — Scherzen Sie doch und lachen Sie, wir wollen recht fröhlich und lustig sein, ehe die Zeit vergeht. Hüten Sie sich vor Melancholie und Traurigkeit — das macht früh alt und Sie werden Falten und graue Haare haben, bis Sie den zweiten Mann bekommen. Schenken Sie mir ein, schöne Geigerin! O, Sie spielten, was mir fehlt, mein Leid — Sie wissen's genau — ich danke Ihnen — das Uebrige ist Lüge. Stoßen Sie an mit mir!"

Der Doktor, die beiden Gäste erhoben sich mit ihren Gläsern.

„Stoßen Sie mit uns an, junger Herr, die Damen trinken nicht, trinken Sie mit uns."

„Sieh da, auch Sie, mein scharmanter Herr und Doktor. — Die Damen trinken nicht, sagen Sie und der Wein ist gut und roth — ha, roth wie Blut aus meines Vaters Keller!" schrie er auf. „Pfui! ich mag kein Blut trinken! Trink' auch das noch, Kain, Du weißt, wie Blut schmeckt!"

Damit warf er das volle Glas dem Baron vor die Füße, daß die Scherben und der Wein umherspritzten.

Die Baronin sank mit einem Schrei in Ohnmacht. Die Damen, der Baron sprangen hinzu. Der Doktor und die Gäste faßten Fritz unter die Arme und führten ihn rasch hinaus.

Rahel stand allein, verlassen und rathlos in der Verwirrung. Eine der fremden Damen nahm sich ihrer an und geleitete sie auf ihre Bitte aus dem Zimmer und ließ draußen auf dem Korridor Margareth kommen. Mit dieser ging Rahel in ihre Stube. Aber es litt sie auch hier nicht. Es war ihr so enge, so schwül und gedrückt zwischen den vier Wänden. Sie fühlte sich so aufgeregt durch die Scene, welcher sie eben beigewohnt. Sie ging, von Margareth geleitet, in den Garten hinab und da sie bereits gewohnt war, sich in den breiten schattigen Gängen allein zu bewegen, entließ sie die alte Frau mit der Bitte, nach einer Stunde wieder zu kommen, um sie in das Schloß hinauf zu geleiten. Margareth ging und Rahel wandelte langsam die Lindenallee auf und ab.

Die Luft war köstlich warm und es war so feierlich still in der hohen Allee. Der milde Sonnenschein, der leise, linde Windhauch, der sie mit dem Duft der Blumen, der Lindenblüthen umspielte, legte sich beruhigend, tröstend an ihr Herz. Das leise Summen der Bienen und der Gesang der Vögel, ihrer lieben Vögel, klang wie ein süßer Heimathgruß aus ihrem armen Dörfchen um sie. Sie hatten sich auch hier schon mit ihr befreundet die lieben Vögelein und zu ihr gefunden, die Rothkehlchen und Drosseln, die Finken und Bachstelzen und machten ihr eifrig den Hof. Vielleicht, daß sie von ihren Verwandten und Freunden aus dem Dorfe Nachricht und Auftrag bekommen, sich ein wenig um sie zu bemühen. Und wie Rahel nun langsam auf und ab wandelte, flatterten die Vögelein schon ganz vertraut um sie, über sie, und sie konnte nicht anders, sie begann mit ihnen

zu plaudern, wie sie es früher gewohnt war, und plauderte sich allmählig die Unruhe und Bangigkeit aus dem Herzen fort. Und die Vögelein nahmen ihre Bangigkeit, ihre Unruhe auf ihre luftigen Schwingen und schwangen sich auf damit und trugen sie fort hoch in das grüne Laubdach und darüber hinaus in die blaue sonnige Himmelsluft. Nur eines blieb in ihr, das war der melodische, fesselnde Klang einer Stimme. Wenn sie dieser Stimme gedachte, dann zitterte es in ihr voll tiefsten Mitgefühls, daß sie stehen bleiben mußte, bis der Klang in ihr austönte. Und dennoch blieb er in ihr. Der warme Nachhall haftete in ihr und sie meinte fast, es wäre ein Schmerz, wenn sie die Melodie dieser Stimme nie gehört und ihrer missen sollte. So wandelte sie auf und ab in der Allee träumend, sinnend, voller Gedanken an Einst und Jetzt und blieb stehen.

Sie stand, denn sie hörte einen langsamen Schritt, einen Schritt, der ihr bekannt dünkte. Sie fühlte ihr Blut hastig nach ihrem Herzen strömen und wollte fort und konnte doch nicht und war gebannt an der Stelle, wo sie stand. Und der Schritt kam langsam näher und näher und sie stand voll unsagbarer Angst und Bangigkeit. Und nun war der Schritt neben ihr und hielt an und die melodische Stimme begann zu reden.

„Sie zürnen mir, schöne Geigerin?“ sprach er sanft und nahm ihre Hand. „Sie zürnen mir und ich danke Ihnen — o, ich habe so wenig Grund, den Menschen zu danken — aber Ihnen danke ich!“

Er führte sie langsam vorwärts und sie ging still an seiner Seite.

„Ich danke Ihnen eine Stunde voll Hoffnung und Ruhe — eine glückliche Stunde! O, wer kann sich rühmen, eine glückliche Stunde gelebt zu haben! — Setzen Sie sich auf diese Bank, damit ich Ihnen das Märchen von der glücklichen Stunde erzähle, schöne Geigerin!"

Er setzte sich auf eine Bank und sie saß neben ihm.

„Sie haben meinen Vater nicht gesehen," begann er ruhig, „aber wer ihn je gesehen, erinnert sich gern und mit Liebe seiner würdigen hohen Gestalt, seiner edlen Züge, seiner Milde und freundlichen Ruhe. Sie haben gehört, daß mein Vater plötzlich starb auf der Jagd. Ein Jahr ist's her. Man rief mich heim von der Reise aus Italien, weil mein Vater plötzlich auf der Jagd vom Schlage getroffen und draußen im Forste gestorben war. — Ich aber sage Dir, schönes Mädchen, es ist nicht wahr, gelogen ist's! Da die Mutter mich seiner Leiche nicht nahe kommen ließ — aus zarter Besorgniß, daß mich auch der Schlag treffe — schlich ich mich Nachts, in einer finstern Winternacht war's, in den Saal, wo er auf dem Paradebett lag, lang und bleich. So war's — der Mond schien hell — und so — so — hatte er die rechte Hand auf seine linke Brust gelegt — so flach und starr — man hatte sie nicht abbiegen können von der linken Brust!

„Warum schweigst Du und bist so bleich? — Der Schlag hatte ihn ja gerührt — o, ein lieber, sanfter, ungerufener Tod! Da weinte ich bitterlich und hob die Hand und küßte sie mit Thränen und da — da war unter der Hand ein Flecken Bluts — nur zwei, drei Tropfen Bluts. Ich schob leise das Gewand von seiner Brust, leise, leise,

damit er nicht erwache — da wußt' ich, welcher Schlag ihn getroffen auf der Jagd! —"

Der Baron seufzte tief auf und drückte das Gesicht in seine Hände.

„Aber meine schöne Mutter tröstete sich bald — nicht jeder Mutter wird's so leicht! — Nach sechs Monaten heirathete sie den älteren Bruder meines Vaters, meinen sehr gnädigen Stiefvater und Oheim — vielleicht eben, weil er mit auf der Jagd war, auf der mein Vater am Schlage starb! Vielleicht! — Seitdem bin ich hier nicht mehr wie in meines Vaters Hause — ich bin sehr überflüssig hier — — es ist etwas zwischen uns — den gnädigen Oheim — Vater sehe ich selten — die schöne Mutter — Tante weint viel und Beide meiden mich. Jetzt haben sie beschlossen, ich soll wieder reisen — Berge, Himmel und Meer sollen zwischen mir und ihnen sein!

„Aber ich will nicht fort — ich mag nicht fort! Ich bin der Erbe meines Vaters und will mein Erbe. Warum enthält man mir mein Erbe vor? — Mein Erbe will ich und Rache für meinen ermordeten Vater!" schrie der Baron heftig auf.

„O, Herr Baron, welch' entsetzliche Anklage!" brachte Rahel zitternd hervor. „Woher haben Sie diesen schwarzen Verdacht, haben Sie Beweise?"

„Beweise?" rief Fritz grell auflachend. „Wer schwatzt von Beweisen? Hätt' ich Beweise, Mädchen, stünd' ich dann hier, auf dem blutigen Grunde, der dem Beile des Nachrichters verfallen ist? — Gott bewahre mich vor Beweisen, mir schaudert vor der Folge von Beweisen — o, Beweise sind schwere Dinge!"

Nach einer Pause ergriff er Rahels Hand und sprach mit tiefer Rührung und sanft:

„Zürne mir nicht, Mädchen — da kamst Du und ich hörte Dich! O, ich hörte, wie Du meine Gedanken spieltest, meinen Haß, meine Unruhe, meine Verachtung, Unlust und Verzweiflung am Dasein, und ich hörte, wie Du in Tönen zu mir sprachst, um mich zu beruhigen, zu trösten, mich zu versöhnen mit Vater und Mutter, mit Gott und den Menschen — das sprachst Du zu mir und ich habe Dich verstanden. Endlich, endlich fand ich ein Herz, das zu mir redete, nicht mit den falschen Menschenworten, sondern mit Engelszungen, eine Seele, die mich verstand, mein Leid, meine Sehnsucht und meine Traurigkeit!"

Er zog ihre Hand an seine Lippen und diese weilten eine Sekunde auf ihrer Hand.

„Lebe wohl, Rahel! Gedenke, gedenke mein und wenn eine Qual der Seele Dich peinigt, so gedenke, daß Du einem Unglücklichen eine schöne Stunde bereitet, und wenn kein anderer, so wird dieser Gedanke Dich laben! Mädchen, gedenke mein!"

Damit stand er auf und ging langsam, zögernd, als ob er wieder zu ihr zurückkehren wolle. Sie hörte seine Schritte sich verlieren, weiter und weiter, bis sie in der Ferne verhallten.

Sie aber saß still und gebeugten Hauptes und Thräne um Thräne floß über ihr Gesicht. Dann erhob auch sie sich und ging nach dem Schlosse zurück.

6.

Vier Wochen sind seitdem vergangen. Vier Wochen — welch eine kurze Frist für den, welcher in täglicher Arbeit mitsitzt am Webestuhl der Zeit und wenn er auch sein ganzes Leben lang nur einen schwachen Faden spinnen hilft, der zur Vollendung des Gewebes beiträgt. Vier Wochen — welche lange Zeit für den, welcher von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mit müßigen Händen wartet und warten muß auf die zweifelhafte Erfüllung eines Wunsches, die er nicht zu beschleunigen vermag und die dennoch seine Zukunft und das vermeintliche Glück seines Lebens in sich birgt. Und von den Wünschen, deren es im Schlosse zu Hohenbielau viele gab, war einer erfüllt! — Doktor Brunn hatte die Operation an Rahels Augen mit Umsicht und unermüdlicher Ausdauer bewirkt. Sie war geglückt. Vier Wochen hatte die Kranke im dunkeln Zimmer gesessen, zwischen Fürchten und Hoffen geschwankt. Nicht einmal ihre liebe Geige hatte man ihr gelassen, um jeden Anlaß zur Aufregung fern zu halten. Seit einigen Tagen war die Binde von ihren Augen genommen und ihr Krankenzimmer nach und nach erhellt. Sie sah Möbel, Bilder, Menschen im Zimmer, allmählig in dämmeriger Gestalt und Form aus der Dunkelheit heraustreten und ihr Auge lernte nach und nach Farben und Formen unterscheiden. Und heute — heute, an dem bewölkten warmen Abende, durfte sie den ersten Schritt in den Garten wagen.

Die Baronin war kaum genesen von einer langen Krankheit, welche der im letzten Kapitel geschilderte Vorfall ihr zugezogen und noch immer genöthigt, das Zimmer zu hüten.

Baron Fritz hatte ebenso lange das Schloß verlassen, um eine längere Reise zu unternehmen. Aber die kriegerischen Zeitverhältnisse zwangen ihn zur Rückkehr. Er wurde in diesen Tagen erwartet.

Doktor Brunn und ihre treue Pflegerin Margareth waren um Rahel. Der alte Baron gab ihr den Arm und führte sie vorsichtig sorgsam die Treppe hinab in den Garten. Sie stand unten, bleich und angegriffen zwar, aber ihre leise gerötheten Wangen, ihr leuchtender, zum Himmel gerichteter Blick gab ihren durchgeistigten Zügen den Ausdruck seraphischer Schönheit. Stumm, keines Wortes mächtig, wie tastend, prüfend, senkten sich ihre Blicke langsam von dem rosig angehauchten Abendgewölk auf das Schloß, auf die leise rauschenden grünen Baumwipfel, auf die Sträucher, die Blumen, das Gras, die Erde zu ihren Füßen. Dann sah sie zum Doktor, zu Margareth auf, nun zum alten Baron und nun wollte sie mit dem Ausdruck der tiefsten, dankbarsten Bewegung zu seinen Füßen sinken. Er aber richtete sie auf und zog sie voll unterdrückter Rührung an seine Brust.

„Taisez donc, taisez, mein liebes Kind! Das taugt Deinen Augen nicht — ein andermal — der Doktor hat Dir Aufregungen verboten! —

Rahel entwand sich langsam den Armen des Barons und sah selig lächelnd zu ihren Begleitern hinüber, welche ihr freundlich zunickten. Sie ging, vorsichtig um sich blickend, weiter. Sie betrat die hohe Lindenallee, welche bereits im Dämmerlichte der Schatten und des Abends in weiter Perspektive vor ihr lag. Nur einige Schritte ging sie hinein.

Das geheimnißvolle Zwielicht, das diesen von überhangendem verzweigtem Geäst überwölbten Dom erfüllte, die dunkeln Säulen der uralten riesigen Baumstämme, die lautlose feierliche Stille ergriffen sie mächtig, eine tiefe Bangigkeit bemächtigte sich ihrer. Sie stand und konnte nicht weiter und kehrte um und kam rasch zurück.

„Ich fürchte mich," sprach sie leise, sich an den Baron anschmiegend, „mir bangt vor dem Dämmerlicht dort in der Allee. Wird es immer so sein — in meiner Dunkelheit fühlte ich mich so ruhig."

„Mein liebes Kind," sagte Doktor Brunn mit ernster, sanfter Stimme ihre Hand nehmend, „vergessen Sie dieses Eindrucks nicht. Lernen Sie an ihm das Leben verstehen, er gibt Ihnen eine große Lehre. Vergessen Sie nie, daß in der kleinen Welt um Sie und in Ihnen ein Gleichniß ist des unermeßlich Großen, dessen spurloser Theil wir sind, Jeder von uns. In der Dunkelheit und Abhängigkeit von unbekannten Mächten in dem Urzustande seines Daseins und wieder in dem hellen Lichte, das jede Form, jede Entwickelung und Beziehung des Daseins dem geistigen Auge deutlich erkennen läßt, glaubt das arme Menschengeschlecht sich glücklich und sicher zu fühlen. Der Uebergang aber aus der Finsterniß zum Licht erregt seine Unruhe und Unsicherheit und das unbefriedigte Bewußtsein von halber dämmernder Erkenntniß. Aus jenem ersten Zustande sind wir heraus, ohne des letzten theilhaftig zu sein, und gleichwie in dem beschränkten Raume Ihres Lebens ist die Sehnsucht der Menschheit nach heller Erkenntniß der Dinge und ihres ewigen Zusammenhangs angeregt, aber un-

gestillt. Wir warten, wir streben und arbeiten und harren sein, und doch werden Aeonen vergehen, bis er erreicht ist. Warten Sie bis morgen, liebes Kind, Ihnen wird morgen das Sonnenlicht des Tages Beruhigung bringen. Jetzt aber wollen wir hineingehen. Es wird kühl und diese Nachtluft könnte Ihnen nachtheilig werden. Kommen Sie."

Er gab ihr den Arm und sie gingen nachdenklich schweigend in das Schloß zurück, Rahel in ihr Zimmer, weil ihr das blendende Licht der Kerzen noch nicht gestattet werden durfte. Aber sie war nicht allein — auf dem Tische lag heute ihre Geige. Sie nahm die langentbehrte Gefährtin ihres jungen Lebens freudig bewegt in ihre Hände, sie drückte sie an ihre Brust, dann ergoß sich die Fülle ihrer Empfindungen in einen Strom bewegter Melodieen, durch deren bald traurig, bald hoffnungsvoll schwellende Akkorde immer von Neuem eine klangvolle, um Erlösung flehende Stimme schwebte und zuletzt ihre Stimmung tyrannisch zu fesseln und zu beherrschen schien. Sie gab sich ihren Phantasieen hin, wie sie es sonst, da sie noch in ihrer dörflichen Stille allein war, gethan. Aber sie war nicht ohne Zuhörer. Unten im Garten wandelte den Kiesgang vor ihrem Fenster ein alter Mann langsam auf und ab, stand wieder still und lauschte ihres Spiels. Er fühlte sich eigenthümlich bewegt. Der Anblick des schönen Mädchens, dessen Züge durch das erweckte Augenlicht einen lebendigeren Ausdruck gewonnen hatten, erweckte in ihm eine Erinnerung aus verschwundener Zeit. Es stieg ein Bild in ihm herauf aus der Jugendzeit, aus der Zeit fröhlicher Tage, welche er als Offizier in der Stadt Köln am Rhein verlebt, das Bild einer Tänzerin, der

schönen Alice, bei der italienischen Truppe war's, die Vorstellungen gab. Die schöne, schlanke Tänzerin hatte schwarze Augen und schwarze Haare und Rosenlippen, und er war der schönste Offizier in der Stadt Köln am Rhein. Das Bild der Tänzerin war's, das der Anblick Rahels heute plötzlich in ihm erweckt. Er sah die Tänzerin immer vor sich, immer die sinnige Melancholie in ihren schwarzen Augen und doch das Lächeln um ihren Rosenmund, und schritt immer langsamer, gesenkten Kopfes auf der Terrasse auf und ab. Der Baron ging erst in's Schloß und in sein Schlafzimmer, als die Töne von Rahels Geige lange verstummt waren, als die Sterne am Himmel blitzten und der Mond sein Licht über die leise zitternden Kronen der Bäume ergoß. — —

Für Rahel begann von nun an eine Reihe köstlicher Tage. Im Sonnenlicht erschlossen sich ihrem neugeborenen Blicke die zauberischen Farben und Figuren der Schöpfung so strahlend hell und wunderbar, wie unser seit der ersten Lebensstunde daran gewöhntes Auge sie nimmer oder etwa nur im trügerischen Schimmer künstlicher Beleuchtung sieht. Das menschliche Gesicht und der Glanz seines Auges, diese mannigfaltigen Formen von Blumen und Bäumen, diese schlanken und graziösen, diese oft massigen Thiergestalten, diese fliegenden Blumen der Luft, die flüchtigen Schmetterlinge und die zierlichen bunten Vögelein, ihre singenden Vögelein, das durchsichtig blinkende Wasser, vom unbewegten Spiegel des weidenumkränzten Weihers bis zum schäumenden Wasserfall und zum Diamanttropfen des Thaues am Kelch der Rose und Alles überflossen von Sonne, Mond und Sternen — o, die Welt war neugeschaffen für sie aus

dem chaotischen Nebel heraus, der sie für ihre Sinne bis dahin bedeckt, und sie sah wie am Anfange den Geist Gottes darüber schweben und schaffen. Das erfüllte ihr Herz und berauschte ihren empfänglichen Sinn, und wenn ihre Empfindung überquoll und ihr Auge müde war von Sehen und Staunen — dann griff sie zur Geige, um in Tönen zu sagen, was in armen Worten auszudrücken ihr zu nüchtern und zu dürftig erschien. Der Garten ward ihr zu enge, sie mußte hinaus, in die duftig grünen Berge und Wälder, um in die Fernen sich zu versenken und von der menscheneigenen Sehnsucht nach der blauen Weite sich locken zu lassen. Man ließ sie gern gewähren. Mit rührender Genugthuung beobachtete der Baron und seine jetzt wiedergenesene Frau Rahels reizende Geschäftigkeit und hörten sie gerne ihre Empfindungen stammeln und in wunderbar ergreifenden Tönen die Eindrücke wiedergeben, welche sie von außen heimgebracht.

Auch ihrer alten Freunde vergaß Rahel nicht. Schon zweimal war sie in Lang's Hause gewesen und hatte sie Alle an ihren Stimmen, an dem Bilde wiedererkannt, das sie sich von ihnen in ihrem Geiste gemacht. Im Dorfe war sie von Haus zu Haus gegangen, begleitet von einem Schwarm jubelnder Kinder und vergnügt schmunzelnder Alten, und hatte Alle begrüßt. Ein Festtag war's für das Dorf, als sie gekommen. Auch an einem Grabe am Kirchhof hatte sie lange gesessen und geweint und einen Kranz von Kornblumen und Maßliebchen darauf gelegt.

Aber nach Einem sah sie vergeblich aus, das war der Fiedelhans, ihr alter lieber Fiedelhans. Das erste Mal,

als sie unten im Dorfe war, konnte man ihr keine Auskunft geben, wo er sei. Heute wieder sagte man ihr, er sei krank und seit mehreren Tagen nicht vom alten Thurm im Walde, wo er jetzt wohne, herabgekommen.

Da hielt es sie nicht länger. Sie mußte ihn sehen und ihn sprechen, und stieg den Bergpfad auf nach seinem Heim. Es war Sonntag Nachmittag. Die Luft war zwar warm, aber unter den hohen Bäumen im Walde herrschte dennoch eine angenehme Kühle. Die Tannen hatten ihre Poren der Sonne geöffnet und ihr heißer betäubender Athem durchduftete wie Weihrauchwolken den Waldesschatten ringsum. Ein Sonnenstrahl hie und da, und hie und da ein schimmernder blauer oder rother Tagfalter kreuzten ihren Weg. Sie war müde geworden, als sie am Thurm ankam, und ein wenig unmuthig, als sie wiederholt vergebens an der alten halb vermorschten Eichenthüre rief und pochte, welche die Kammer des Fiedelhans, vielleicht die Wachtstube in alter Zeit, in der mächtig dicken Grundmauer des Thurmes verschloß. Schon war sie im Begriff, den Weg zurückzukehren, den sie gekommen, als sie rufen hörte aus der Höhe, wie eine Stimme vom Himmel, von der Zinne des Thurmes herab.

„Da oben bist Du, Fiedelhans? Wart', ich komme zu Dir hinauf," rief sie lustig in die Höhe.

Er nickte und winkte lebhaft mit beiden Händen herab, und sie sprang die alte staubige Wendeltreppe hinauf, immer höher, immer steiler und stand endlich oben auf der Plattform, athemlos mit heißem, brennendem Gesicht, und stand vor ihm und erschrak. So hatte sie sich den alten Fiedel-

hans nimmer gedacht! Mit gekrümmtem Rücken, hager und mit braunen, um Stirne, Mund und Augen wunderlich gefalteten Zügen, über welche jetzt die langen grauen Haare in einzelnen dünnen Strähnen herabhingen, in zwar nicht zerfetzten, aber doch von langjährigem Gebrauch beschmutzten ungeordneten Kleidern, die um seine dünnen Glieder schlotterten, stand er vor ihr und streckte ihr die beiden braunen Hände mit einem unsäglich wehmüthigen Ausdruck in den schwarzen, fieberhaft brennenden Augen entgegen.

„Fiedelhans! Fiedelhans! Ich sehe — ich sehe Dich, alter lieber Fiedelhans!“ rief sie, seine Hände ergreifend und an ihre Brust ziehend.

„O, ich weiß, ich weiß,“ sagte er, sie fest und starr anblickend, „merci à Dieu mille fois! — Sie sehen, mon enfant chérie, mais was sehen Sie vor sich — einen schlechten Mann, einen kranken Mann — mon enfant, ich bin krank und werde bald sterben!“

„Schwatz' nicht, Fiedelhans!“ rief Rahel. „Setz' Dich auf die Mauer — so — o, wie schön, wie köstlich es hier oben ist! Da liegt die schöne grüne Gotteswelt zu Deinen Füßen, der Bach, das Dorf, die blauen Berge, dort das Schloß, mein schönes Schloß — wer denkt da an's Sterben, Fiedelhans! Du mußt jetzt erst recht noch lange leben, nun ich sehen und zu Dir kommen kann und wieder mit Dir spielen.“

„Sie sind gut zu mir — o, Sie sind gut zum alten schlechten Mann,“ versetzte er, sich zum Lächeln zwingend, obwohl die starren Muskeln diesen Dienst längst vergessen

zu haben schienen. „Sie sind gut und wissen nicht zu wem, mon cher enfant! — O mon Dieu, mon Dieu! — zu wem!“

Rahel ward ein wenig bange vor diesem Lächeln.

„Und Du wirst zu mir kommen in's Schloß zum Baron,“ sagte sie freundlich, um ihn zu erheitern. „Sie sind ja so gut im Schloß zu mir, und werden auch Dich gerne sehen, von dem ich ihnen so viel Gutes und Liebes erzählt.“

„Jamais! jamais!“ schrie er heftig auf und seine Augen blitzten unheimlich. „Nicht in das Schloß — nicht zum Baron — nicht in das Schloß! — Ich hab' Einen gesehen aus dem Schloß, Einen — mon enfant, hör', hör'! — Ich kam, es war im Winter, durch den Wald mit meiner Geige und hörte eine Jagdgesellschaft kommen und schießen hier und da, und stand hinter einem großen Baum, um die Gesellschaft vorüberziehen zu lassen. Und da kam Einer aus dem Busch, ohne Hut, ein fusil in der Hand, und stand drei Schritt vor mir — und sah mich starr aus großen Augen an und lachte mich an — lachte und richtete sein Gewehr auf sich — und wie es knallte im Rauch und Feuer, lag er im Schnee — mort — schlug mit den Händen und Füßen um sich und war todt!“

Der Alte strich sich die langen grauen Haare aus dem Gesicht und athmete schwer.

„Il était mort! — und ich lief wie ein Wild durch Busch und Wald, damit sie mich nicht fänden und sagten, ich hätt' ihn todt gemacht! — O, mon enfant — das war Einer — und der Andere — der Andere ist mein Unglück,“ schrie er, „meine Pest, mein Fluch!“

Er starrte mit düsterem Gesicht zu Boden. Seine Brust hob und senkte sich krampfhaft, seine Stimme versagte ihm.

„Mein Fluch — der Andere — mein Fluch," stammelte er leise.

Rahel hatte die Hände in ihren Schoß gefaltet und wagte nicht aufzusehen. Eine entsetzliche Angst überkam sie, hier mit dem Alten hoch oben auf dem verlassenen einsamen Thurm allein — mitten im Walde.

Der Alte senkte den Kopf immer tiefer auf seine Brust. Dann richtete er sich langsam auf und ergriff Rahels Hände und sah ihr eine Weile ruhig und mit einem unendlich liebevollen Blick in die Augen.

„Verzeihen Sie, mon enfant, dem alten kranken Mann — o, es war böse, sehr böse von ihm — aber ich werde schwach — und die trüben Gedanken kommen über mich und bezwingen mich — immer so allein — oh toujours seul!"

„Du solltest hinab in's Dorf ziehen, Fiedelhans," sagte Rahel, gerührt von seinem sanften, klagenden Tone. „Dort unten bei den guten Menschen solltest Du wohnen, da würdest Du gesund und wieder fröhlich werden."

„Je ne peux, mon ange!" flüsterte er leise, den Kopf schüttelnd, „sie läßt mich nicht fort von hier — sie hält mich hier fest. Hier muß ich sein, hier ist mein Aufenthalt, bis ich sterbe. Gehen Sie, mon ange, — nein, bleiben Sie — ich bitte Sie um Eins, wollen Sie —"

„Alles, Fiedelhans, Alles, was Du willst."

„Lassen Sie mich einmal küssen Ihre Stirne, mon ange — o, einmal küssen Ihre weiße Stirne!"

„Fiedelhans," rief das Mädchen, „küsse mich!"

Sie beugte ihre Stirne vor ihm und er legte seine beiden Hände auf ihre glänzend schwarzen Haare und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirne, wie man ein Heiligenbild küßt.

Als sie sich aufrichtete, hatte er sein Gesicht mit beiden Händen verhüllt. Dann winkte er ihr, ohne aufzusehen, wiederholt heftig mit einer Hand, fortzugehen.

Sie stand eine Weile zögernd, zweifelhaft, ob sie den alten kranken Mann hier allein lassen könne. Aber dann überkam sie wieder eine große Angst vor seiner erschreckenden Heftigkeit.

Sie stieg leise die Wendeltreppe hinab und ging rasch nach Bielau, um ihre alten Freunde zu bitten, sich des alten kranken Fiedlers anzunehmen, und fand das ganze Dorf auf der Gasse, unruhig, voll Angst. Man hatte eben Nachricht erhalten, daß Tags zuvor eine große Schlacht bei Dettingen geschlagen worden sei und die zersprengten Franzosen sich in voller Flucht nach dem Rhein über das Land verbreiteten, unter Plünderung und Raub umherzögen. Bekümmert ging sie eilig heim. Vom Wege aus suchten ihre Blicke den Thurm, und noch lange sah sie oben die dunkle Gestalt des Geigers, welche sich von dem klaren Himmel trotz der Entfernung deutlich erkennbar abhob.

7.

Auch nach dem Schlosse war die Nachricht von der Schlacht bei Dettingen und der Auflösung und Flucht des französischen Heeres gekommen, und hatte die Bewohner in Unruhe und Bekümmerniß versetzt. Der Baron hatte seine

Leute bewaffnet, um etwaige Ueberfälle versprengter Marodeure nöthigenfalls zurückzuweisen. Er selbst beabsichtigte, mit seiner Frau und Rahel Tags darauf nach der nächsten Stadt abzureisen, um den drohenden Kriegsgefahren auszuweichen. Der junge Baron war zurückgekehrt, hatte aber seine Zimmer nicht verlassen. Die Bewaffnung der Dienstleute, die Vorbereitungen zur Abreise, die ängstliche Geschäftigkeit auf den Höfen, in dem Schlosse, die Besorgniß vor einem plötzlichen Ueberfalle ließen auch Rahel kaum einige Stunden der Nacht schlafen. Dazu kam ihre Sorge um den alten Fiedelhans und die von ihm erhaltene Mittheilung über den Selbstmord des ersten Mannes der Baronin. Waren ihr auch die Motive der unseligen That unaufgeklärt und dunkel, so mußte gleichwohl diese Mittheilung den entsetzlichen Verdacht des jungen Barons beseitigen und den tiefen in dem Familienleben ihrer Wohlthäter entstandenen Riß ausfüllen.

Rahel war am anderen Morgen früh auf. Von der Unruhe und Sorge, welche in nächtlichen Stunden größere Gewalt über uns ausüben, hatte der helle Sonnenschein, der blaue wolkenlose Himmel einen guten Theil von ihr genommen, als sie zwischen den duftenden Blumen und thaufrischen Bäumen des Parks wandelte. Vor Allem war ein Entschluß in ihr während der schlaflosen Nacht zur Reife gediehen. Sie hielt es für ihre unabweisbare Pflicht, dem jungen Baron mitzutheilen, was ihr Findelhans über den Tod seines Vaters erzählt, und wünschte heute auf's sehnlichste, Fritz zu begegnen. Und doch wieder, wenn sie des Augenblicks gedachte, wo sie den Mann zum ersten Male

sehen sollte, dessen Stimme fort und fort in ihrer Seele mit bewältigendem Zauber wiederklang, erfaßte sie eine unsagbare Bangigkeit, eine fieberhafte und doch selige Angst, als ob dieser Augenblick ihr Leben mit einer verhängnißvollen Wandlung bedrohe.

Und dieser Augenblick war nahe und trat unbekümmert um ihre Bangigkeit an sie heran. Als sie die Gestalt des jungen Barons von Weitem langsam die Allee herauf nach dem Springbrunnen kommen sah, ließ sie sich auf die Marmorbank nieder, und die hohen Rosenbüsche verbargen sie auf wenige Minuten seinen Augen. Bange, mädchenhafte Scheu hielt sie zurück, aber die Pflicht richtete sie auf, als der schlanke bleiche Mann ihr gegenüber trat.

Er sah finster vor sich nieder. Aber ein heller Strahl glitt über sein Gesicht, als er die Augen auf sie wandte und sie stumm wie eine flehende Madonna vor ihm stand. Er schwieg, getroffen von dem seelenvollen, schüchternen und doch sprechenden Ausdruck dieser dunkeln schönen Augen. Eine Sekunde standen sie stumm einander gegenüber — eine Sekunde.

„Ich habe Sie gesucht und erwartet, Herr Baron," begann Rahel zitternd und leise. „Ich habe Ihnen nur ein paar Worte zu sagen —"

Sie stockte.

„Jedes Wort, das Sie mir sagen, Rahel, ist eine Gunst, ich fühle es, ist ein Trost — o sprechen Sie!" erwiederte er, wehmüthig bewegt. Beide ließen sich sodann auf die Bank nieder. „Ich war von hier gegangen — man wollte es ja, daß ich ginge," fuhr hierauf der junge Mann fort,

„aber wo ich auch weilte, klangen die Töne Ihrer Geige Ihre Worte tröstlich in mir wieder. Ich weiß nur diese einzige Stelle neben Ihnen, wo ich Ruhe finde, und darum — darum allein kam ich zurück. O, sprechen Sie zu mir!"

Rahel fühlte sich beruhigt, ermuthigt von dem sanften Tone seiner Stimme.

„Ihr Verdacht, betreffend den Tod Ihres Vaters — verzeihen Sie, daß ich ganz unumwunden zu Ihnen spreche — ist irrig."

Der Baron erbleichte und fuhr auf. Rahel ergriff seine Hand und zog ihn auf die Bank zurück.

„Sie haben mich selbst in Ihr Geheimniß eingeweiht, ich habe nicht darum gebeten, Herr Baron," sprach sie fest, „deshalb darf ich zu Ihnen sprechen und ich muß es thun und überwinde jede Scheu, weil ich dadurch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihr Haus zu erfüllen meine. Ihr Verdacht ist falsch. Ich weiß von einem Zeugen, der dem Tode Ihres Vaters beigewohnt, zufällig — aber der Zeuge ist sicher, wahrhaft und treu — Ihr Vater starb auf der Jagd, aber —"

„Aber?" fragte der Baron mit gespannter Miene, „aber? —"

„O, verzeihen Sie mir," fuhr Rahel bittend fort, „daß ich es wage, den Schleier eines Geheimnisses vor Ihnen zu lüften, das Sie tief betrüben wird, wenn es Sie auch beruhigt, wenn ich Ihnen die That selbst mittheile, obwohl ich ihre Beweggründe, ihre Veranlassung nicht kenne."

„Sie sprechen in Räthseln! — Aber — aber," rief der

Baron heftig, „Sie tödten mich mit diesem Aber — sprechen, vollenden Sie rasch — geben Sie mir das Gift nicht tropfenweise — geben Sie es!"

„Ihr Vater fiel durch eigene Hand," sagte Rahel leise.

Einen Augenblick schwieg der Baron.

„Das ist nicht wahr, das ist erlogen!" rief er dann nachdrücklich und sie fest anblickend. „Du bist betrogen, Mädchen, und willst mich betrügen! Du bist erkauft, mich zu betrügen. O, Rahel," fuhr er wehmüthig fort, „was that ich Dir, daß auch Du mich hintergehst, auf deren Wort ich meine Seligkeit verpfändet hätte. O, wenn auch Dein Mund zu lügen weiß, Dein unschuldiges, neugeborenes Auge mich betrügt — dann ist der letzte Trumpf verspielt — dann fahr' hin Treue, Glauben, Ehre, Liebe! — Geh', Du bist so schlimm wie Alle, falsch, voll Hinterlist —"

Rahel erhob sich stolz und wollte rasch fortgehen. Er ergriff ihre Hände und zog sie auf die Bank zurück.

„O, sprich's noch einmal aus, ich beschwöre Dich bei Deiner Seligkeit, und sag' mir, daß Du nicht lügst!" rief er heftig. „Ich Thor, was hoff' ich noch, worauf hab' ich zu rechnen? — Lügst Du, so bleibt die Schuld auf ihnen und meine Pflicht ist's, sie zu rächen, und bist Du falsch, so habe ich Dich verloren, bevor ich Dich gewann. Und lügst Du nicht, wenn's wahr ist, was Du sagst, bin ich ein toller Narr, ein Schurke, ein Undankbarer gegen meine Mutter, gegen meinen Onkel! So sprich's noch einmal, sag', mein Vater starb —?"

„Er starb von seiner eigenen Hand," sagte Rahel fest, und sie theilte ihm Alles mit, was ihr Fiedelhans erzählt hatte.

Fritz bedeckte stumm sein Gesicht mit beiden Händen. Rahel sah ihn voll tiefsten Mitleids an.

„Herr Baron," begann sie mit bewegter Stimme, „gestatten Sie mir, bevor wir scheiden, noch ein Wort. Sie waren in einem unseligen Irrthum, der das Glück Ihres Hauses bedroht. Viele hätten in Ihrem Falle vielleicht nicht anders gefühlt und ebenso gehandelt. Man hat nicht recht gethan, Ihnen, aus welchem Grunde es auch geschehen, die Todesart Ihres Vaters zu verheimlichen und somit Ihren Irrthum hervorgerufen und begünstigt. Nur zu lange hat derselbe auf Ihnen gelastet, weil Ihre Mutter und Onkel die wahre Ursache Ihrer verzweifelten Stimmung gar nicht ahnten und somit auch ihrerseits nichts geschehen konnte, die Sache aufzuklären. O, das Geheimniß rächte sich schwer, aber Ihr Irrthum ist nicht Ihre Schuld allein. Und darum ist's verzeihlich, daß Sie irrten, und gewiß, daß Ihre Mutter und Ihr Oheim Ihre Arme nicht von sich weisen werden, wenn Sie zu diesem Irrthum sich bekennen. O, ich weiß, mit welcher Sehnsucht die Mutter auf diesen Augenblick der Rückkehr ihres theuern Sohnes wartet! — Sie müßte keine Mutter sein, wenn sie es nicht thäte."

„Du meinst — Du glaubst es —" rief der Baron. „Ja, es fällt von meinen Augen — blind war ich und bin jetzt sehend, wie Du es warst und bist. O, meine Mutter, mein Vater — ich will zu ihnen — ihre Kniee will ich umfassen — ich will sie bitten und ihnen sagen, warum ich fehlte und sie werden mir verzeihen! Will ihnen sagen, daß Du es bist, die mich gerettet, Rahel, Du —"

Rahel sprang erschrocken auf und der Baron verstummte. Ein dumpfes Geräusch hatte sich schon einige Zeit vernehmbar gemacht. Dann klang es näher, deutlicher. Jetzt klang's wie Hufschlag rascher Pferde die Straße von Süden her — jetzt näher — jetzt in den Hof. Und vom Hofe schollen jetzt laute Stimmen und Lärm — vier — fünf Schüsse knallten. Fritz stürzte nach dem Hofe hin, Rahel ihm nach in das Schloß, in die Zimmer, die nach dem Hofe gingen. Auf dem Hofe war ein wildes Getümmel, Rauch stieg auf und Flintenschüsse krachten. Französische Reiter mit rothen Dolmans sprengten auf und ab, dazwischen kreischten die Dienstleute des Schlosses und der Baron und Fritz eilten hin und her. Zwei reiterlose Pferde jagten vom Hofe hinunter. In demselben Augenblicke sah Rahel Fritz fallen, den Baron, von den Franzosen umringt, gefangen.

Rahel stand entsetzt. Was sollte sie thun in ihrer Angst, wohin sich wenden? Sie wollte hinunter zu dem Baron, zu Fritz — da durchblitzte sie ein Gedanke. Sie kehrte schnell um, eilte durch die Zimmer nach dem Garten, durch den Garten hinaus in's Feld, in den Wald. Eine namenlose Angst trieb sie rastlos vorwärts. Nur einmal wandte sie sich um. Eine dunkle, schwere Rauchwolke stieg über die Gebäude des Schlosses gerade auf in die stille Luft.

Nun war sie im Dorfe. Frauen und Kinder liefen bestürzt durch einander, umringten sie fragend, was das Schießen, der Rauch bedeute. Um die Dorfschenke war das Gedränge am dichtesten. Da standen die Bauern im Kreise, der Schulze, der Vater Lang, die Knechte, mit alten

Waffen, rostigen Säbeln, mit Sensen, Sicheln und Aexten, aber zweifelhaft, ungewiß, bedenklich, was zu thun. Auch sie umringten Rahel lärmend und sie erzählte, was sie wußte. Sie wies auf den Rauch, der immer höher, dunkler, glühroth über dem Schloß zum Himmel stieg. Die Bauern standen und starrten und schrieen rathlos durch einander.

Da sprang Rahel auf einen Stein. Ihr Antlitz glühte, sie warf die schwarzen Haare, die sich im raschen Laufe gelöst, über die Schultern zurück. Und von ihrer hellen Stimme, ihren glühenden Augen, ihrem schönen Gesicht flog es wie ein Sonnenstrahl über die harten, markigen Gesichter.

„Verzeiht mir, liebe Männer, daß ich zu euch rede!“ rief sie. „Bedenkt, dort im Schlosse liegt der alte gute Baron, gefesselt, vielleicht zum Tode geführt, sein Sohn ist verwundet, das Schloß geht in Flammen auf, von einem kleinen Schwarm ruchloser Franzosen angezündet. Und ihr, seine Nachbarn, denen er so oft geholfen, steht hier, viele und starke Männer, habt Waffen in euren Händen — wollt ihr es dulden? Wollt ihr warten, bis sie an euer Dorf kommen und es anzünden über den Häuptern eurer Weiber, eurer Kinder? — Fürchtet ihr euch vor den geputzten blanken Buben, die vor den Oesterreichern und Engländern davon liefen, ihr, die ihr tapfere Hessen seid? — Lacht mich aus, aber seht, obgleich ich nur ein schwaches Weib bin, will ich doch mit euch kämpfen wider die Feinde, nicht Blut und Tod und Wunden scheuen, um die Gefangenen zu erlösen. Gebt mir eine Waffe und vorwärts wider die feigen Räuber! Mit uns ist das Recht — Gott helf' uns streiten — Vorwärts!“

Ein donnernder Zuruf erscholl aus der Menge, und ohne auf die Frauen zu hören, welche weinten und jammerten und die Männer zurückzuhalten suchten, brach der helle Haufe auf, eilte zum Dorfe hinaus und durch den Wald nach dem Schlosse zu. Rahel war unter den Ersten, neben dem alten Lang, und hinter ihr keuchte und athmete es schwer — der Fiedelhans war's, dicht hinter ihr, eine verrostete Pike in den schwachen Händen. Sie nickten einander zu und vorwärts ging's! —

Und Zeit war's, hohe Zeit im Schlosse, daß es vorwärts ging. Im Schlosse und auf den Höfen herrschte eine greuliche Verwirrung. Die Thüren waren erbrochen, die Vorräthe aus den Speisekammern, der Wein aus den Kellern zusammen geschleppt, im Gartensaale saß und lag auf den kostbaren Sophas und Fauteuils, auf den Teppichen, zwischen herumgeworfenen Speisen, verschütteten Getränken, zerschlagenem Geräth, eine wüste, schmutzige Schaar von etwa fünfzehn Flüchtlingen von allen Truppengattungen der französischen Armee, zechend von den Weinen des Barons, schreiend, singend, rauchend. In einer Ecke saß der alte Baron, mit auf dem Rücken gebundenen Händen auf dem Boden.

Die Knechte und Mägde waren geflohen. Auf dem Hofe standen angebunden die Pferde der Reiter, gesattelt und gezäumt und zum Abreiten fertig. Die Leichen zweier getödteter Reiter und eines Knechtes lagen in ihrem Blute, wo sie gefallen. Und über diesen Greuel der Zerstörung, über den wüsten Lärm, der aus dem Schlosse klang, knisterten und sausten die Flammen, dampften die Rauchwolken der in Brand gesteckten Wirthschaftsgebäude.

In ihrem Zimmer lag die Baronin, krank und todesmatt. Fritz hatte sich in eine Scheune geschleppt, halb besinnungslos, unfähig, sich zu rühren und seine Wunde am Kopfe, aus der das Blut über sein Gesicht rann, zu verbinden.

Die trunkenen Franzosen sangen und heulten, zankten und stritten durch einander, was mit dem Baron geschehen solle. Einige wollten ihn mitnehmen, er sollte sich auslösen mit reichem Lösegelde, die Mehrzahl brüllte nach seinem Tode, er sollte hängen zur Vergeltung für ihre gefallenen Kameraden. Sie geriethen darum an einander, fielen über einander her, Säbel wurden gezogen — da flogen die Flügelthüren auf und herein stürmte, Lang und Rahel voran, der Haufe der Bauern in den Saal. Schüsse knallten, die wüsteste Verwirrung entstand. Der Widerstand der überraschten Soldaten war vor der Ueberzahl der Bauern vergebens. Von ihren kräftigen Fäusten lag, was von der wüsten Rotte nicht niedergeschlagen oder durch die Fenster und Thüren in den Garten entsprungen war, in wenigen Minuten gefesselt und überwältigt am Boden. Man ließ die Entsprungenen laufen und eilte, dem Feuer auf dem Hofe Einhalt zu thun. Rahel selbst löste die Fesseln des Barons und sprang in das Zimmer der Baronin hinauf, um sie von der Befreiung ihres Mannes und der Bewältigung der räuberischen Truppe zu unterrichten. Fritz ward aufgefunden und in sein Zimmer getragen; dort wurde seine Wunde am Kopfe, welche zwar einen erschöpfenden Blutverlust zur Folge hatte, aber sich sonst als ungefährlich erwies, verbunden.

Unter der Leitung des Barons ward mit Hilfe der willigen Bauern und der rückkehrenden Dienstleute dem Feuer, welches die Wirthschaftsgebäude verzehrte, so weit als möglich Einhalt gethan. Für die bei dem Ueberfalle im Saale verwundeten Bauern wurde vor Allem Sorge getragen. Aber vom Saale aus suchte, schrie und rief man nun nach Rahel. Sie kam aus dem Zimmer der Baronin herab. Der Fiedelhans verlangte nach ihr, hieß es. Der Alte lag in einem Nebenzimmer des Saales auf dem Sopha, seine von einer Kugel zerrissene Brust war von Blut übergossen, um die dunklen, eingesunkenen Augen, um die hohe Stirne wehten schon die bläulichen Schatten des Todes. Rahel beugte sich über ihn. Sie nahm seine zitternden Hände, welche er vergebens ihr entgegen zu strecken sich bemühte, und kniete neben ihm. Der alte Baron stand vor ihm.

„J'ai perdu," stöhnte Fiedelhans mit leiser, zitternder Stimme, „Du bist bei mir, Alice — ich gehe zu ihr — sie wird verzeihen um Deinetwillen — jetzt — in meiner Todesstunde — Du bist — mein Kind — meine und ihre Tochter!"

„Fiedelhans — Du, mein Vater!" rief Rahel.

„Et vous, baron," begann Fiedelhans von Neuem, die Augen mühsam zum Baron aufschlagend, „Sie haben Theil an ihrem Tode — Sie und meine Eifersucht — Sie haben einen Theil der Schuld — meine Eifersucht gegen Sie hat Alice getödtet und mich zum Mörder — o mon Dieu, ich habe sie getödet!" —

„Vater, Vater," jammerte Rahel, „o welche Enthüllung!"

Fiedelhans öffnete noch einmal die starren Augen.

„A cause de ton amour, Alice!“ flüsterte er, „à cause de ton amour!“

Sein Athem stockte — seine Augen brachen.

Der Baron stand tief erschüttert, mit gebeugtem Haupte, mit gefalteten Händen. Dann richtete er die leise weinende Rahel auf und zog sie an seine Brust.

„Sei stille, meine theure Rahel, Du sollst fortan mein Kind sein! — Nun aber komm, die Lebenden bedürfen unserer.“

Er führte sie sanft hinaus und schloß hinter sich die Thüre.

8.

Nach kaum acht Tagen waren die letzten Spuren des Ueberfalls im Schlosse zu Hohenbielau beseitigt und die Arbeiten zum Wiederaufbau der beiden durch die Flamme eingeäscherten Wirthschaftsgebäude in raschem Fortschritt. Die gefangenen Marodeurs waren dem nächsten Truppentheile überantwortet. Die Beerdigung der in dem Kampfe Gefallenen, Freunde und Feinde, auch die des armen, alten Fiedelhans hatte stattgefunden und die Baronin sich wider Erwarten rasch erholt. Auch die Genesung des jungen Barons war unter dem Beistande des schnell herbeigeholten Doktor Brunn so weit gefördert, daß er bereits sein Zimmer verlassen, sich täglich im Freien aufhalten und zu Wagen, zu Pferde kurze Ausflüge unternehmen durfte.

Die Stunden, welche seine Mutter und der Baron an seinem Krankenbette zugebracht, hatten nicht allein auf seinen körperlichen Zustand einen günstigen Einfluß gehabt. Dem offenen Bekenntnisse von seiner Seite war eine Klar=

legung des Sachverhaltes bis in die kleinsten Details Seitens der Eltern gefolgt und damit jeder Grund zum längeren Mißtrauen, zur Verdächtigung ihrer Absichten gehoben und seinem selbstquälerischen Trübsinn ein Ziel gesetzt. Die Freude über die damit eingetretene günstige Wandlung in dem häuslichen Kreise war unter den Betheiligten so groß, daß selbst das blutige Ereigniß und die damit in Verbindung stehenden materiellen Verluste minder schmerzlich empfunden wurden.

Die Sonne der inneren Harmonie war hell und warm über dem kleinen Familienkreise aufgegangen und schloß ihn enger und enger an einander. Aber ein Herz schien von dem warmen Gefühl der Zusammengehörigkeit weniger als früher berührt, das war Rahels Herz. Der Verlust ihres Vaters war es nicht, er konnte es nicht sein, was sie darnieder drückte. Sie hatte ihm ja im Leben nie als Kind gegenüber gestanden und hatte sich wohl als seine Schülerin, nie aber als seine Tochter gefühlt. Und wenn auch seine letzten vagen Andeutungen über das unglückliche Verhältniß zu einer Mutter, deren sich Rahel auch nur mit fremden Augen, mit fremdem Gedächtnisse erinnerte, und der blutige Schlußakt dieser Ehe sie tief und schmerzlich berührten, so schien darin dennoch keine zwingende Veranlassung, sich so zurückhaltend und kühl dem trefflichen Familienkreise gegenüber zu stellen, wie sie es in jüngster Zeit gethan. Es waren nicht Thränen der Vergangenheit, welche sie weinte, sondern die schmerzlicheren Thränen der Zukunft. Die Baronin kam ihr überall mit der größten Offenheit, mit mütterlicher Zärtlichkeit und vollem Vertrauen entgegen. —

Es war an einem Nachmittage. Die Baronin saß im Gartensalon auf dem Sopha, wie gewöhnlich ein wenig matt und angegriffen. Der Baron ging im Hintergrunde auf dem Teppich mit unhörbaren Schritten auf und ab. Beide schienen von einem Gespräche mehr als gewöhnlich erregt, das eben abgebrochen wurde, als Rahel mit einer Stickerei still hereintrat und sich neben der Baronin an den Tisch setzte.

„Das ist schön, ma chère, daß Sie gekommen," sagte die Baronin. „Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche die Beweise Ihrer Liebe, Ihres Attachement an uns nothwendig erscheinen läßt. Wir glauben Ihnen, unserer lieben Hausgenossin, eine offene Erklärung betreffend unseres Sohnes früheres Benehmen schuldig zu sein."

„Ich bitte, verehrte Frau Baronin," erwiederte Rahel ernst, „o, lassen Sie heute — später vielleicht —"

„Nein — jetzt, ma chère. Nicht um Ihretwillen, um unsertwillen. Laissez moi. Es liegt uns daran, daß auch Sie, deren empression für unser Haus wir kennen, die letzten évènements richtig beurtheilen. Meines Sohnes Benehmen gegen uns ist Ihnen bekannt. Wir danken, nächst Gottes gnädiger Vorsehung, am meisten Ihrem muthigen Entschlusse, Ihrer Umsicht unser Wohl, unser Leben, Ihrem Einflusse auf Fritz, daß die trüben Wolken von seiner Stirne verscheucht sind und daß von unserem Hause endlich genommen ist, was uns so lange und schwer bedrückte. Sie haben seine accusations wider uns gehört, wir wissen es aus seinem Munde, so hören Sie auch unsere Rechtfertigung.

„Es wird uns nicht leicht, mon enfant chérie," fuhr

die Baronin fort, „aber wir wissen unser Geheimniß bei Ihnen sicher aufgehoben.“

„O gnädige Frau —“

„Sie wissen, wie mein Mann geendet. Aber Sie wissen nicht, Niemand als ich und mein Gatte und Fritz wissen es, was ihn zu dem horriblen Selbstmord getrieben. Es war der Ruin unseres Vermögens, die unselige Folge irrevitabler pertes. Er wollte es nicht überleben, wußte sich in's Unvermeidliche nicht zu schicken. In seinem letzten Schreiben sprach er es aus. Und wie es sein letzter Wunsch war, daß Fritz nie, nie erfahren sollte, wie er geendigt, so wollten auch wir es, daß Fritz nie wissen sollte, aus welchen Beweggründen sein Vater den Tod gesucht und daß er sein dereinstiges Erbe dem Edelmuthe und der edlen Pietät seines Onkels, meines lieben Mannes allein zu danken habe. O, bestgemeinte Pläne, mit Wunder welcher Weisheit gefaßt, richten ihre Spitze oft wider den, von dem sie ausgehen. Noch bis heute ist, Dank dem Schneckengange der Justizbehörden, die Regulirung der Vermögensverhältnisse nicht perfekt. Bis heute erwarten wir vergebens die Dokumente, wonach die Güter ihm allein zufallen sollen, ihm allein gehören.“

Die Baronin schwieg erschöpft.

„Das, mon âme, sind die Verhältnisse, deren Unkenntniß und Verkennung in Fritz den unseligen soupçon, das Mißtrauen gegen unsere sentiments erweckt hat, und Sie begreifen —“

„O, ich verstehe,“ sprach Rahel, die Hand der Baronin an ihre Lippen ziehend, „ich habe an Ihrer Güte, an Ihrem

edlen Herzen nie gezweifelt — o, zweifeln auch Sie nicht an mir — auch wenn ich —“

Sie schwieg und rang vergebens nach Worten, nach Fassung. Dann aber sprang sie hastig auf und verließ schweigend das Zimmer.

Der Baron und seine Frau sahen ihr erstaunt nach und blickten sich betroffen an. Der Baron lächelte und ergriff zärtlich die Hand seiner Gattin.

„Du wirst's erfahren, meine Theure, daß ich Recht gehabt. Ich weiß, was sie bewegt und treibt —“

In diesem Augenblicke trat Fritz, von einem Ritte nach dem Pachtgute in Bielau heimgekehrt, in's Zimmer und der Baron brach rasch ab. Ueber das lebhafte Gespräch in Betreff landwirthschaftlicher Gegenstände wurde Rahels nicht weiter gedacht.

Sie war, als sie den Salon verlassen, in den Garten hinausgeeilt, durch die Allee, nach dem einsamen dunkeln Tannenhage. Dort ging sie bleichen Antlitzes, langsam, gebeugt, wie mit einem Entschlusse ringend, auf und ab. Es war still und öde um sie, wie in ihr. Selbst die Vögel, ihre lieben Vögel, hatten sie verlassen und vergessen. Seit sich ihre Augen dem Lichte erschlossen, hatte sich allmählig das Band des vertraulichen Verkehrs gelöst, welches sie mit den lieben gefiederten Sängern von Kindheit auf vereinte. Es war, als ob vor dem klaren Lichte des bewußten Menschengeistes, der jetzt aus ihren Augen strahlte, die dumpfe Seele der thierischen ursprünglichen Natur Scheu empfände, ein instinktives Mißtrauen, Mißbehagen sie ihr entfremdete, von ihr entfernte. Hin und wieder kam eines wie sonst

geflogen. Es flatterte wohl wie früher um sie, wenn sie rief, aber es flog wieder rasch und erschreckt von dannen und sah aus dem Schutz des Laubdaches still und besorgt auf sie herab, als ob es mit Schmerz empfände, daß sie zu einander nicht gehörten und von einander geschieden seien auf immer.

Rahel ging auf dem entlegensten Wege, um Niemanden zu begegnen, in das Schloß zurück, in ihr Zimmer hinauf. Sie suchte aus dem Schranke die einfachen Kleider hervor, in denen sie in's Schloß gekommen, und vertauschte sie mit der seidenen Robe. Was sie sonst an werthlosen Kleinigkeiten, lieben Angedenken aus ihrer Kindheit, mitgebracht, legte sie so sorgsam zusammen in ihre Kiste, obenauf die Geige in der Ledertasche, die ihr Vater Lang geschenkt. Sie trat vor den Spiegel, flocht das hohe Toupé aus einander und ordnete die langen schwarzen Haare wieder in die einfachen Zöpfe, wie sie es früher gewohnt war. Thräne auf Thräne floß dabei aus ihren Augen. Und als sie sich so des modernen Schmuckes entledigt, öffnete sie leise das Fenster und sah vorsichtig in den Garten hinab. Der Baron und seine Frau saßen auf der schattigen Treppe unten beim Thee. Man schien sie, wie gewöhnlich, zu erwarten. Fritz entfernte sich eben und ging, vielleicht ungeduldig, daß sie nicht komme, langsam die hohe Lindenallee hinauf. Dort blieb er stehen, kehrte sich um und sah wie fragend nach ihrem Fenster hinauf. Sie fuhr rasch zurück, sank auf einen Stuhl und drückte die Hände vor das Gesicht. Dann sprang sie rasch entschlossen auf und ging hinunter. Ihr Schritt war fest und sicher, als sie zur Thüre hinaus trat und sich dem Theetische näherte.

Der Baron und seine Frau blickten erstaunt, befremdet auf.

„Rahel, was soll das? Wozu die Aenderung, diese Kleidung?“ fragte die Baronin.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, gnädige Frau Baronin,“ erwiederte das Mädchen mit leiser, stockender Stimme. „Ich komme, um Ihnen noch einmal Dank zu sagen für die Güte und Freundlichkeit, mit der Sie mich in Ihr Haus aufgenommen, für das Geschenk des Augenlichts — doch, daß und wie ich Ihnen danke, bedarf der Worte nicht, Sie wissen das!“

Sie stockte eine Minute, in der sie der Baron und seine Frau betroffen ansahen.

„Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen,“ begann sie wieder. „Ich fühle es schmerzlich, daß in Ihrem Hause keine Stätte für mich ist. Als Magd, als Dienerin zu bleiben, sind Sie mir zu nahe getreten, und mich als ein Mitglied Ihrer Familie zu betrachten, verbietet mir Ihr Stand und die Kreise, in denen Sie leben, in deren Umgang Sie sich bewegen — das Kind des Bajazzo, der Tänzerin — des Mörders — gehört in Ihre Kreise nicht. Und darum gehe ich — darum muß ich fort, und darum —“

Sie verstummte, die Thränen erstickten ihre Stimme. Die Baronin ergriff ihre Hände und zog sie neben sich auf einen Stuhl an ihre Brust.

„Was ist geschehen, mon enfant, das diesen unglückseligen Entschluß in Ihnen hervorgerufen?“ fragte sie sanft. „Was sprechen Sie von unserem Umgang? Wir sind es allein, die unseren Umgang wählen und bestimmen. Wem

er nicht gefällt, der bleibt' uns ferne. Sie sprechen von unserem Kreise, Kind? Gebildet sein an Geist und Herz und wahrhaft sittlich sein, das gibt den Anspruch auf die höchsten Kreise, nicht Titel, Reichthum, äußeres Gebahren und leeres höfisches Geschwätz, das wir verachten. Darum haben wir Sie zu uns gezogen und darum wünschen wir, daß Sie in unserem Hause bleiben."

Rahel schüttelte wehmüthig den Kopf und preßte die Hand der Baronin an ihre Lippen.

„O, Sie sind gut und edel, wie immer, gnädige Frau!" sprach sie. „Doch lassen Sie mich auf meinem Wege weiter, den mein Geschick mir vorgezeichnet hat. Ich bin in Armuth und Niedrigkeit geboren, durch ein Verbrechen verwaist, ein hilfloser, blinder Findling an der ermordeten Mutter Brust. O, jede Güte, die mir ferner zu Theil wird, ist ein Almosen, der Bettlerin in den Schoß geworfen — ich kann ihn nicht entgelten und bin zu stolz, ihn anzunehmen — und darum gehe ich — und darum lassen Sie mich fort!"

Sie stand auf und wollte sich entfernen.

„Mein liebes Kind," nahm der Baron bewegt das Wort, „ich schätze Sie hoch um diesen Stolz! — Doch den Entgelt für das, was Sie Almosen nennen, haben Sie doppelt vorausbezahlt, oder verdanke ich Ihnen mein Leben nicht? — Schätzen Sie mein Leben so gering, daß Sie dafür die kleinen Gaben nicht eintauschen mögen, die wir Ihnen bieten mit unserem Hause, unserer Gesellschaft, unserer Liebe? — Ich habe, Sie wissen wann, es Ihnen zugesagt, daß Sie mein Kind sein sollen, Sie hören meine Bitte, Rahel, Sie bleiben?"

„Ich kann nicht," schrie Rahel schmerzlich auf, „Sie tödten mich durch Ihre Güte! — Herr Baron — o, lassen Sie mich fort — ich werde Ihrer gedenken, wo ich auch sein mag, wo ich auch gehe, von Thür zu Thüre, von Haus zu Haus, um mir das eigene Brod im fremden Lande, unter fremdem Namen zu verdienen — wo ich auch geh' und weile, ewig unvergessen sei mir Ihre Güte — ewig! Doch bleiben kann ich nicht! — Leben Sie wohl!"

Sie beugte sich tief herab, um seine Hand zu küssen.

Der Baron blickte über sie weg und ein Lächeln flog über sein altes, gutes Gesicht.

„So gehen Sie, Rahel, gehen Sie — wenn auch er Sie nicht halten kann!"

Rahel blickte erschrocken auf. Baron Fritz stand neben ihr.

„Rahel," rief er, seine Arme ausbreitend, „so hör' auf meine Bitte: Bleibe bei mir — sei mein!"

Sie sah erschrocken um sich, sah in die glücklich lächelnden Augen seiner Eltern — sie sah in seine Augen und sank laut schluchzend an seine Brust.

„O, geh' nicht fort, verlaß uns nicht!" sprach Fritz, „Du bist es, die den ersten hellen Strahl in meine verdüsterte Seele geworfen, in meinem verzweifelten Herzen die Liebe, das Vertrauen zu meinen theuren Eltern wieder entzündet, und seitdem gehört mein Herz Dir allein und Deines — Deines? — O, wende Dich nicht ab von mir! Was frage ich noch? Dein Auge ist ja neugeboren, ein frischer Spiegel Deiner reinen Seele und lügen ist Dir fremd — Du liebst mich!"

Sie wagte, tief erschüttert, nicht aufzublicken und Fritz

führte sie seiner Mutter in die Arme, welche sie innig gerührt an ihr Herz zog.

Der alte Baron strich sich mit der Hand über die Augen.

„Ich wußte es wohl," sprach er, zärtlich ihre Hand nehmend, „er werde Dich halten, Kind! — Nun aber sorge Du, Patron, daß sie nie mehr in Versuchung kommt, den neuen Menschen auszuziehen," lachte er.

„Geh' hinauf, ma fille chérie, und lege die blaue Robe wieder an, damit wir in unserem kleinen Kreise Deine Verlobung feiern. Geh' und kehre bald zurück. — Im Uebrigen — taisez-vous!" setzte sie bedeutungsvoll hinzu.

Fritz drückte Rahels Hand an seine Lippen und geleitete sie bis an die Thüre des Saales.

Sie ging hinauf und kam nach einer Viertelstunde zurück im Toupé und in der blauen Robe.

Damit ist unsere Geschichte zu Ende. Vier Generationen sind seitdem vorübergegangen. Seit vier Generationen sind in dem Geschlechte Derer v. Bielau schwarze Haare und schwarze Augen aufgekommen. Seit vier Generationen hängt in dem Schlosse Derer v. Bielau in einem Glasschrank in einer Ecke des Ahnensaales eine alte Geige. Man weiß, daß die Ahne, welche die schwarzen Augen und die schwarzen Haare in der Familie aufbrachte, auf dieser Geige gespielt. Woher die Ahne gekommen, oder wer ihre Eltern gewesen — das hat man vergessen — oder man spricht davon nicht gern — Taisez-vous! —

Charlatane und Marktschreier.

Von

L. Heimann.

(Nachdruck verboten.)

Die Nationalökonomen und Statistiker machen heut so schöne und nützliche Berechnungen über die Einnahmen und Ausgaben der Personen und Völker, über Import und Export u. s. w., aus denen sich dann wieder allerhand Schlüsse auf Bildung, Gesittung, Wohlstand der Völker ziehen lassen, — nur Schade, daß es nicht möglich ist, die Summen zusammenzurechnen, um die das Volk alljährlich auf die verschiedensten Weisen im Handel beschwindelt wird. Man würde da auch recht anständige Summen zusammenbekommen und hieraus auch sehr merkwürdige Folgerungen auf den Bildungszustand der Völker ziehen können.

Man kann bei einem Volke von einem Zeitalter der Dichter, der Philosophen, der Künstler u. s. w. sprechen, aber von keinem Zeitalter der Schwindler. Zu allen Zeiten, in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen hat der Schwindel geblüht und sind die Schwindler durch die Leichtgläubigkeit des Volkes in allen Ständen reich geworden. Das ergiebigste Feld, auf dem immer mit Erfolg auf die Dummheit der Menschen gerechnet werden konnte, war zu allen Zeiten das große Gebiet der Geheimmittel, entweder in der Gestalt von

Arzenei- oder von Verschönerungsmitteln. Was letztere anbelangt, so hat sich in unseren Tagen hiefür eine recht ansehnliche Industrie herangebildet, die ebenso geschäftsmäßig und schwunghaft betrieben wird, wie jeder reelle Handelszweig. Die verschiedenen Salben und Wasser und sonstigen Mittel zur Verschönerung der verschiedenen Körpertheile, zur Be- und Enthaarung, zur Erhaltung und Verbesserung des Teints und zu allen möglichen Zwecken sind heut Legion. Wie viel aber auch die Neuzeit in dieser Schwindel-Wissenschaft leisten mag, so ist sie hierin nur eine Nachfolgerin der früheren Jahrhunderte, die nach dieser Seite hin schon sehr Bedeutendes geleistet haben.

Schon das alte Rom kann den traurigen Ruhm beanspruchen, das Geheimmittel-Unwesen zu einer später kaum übertroffenen Höhe gebracht zu haben. Die ersten Aerzte, die sich dort niederließen, waren, nachdem die Römer mehr mit Griechenland bekannt geworden waren und viele griechische Sitten annahmen, zum großen Theil Griechen, die in Rom ihr Glück suchen wollten, jedoch anfangs meist Leute aus den niederen Volksklassen, Aufwärter in den Bädern, Diener aus den Gymnasien, Pflanzensammler und drgl. Häufig kamen solche Abenteurer als Sklaven nach Rom und trieben dann später als Freigelassene auf öffentlicher Straße in den Buden (medicinae) mit selbstbereiteten Mitteln Verkauf. Dergleichen Buden versammelten, wie die damaligen Barbierbuden, die Müssiggänger, um Stadtneuigkeiten zu erfahren, nach Art unserer Kaffeehäuser. Daher stand die Heilkunst bei den Römern eben in keinem vortheilhaften Licht. Man hielt sie nur für einen Erwerb von Sklaven und Freige-

lassenen. Da überdies die Gewinnsucht der griechischen Aerzte viel Geld verschlang, so ward bald der Haß der freien Römer gegen sie rege. Besonders war hiedurch Marcus Portius Cato, der Censor (234—149 v. Chr.), ausgezeichnet, der als Anhänger der alten Sitten die griechischen Aerzte hart verfolgte. Später aber zur Zeit des Verfalls des römischen Reichs, als der Luxus der Römer alle Grenzen überstieg, bildete sich auch der Handel mit Geheim- und Verschönerungs-Mitteln zu einem Erwerbszweige von kolossalem Umfange heran. Fabelhafte Summen wurden damals für Salben, Parfüms und Pasten ausgegeben; die Buden der Unguentarii (Salbenkrämer) füllten eine ganze Straße in Rom aus, und es läßt sich denken, daß die allgemein herrschende Verschwendungssucht benutzt wurde, ganz nach heutiger Manier Geheimmittel, die oft aus werthlosen Substanzen bestanden, unter pomphaften Anpreisungen zu den theuersten Preisen zu verkaufen. So kostete das Pfund von dem Sussinum, einem der beliebtesten und theuersten Parfüms, 300 Mark nach unserem Gelde und bestand, nach Plinius, aus Safran, Lilien, Zimmet, Honig und Bohnenöl. Mit letzterem fabelhaften Stoffe scheint damals überhaupt viel Humbug getrieben worden zu sein, da dieses merkwürdige Bohnenöl noch in verschiedenen anderen Zusammensetzungen vorkommt.

Die Rezepte zu den römischen Salben geriethen wohl mit dem gänzlichen Verfall des römischen Reiches in Vergessenheit, aber derselbe Schwindel tauchte unter anderem Namen und in anderer Gestalt in der Folgezeit immer wieder auf und man würde ein dickes Buch anfüllen können,

wollte man diesem Gegenstand eine eingehende Beschreibung widmen, hier sollen nur einzelne aus der großen Menge hierher gehöriger Erscheinungen herausgegriffen und als charakteristische Gattungstypen gezeigt werden.

Großer Vorschub wurde allen derartigen Schwindeleien im ganzen Mittelalter durch den traurigen Zustand geleistet, in dem sich damals die medizinische Wissenschaft befand, die in Wahrheit nichts Anderes war, als ein Gemisch von Alchymie, Magie und abenteuerlichen Vorstellungen von den Wirkungen der Naturkräfte. Selbst den hervorragendsten Geistern jener Zeit, wie einem Theophrastus Paracelsus, war es nicht möglich, sich aus dem Wust der abergläubischen Begriffe ihrer Zeit zu befreien. Als besonders bezeichnend für die Charlatane jener Tage mag hier einer der berühmtesten Schüler des Paracelsus genannt werden, Leonhard Thurneysser zum Thurn, geboren 1530 zu Basel und nach mannigfachen Schicksalen und Wanderungen als Goldschmied, Soldat, Bergmann, Hüttenaufseher und Arzt 1570 in Frankfurt a. O. vom Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, dessen Gemahlin er glücklich behandelt hatte, zum Leibmedikus ernannt. Er scheute sich nicht, in dieser neuen Lage sich durch Verkauf von Schminke und Schönpflästerchen an die Hofdamen beliebt zu machen und erwarb sich große Reichthümer durch seine Geheimmittel und Arcanen, die er mit den pomphaftesten Namen, wie aurum potabile, magisterium solis, Diamantenpulver, Perlentinktur u. s. w., belegte. Zugleich errichtete er für die Herausgabe seiner Schriften eine besondere Schriftgießerei und Buchdruckerei und publizirte sogenannte Praktiken oder astrologische Kalen=

der, die ihrer zweideutigen Prophezeiungen wegen großen Absatz fanden. Aber auch das einträgliche Nativitätsstellen, Prophezeiung der Schicksale aus der Stellung der Gestirne bei der Geburt des Menschen, verachtete er nicht, und, getrieben von seiner Geldgierde, legte er sogar, als die Juden aus Berlin vertrieben waren, eine öffentliche Pfandleihe an. Da aber trat der gelehrte und aufgeklärte Professor Kaspar Hoffmann in Frankfurt a. O. mit einem Traktat de barbarie imminente gegen ihn auf und suchte seine Charlatanerien zu beleuchten. Hiedurch verlor er bei Hofe fast sein ganzes Ansehen und zugleich durch einen Prozeß mit seiner geschiedenen Frau den größten Theil seines Vermögens. Er floh dann 1584 nach Italien und soll endlich 1595 zu Köln in Dunkelheit und Dürftigkeit gestorben sein.

Frankreich war von jeher das gelobte Land der Geheimmittel aller Art, die in allen Volksklassen zahlreiche Abnehmer fanden, selbst als die medizinische Wissenschaft dort schon zu hoher Bedeutung gelangt war. Die früheste Erwähnung solcher von Nichtärzten öffentlich verkauften Heilmittel geschieht im 13ten Jahrhundert, wo ein herumziehender Volksdichter oder Trouvère, Namens Ruteboeuf, ein sogenanntes Dit de l'Erberie abfaßte. Es ist ganz in dem Tone prahlerischer Anreden, wie wir sie heut noch, namentlich in den kleineren italienischen Städten, bei Jahrmärkten und ähnlichen Gelegenheiten vortragen hören können. Er erzählt, er habe die Rezepte zu seinen Tränken und Salben von einer vornehmen Dame, die er nicht nennen wolle, erhalten, er habe die dazu nöthigen Ingredienzen in fernen Ländern mit Gefahr seines Lebens gesammelt, in Apulien,

Calabrien, Deutschland, in den Wüsteneien Indiens und im Ardennerwalde, wo er die wilden Thiere gejagt, um sich ihr Fett, das besonders werthvolle Heilkräfte enthalte, zu verschaffen. Er besitze eine Universalmedicin, die er aber nicht verkaufe, sondern verschenke, er nehme nur eine Gegengabe, gleichviel welche, Brod, Wein, oder Heu und Hafer für sein Pferd, und so ein armer Teufel da sei, der nichts besitze und nichts geben könne, dem wolle er seine köstlichen Mittel umsonst verabreichen und verlange nichts weiter dafür, als daß er nach Verlauf eines Jahres zum Seelenheile seiner Dame eine Messe lesen lasse. Man kann sich denken, daß ein solcher Heilkünstler Geschäfte machte, zumal wenn er seine Rede mit schlechten Witzen und saftigen Späßen zu würzen wußte, an welchen diese Dits de l'Erberie — denn wir haben deren nicht etwa bloß eines — reich waren.

Aus diesen Straßen- und Dorfsängern, welche ihr Brod durch Spaßmachen und Künststücke, sowie durch Handeln mit Schönheitsmitteln und Lebensessenzen zu verdienen suchten, wurden offenbar im 16. und 17. Jahrhundert jene Charlatane, welche unter dem stolz klingenden Namen von Operateurs und spagyrischen oder chienischen Aerzten (im Gegensatz zu den galenischen Aerzten der medizinischen Fakultät) in Paris den Grèveplatz und den Pont-Neuf zum Schauplatz ihrer Thätigkeit wählten. Uebrigens waren sie nicht die einzigen, welche das Publikum mit ihren Salben und Tränken beglückten, eine starke Konkurrenz machten ihnen die damaligen Parfumeurs, welche ebenfalls mit Geheimmitteln, selbst mit Giften, handelten, wie dies bekannt-

lich der berüchtigte Günstling der Katharina von Medicis, Strué der Florentiner, that, dessen Bude auf dem pont-au-change lange Zeit der Mittelpunkt der vornehmsten Pariser Gesellschaft war, und wo man Mittel für Alles kaufen konnte. Solche Geschäfte gab es bis zur Zeit Ludwigs XIV.; die Akten des furchtbaren Prozesses der Marquise de Brinvilliers, der adeligen Giftmischerin, nennen mehrere dergleichen Geheimmittelläden. Für das große Publikum paßten jedoch diese Leute nicht, ihre Mittel waren zu theuer.

Die eigentlichen Pariser Geheimmittel- und Universalmedizin-Händler müssen ungeheure Geschäfte gemacht haben, sonst würden die Dichter jener Zeit sie nicht so häufig erwähnt und lächerlich gemacht haben. Auf dem Pont-Neuf fand man deren von jedem Alter und jeder Gattung, vornehme und geringe. Man begegnete armen Teufeln, die zu Fuß gingen und ihren Medizinkasten unter dem Arme oder auf dem Rücken trugen, man traf aber auch sogenannte Doktoren an, welche ein ganzes Gefolge bei sich hatten. Sie selbst führten gewöhnlich einen italienischen Namen, wenn sie auch ganz gute Franzosen waren, denn es gehörte bei diesen Leuten im Anfange des 17. Jahrhunderts zum guten Tone, ein Doktor aus Cereto (bei Spoleto) zu sein. Sie traten nie allein auf, sondern immer in Begleitung eines Affen, der durch seine Grimassen und Späße den großen Haufen anlocken mußte, eines Schwarzen, eines sogenannten Marokkaners, unter dem sich die Phantasie der Zuschauer vermuthlich den Teufel vorzustellen hatte, und einer schönen jungen Dame, die aber stets eine Ausländerin sein mußte, eine Italienerin, Spanierin, Holländerin u. s. w. Oft war

noch eine vollständige Komödiantenbande mit einer Art von ambulantem Orchester dabei, welche das Publikum durch Lieder, schlechte Witze, Possen und Aufführung burlesker Scenen zu unterhalten hatte und nebenbei die bombastischen Programme und Prospekte ihres Herren und Meisters unter das Volk warf. Letzterer, in bizarrer, bunter Tracht, war entweder zu Pferde oder stand auf einem Gerüste, von wo er seine Heilmittel unter der Begleitung schmetternder Trompetenklänge oder schlechtgestimmter Geigen und Guitarren feilbot. Da konnte man Mithridat und Theriak gegen alle Gifte, Opiate gegen Kolik und Seekrankheit, Oel gegen Taubheit, Pulver und Latwerge gegen Zahnschmerzen, Pomaden gegen Hautschrunden und Frostballen, Einreibungen für Flechten und Steinschmerzen, Brandsalben, aus Phönix- und Paradiesvogel-Fett gemacht, kaufen. Man riß Zähne aus und setzte neue ein, ja man handelte selbst mit Glasaugen, kurz man konnte Alles haben, Ringe gegen Krämpfe, Pflaster für Hühneraugen, Zahnpulver, wohlriechende Seifen, Schminken und Rattengift; das Geschäft beschränkte sich also nicht, wie bei den Charlatans unserer Tage, nur auf einen einzigen Gegenstand. Natürlich mußte ein solcher Marktschreier die Beredtsamkeit eines Demosthenes besitzen, sonst hätte er nicht viel ausrichten können; allein dies muß auch bei einigen von ihnen im hohen Grade der Fall gewesen sein, denn glücklicher oder unglücklicher Weise sind die Heldenthaten und Namen mehrerer dieser Leute auf uns gekommen und haben den Ruhm ihrer gelehrten und promovirten Gegner lange überdauert.

Den ersten Rang unter jenen Charlatans nimmt der

„Operateur“ Melcheisedech Barry ein, den der französische Lustspieldichter Dancourt in einer gleichnamigen Posse verewigt hat. Derselbe rühmte sich, die halbe Welt besucht zu haben, in Siam hätte er den weißen Elephanten von einer Nierenkolik geheilt, den großen Mogul an den Pocken behandelt und der peruanischen Infantin Atabalippa elf Backzähne und fünfzehn Hühneraugen ausgerissen. Hatte er in Paris, wo er seine Bude auf der Place-Dauphine aufgeschlagen, schon durch seine äußere Erscheinung — er war ein großer, starker, wohl aussehender Mann mit langem Barte und kurz geschorenem Hauptthaar, trug einen weiten schwerseidenen, bis auf die Füße herabgehenden Rock mit goldenen Knöpfen und schleppte hinter sich einen langen schweren Mantel aus demselben Stoff her — zu imponiren gewußt, so gelang ihm dies noch besser in Rom. Hier grassirte gerade die Pest, als er hinkam; er erfuhr, daß der Papst und die Kardinäle deshalb flüchten wollten, sofort begab er sich zu Sr. Heiligkeit und wußte ihn so von der Kraft seines Heilmittels gegen die Seuche zu überzeugen, daß der Papst wirklich blieb. Er ließ nun auf der Piazza-Navona eine große Bühne erbauen, wo er furchtlos seine Mittel an Jedermann verkaufte, und siehe, die Bevölkerung gewann wieder Muth; und als die Pest wirklich nach 14 Tagen aufhörte, ließ der Papst eine Denkmünze schlagen, die auf der einen Seite Barry's Bild trug, auf dem Revers aber die Inschrift: „Innocentius Decimus Barrido Urbis Senatori A. S. 1644.“ Nach vielen Irrfahrten starb er, von den Seinigen verlassen, arm im Spital.

Gleichzeitig mit ihm lebte ein anderer Charlatan, der

sich Hieronymo Ferranti nannte, aber eigentlich Cristofore Contugi hieß und aus Orvieto stammte. Auch er scheint zuerst auf der Place-Dauphine agirt zu haben, dann aber schlug er seinen Sitz auf dem Pont-Neuf auf. Er thronte auf einer Art von großem offenem Theater, an dessen vier Enden eben so viele treffliche Geigenspieler aufgestellt waren, zwischen denen sein gefeierter Hanswurst, Gelinetto la Gellina, ausgezeichnet durch eine ungeheure rothe Feder auf seinem Spitzhute, herumtanzte und seine Possen machte. Er selbst stand voran und pries seine vortrefflichen Droguen an, unter denen das meist aus Theriak bestehende, nach seinem Geburtsorte Orvieto Orvieten genannte Universalmittel obenan stand, welches im Jahre 1647 ein Privilegium erhielt und 1653 als von zwölf Doktoren der Pariser Fakultät approbirt, buchstäblich europäische Berühmtheit erlangte, später aber sprichwörtlich von jedem Charlatan überhaupt und seiner Arzenei gebraucht wurde. Er pflegte sich vor den Augen des Publikums mit einer Fackel so lange die Hand zu brennen, bis man große Blasen sah, dann stach er sich an verschiedenen Stellen des Bauches einen Degen tief in das Fleisch hinein, strich dann auf die Brenn- und Stichwunden seinen Balsam, und nach zwei Stunden sah man bloß noch zugeheilte Narben an den vorher ganz offenen Wundstellen. So trieb er sein Wesen über 30 Jahre und schlug immense Summen aus der Leichtgläubigkeit des Publikums.

Ein anderer Charlatan, angeblich ebenfalls lateinischer Abkunft und den fingirten Namen Mandor führend, etablirte sich im Jahre 1618 gleichfalls auf der Place-Dauphine.

Mandor war ein sehr behäbiger Mann mit langen Haaren und einem weißen großen Barte, nicht ungebildet und unter anderen Umständen einer besseren Laufbahn würdig. Seine Mittel waren nicht blos bei dem großen Haufen, sondern auch unter der vornehmen Welt gesucht und beliebt, namentlich verkaufte auch er einen Lebensbalsam, der für Alles gut war; man rieb ihn ein, wo man irgend einen Schmerz fühlte, und man war sofort kurirt. Indeß verdankte er doch seinen Ruf eigentlich mehr den Späßen seines Geschäftstheilhabers, eines gewissen Tabarin, der in den von der Komödiantentruppe Mandor's aufgeführten primitiven Possen gewöhnlich den Bedienten gab und deshalb häufig für Mandor's Diener, aber mit Unrecht, gehalten worden ist. Um 1625 scheint sich indeß Tabarin aus dem Geschäfte zurückgezogen zu haben, er hatte so viel Geld zusammengebracht, daß er sich eine herrschaftliche Besitzung bei Paris kaufen konnte; dorthin begab er sich und starb 1633. Seine Rolle bei Mandor nahm ein gewisser Padella ein, allein mit Tabarin ging auch sein Glücksstern unter; nach 1634 verschwindet Mandor.

Diese Männer waren allerdings die Hauptmatadore unter den Pariser Charlatans des 16. und 17. Jahrhunderts, nun gab es aber noch verschiedene andere zweiten Ranges, deren Namen uns die gleichzeitigen Schriftsteller aufbewahrt haben. Ein berühmter Operateur hieß Denis l'Escot, er rühmte sich selbst, in zehn Jahren seiner Wirksamkeit 50,000 Thlr. erworben zu haben; ein anderer hieß l'Estale, ein dritter Du Pré, ein vierter Cabotin, nicht gerechnet die große Zahl Alchymisten, die sämmtlich auch mit Geheim-

mitteln handelten. Von Empirikern werden der Algierer Mehemet genannt, dann ein gewisser Semini, der eine Hauptkur an der Mademoiselle de Nevers gemacht hatte, Lefèvre, eigentlich nur Haushofmeister bei dem Marschall St. Luc, der aber als Somnambule von aller Welt konsultirt ward und als solcher kurirte, dann Sollot, dem einige Steinoperationen in der Manier des Doktor Eisenbart geglückt waren, der königliche Leibarzt Blegny, der ein merkwürdiges Buch über Schönheitsmittel schrieb, der Engländer Talbot, dessen Tropfen (Chinin) selbst Ludwig XIV. geheilt hatten und der ein bei allen vornehmen Leuten beliebter Arzt war, weil er sich den Launen seiner Kranken schlau akkommodirte und von Purgiren, Aderlassen und Diäthalten absolut nichts wissen wollte; ein gewisser Barbereau (1680), der gewöhnliches Seinewasser in seinen Flacons als kostbares Mineralwasser verkaufte; der von La Bruyère Carro-Carri genannte Caretti, der mit einem und demselben Mittel die Kolik, das Wechselfieber, die Wassersucht, Schlagflüsse und fallende Sucht heilte und Unsummen verdiente. Alles übertraf aber der Ritter Digby mit seinem sympathischen Pulver, dem es namentlich durch seine Stellung in der Gesellschaft möglich ward, die ganze vornehme Welt zu dupiren und ihr den Beutel zu fegen. Er kurirte die Leute, ohne sie sehen zu müssen, ja ohne ihre Leiden zu kennen und trieb die Fieber seiner Patienten in beliebige Bäume. Der fragliche Kranke konnte am Nordpol wohnen, man gab dem Zauberer Digby abgeschnittene Nägel und Haare von ihm, er setzte etwas von seinem Pulver dazu, spundete Alles zusammen in einen Baum, und hatte

jener die Wassersucht, ward er sie los und der Baum bekam sie; und so ging es mit jedem Leiden, es fuhr aus den Menschen in die Bäume, Digby brauchte nur seinen Hokuspokus zu machen.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts machte des Operateurs Cavanel Balsam von Frau Simone (so hieß nämlich eine alte Meerkatze, die, wenn er jenen verkaufte, dazu ihre Possen machen mußte) ungeheures Aufsehen und galt allgemein als Panacee. Einem Unbekannten, der als Vorgänger Mesmers schon um 1750 durch Berührung und Elektricität heilte, ward von der Polizei, weil er sie nicht bestochen hatte, seine Bude geschlossen. Während nun die berühmte Krankheit der Vageurs unter der vornehmen Pariser Frauenwelt die merkwürdigsten Erscheinungen zur Folge hatte, traten dann zwei Schwindler auf, die ihren Arzeneien große Erfolge und ausgezeichnete Honorare verdankten; der eine hieß Printemps und war früher Gemeiner in der französischen Garde gewesen und kurirte mit einem Decoct von Heu, bis er eingesperrt ward, der andere hieß Pittare und heilte mit Magenpflastern.

Während der Revolution und unter dem Direktorium gab es eine Menge Geheimmittelverkäufer (auch Damen) auf den Pariser Quais, die ihre Arzeneien unter Begleitung von Hörner- und Beckenklang ausriefen und verkauften. Dann kam der berühmte „große Schweizer“, ein langer Mann mit großem Schnurrbarte, ungeheurem Hute und goldgesticktem Mantel; ihm folgte in einem großen Wagen eine Militärmusikbande, die ihre lustigen Märsche spielte, und von seinem eigenen Kabriolet aus haranguirte er die

Menge und bot seinen Wundbalsam und schweizer Blutreinigungsthee aus. Dann kam 1815 der sogenannte „neapolitanische Doktor", der in scharlachnem, goldbesetztem Kleide, gestickter Weste, langen Spitzenmanschetten und weißgepuderter Perrücke in gleicher Weise von einem offenen Kabriolet aus seine Wundersalben austheilte; und wollen wir aus dem vorigen Jahrhundert St. Germain, Cagliostro und Mesmer, welche letztere Beide auch nichts weiter als mehr oder weniger geschickte Schwindler waren, nicht dazu rechnen, so würde der Gichtdoktor Pradier und der sogenannte Docteur noir mit seinem berüchtigten Krebsmittel als die letzten hervorragenden Helden auf dem Gebiete der medicinischen Charlatanerie in Paris zu nennen sein.

Endlich mag noch ein gewisser Lyonnois erwähnt werden, der, wie später auch seine Nichten, die Fräuleins Demoncy und Varechon, thaten, bis 1774 öffentlich, wie die oben genannten Marktschreier nur für Menschen gesorgt hatten, Heilmittel für Katzen- und Hundekrankheiten verkaufte und einen förmlichen Tarif für jede Krankheit aufstellte. Er war aber nicht billig; denn noch heute hat man einen Brief von ihm an Madame Gourden, worin er 75 Louisd'or Honorar für die Wiederherstellung einer dieser Dame gehörigen Hündin verlangt. Weil er aber so glücklich gewesen war, einen Hund der Frau von Pompadour vom Tode zu retten, erhielt er von Ludwig XV. den Titel als Médecin consultant des chiens de Sa Majesté Louis XV., und als so bestellter königlicher Hofhundearzt einen jährlichen festen Gehalt von 1200 Fr. Kurz seine Kuren brachten ihm in wenigen Jahren so viel ein daß

er sich das Schloß Vernon in Bourgogne kaufen konnte, wohin er sich dann mit seinen Nichten, als das Geschäft nicht mehr recht gehen wollte, kurz vor der französischen Revolution zurückzog.

Um nun wieder auf unser liebes Deutschland zurückzukommen, so hatten sich hier mit der Zeit ganz ähnliche Zustände herangebildet, wie wir sie soeben in Frankreich geschildert haben. Wir haben oben an dem Beispiele des churfürstlich brandenburgischen Leibmedikus Leonhard Thurneysser gesehen, wie sehr der traurige Zustand des medicinischen Wissens im Mittelalter den Schwindel und Aberglauben begünstigen und fördern mußte. Dazu kam noch, daß vorzugsweise in Deutschland die Alchymie ihre ganz besondere Pflege fand. Bedeutende Männer erkannten die Alchymie als einen wichtigen, ja oft als den wichtigsten Zweig des menschlichen Wissens an, und bis fast in die Neuzeit haben sich hervorragende Geister, ernste Männer, mit der Lösung des Problems, den Stein der Weisen zu finden, abgemüht. Vermittelst der Substanz, die der Stein der Weisen genannt wurde, sollte man nämlich im Stande sein, unedle Metalle in Gold zu verwandeln; gleichzeitig diente dieselbe aber auch als Universalmedicin, vermittelst deren für alle Krankheiten Heilung verschafft und der Körper sogar verjüngt werden konnte. Dies bot natürlich dem ärgsten Betrug das ergiebigste Feld. Hunderte von Abenteurern durchzogen das Land, und indem sie vorgaben, durch tiefe Studien in den Besitz der Kenntniß der geheimsten Naturkräfte, insbesondere des Steins der Weisen gekommen zu sein, so daß sie alle Gebrechen des menschlichen Körpers kuriren könnten,

beschwindelten sie Reich und Arm um ihr Geld. Doch war die Ausübung dieses sauberen Gewerbes durchaus nicht ohne alle Gefahr. Das Volk witterte hinter allen diesen magischen und nekromantischen Künsten, wie überhaupt hinter Allem, was über den nicht sehr hohen Horizont seines Verständnisses ging, ein Bündniß mit dem Teufel und den Höllengenossen, und so mußte gar mancher jener Abenteurer, der Hexerei und Zauberei angeklagt, seinen Schwindel in der Folterkammer oder auf dem Scheiterhaufen büßen.

Unter diesen erschwerenden Umständen fand es das fahrende Volk viel bequemer und gefahrloser, das von den französischen Quacksalbern gegebene Beispiel nachzuahmen und in der leichten gaukelnden Weise Jener das Volk zu betrügen. Wir finden daher bald diese französische Manier, wenn auch vielleicht mit weniger Pomp und Grandezza, aber in der Hauptsache gleichlautend, allenthalben in Deutschland nachgeahmt. Wo irgend in einem Flecken eine Volksbelustigung, eine Messe, ein Jahrmarkt u. dergl. stattfand, da erhob sich auch ein Brettergerüste, auf dem ein Wundermann in phantastischem Aufzuge dem gaffenden leichtgläubigen Land- und Stadtvolke seine Elixire und Balsame und Salben anpries und verkaufte. Gewöhnlich hatte er einen die französischen Arlequins nachahmenden „Pickelhäring" in seinen Diensten, der die Volksmenge durch seine zotenhaften Späße anlockte und unterhielt.

Wie arg dieses Unwesen zum Aerger der gelehrten Aerzte grassirte, ersehen wir aus einem im Jahre 1720 erschienenen dickleibigen Werke, in dem ein gewissenhafter Arzt, Christoph Ettner, seinem Aerger über das Treiben jener Quack-

salber Luft macht und sich über deren gemeinschädliches Wirken weitläufig ergeht. Der Titel des Buches heißt: „Des getreuen Eckarths Medicinischer Maul-Affe oder der entlarvte Markt-Schreyer. In welchen vornehmlich der Markt-Schreyer und Quacksalber Boßheit und Betrügereyen, wie dieselben zu erkennen und zu meiden (gezeigt). Allen aufschneiderischen Landstörtzern, verlogenen Theriacks-Krämern, auffgeblasenen Menschen-Flickern ꝛc. ꝛc. zu einer heilsamen Warnung an das Tage-Licht gegeben durch Joco-Serium."

Wir wollen aus diesem für die Kulturgeschichte interessanten Werke hier nur einige Stellen anführen. So heißt es in demselben von den Quacksalbern unter Anderm: „Etliche bejahen, sie hätten eine Universal-Medicin vor alle Krankheiten, wie sie Nahmen haben mögen, etliche ziehen sie aus der Lufft, etliche aus einer gewissen Erde, etliche aus dem Wasser, etliche aus einem verborgenen Feuer, etliche aus zweyen, aus dreyen und etliche aus allen Elementen, und damit sie dem gemeinen Manne eine Nase anmachen, nehmen sie Baum-Oel und thun allerhand farbichte Wasser über einander, und weisen ihn die vier Elementen. Andere geben vor, sie wären lange Zeit in Indien, Persien, Türckey, ja gar bei dem großen Mogul gewesen, allwo sie sonderliche Wissenschaften erlernet hätten, erzählen auch unterschiedene Begebenheiten her, die sie etwan in einer Chronica gelesen haben, als wären sie selbsten zugegen gewesen, streichen ihre Personen heraus, und rühmen, was vor Correspondentz sie noch daselbst hin hätten, von welchen Oerthern aus ihnen die Sachen, welche sie zu ihren Medicamenten brauchten, mit großer Müh und Unkosten zugeschickt würden.

Etliche ziehen ein Schweitzer=Habit an, geben vor, sie hätten wahrhafftiges Gembsen=Fett, da es doch nichts mehr als Hirsch= oder wohl gar Bock=Inselt mit ein wenig Wachs zusammengeschmolzen ist, zu verkauffen, und wer kann alle ihre Betrügereyen, die sie auf tausenterley Arth ausüben, erzählen." — „Wenn nun die Narren ihre Haupt= und Cardinal=Artzeney fertig haben, können sie s. v. nicht einen Hund aus den Ofen locken. Andere machen aus allen ihren Medicinen, Pflastern, Pillen, Pulvern, Salben u. s. w. Universal=Pflaster, Universal=Pillen u. s. w., da sie doch nur, wenn es noch so weit kommt, damit kaum eine schlichte Wunde heilen, oder in den geringsten Zufall etwas ausrichten können. Noch Andere rühmen sich der großen Kunst, d. i. alle Krankheiten ohne Adhibirung einiger Artzeney zu kuriren durch Charaktere, Bindungen, wächsenen Bildern, Monden=Schießen, Sigillum Salomonis, Verpflantzungen und dergleichen." — „Diese Artzney=Affen wissen ihre Sachen gantz prahlerisch hervorzustreichen; wenn etwan die Ingredientien eines Pulvers oder Latwerge im Garten gewachsen, da muß gleichwohl alles mit lauter Chinesischen, Japanischen und Indianischen Nahmen intitulirt werden: die gestossene Chichori=Wurzel nennen solche Prahlhansen den wahren Hippokratischen Eröffnungs=Schlüssel zu den verstopfften Kräß=Adern, das Kranabet=Oehl den unverfälschten Florentinischen Gifft=Balsam, die Bertram=Wurtzel die Constantinopolitanische Zahn=Stillung, die pulverisirte Borage=Blüthe das Asiatische Lebens=Pulver, vermöge dessen der große Mogul und seine Untergebenen zu einem hohen Alter gelangen. Alle diese ernennte, zu unrechter Zeit ge=

sammelte oder falsch präparirte Mittel verkauffen sie umb ein großes Geld, da sie doch nicht einen Heller werth seyn. Was lügen sie sonsten nicht von Wurtzlen und Kräutern, die sie in Nova Zemla oder in Ost- und West-Indien gesammlet, da sie doch das Glück ihr Lebtag niemahls gehabt, solche Länder auf der Land-Karten zu sehen, vielweniger mit einem Fuß zu betretten."

Diese wenigen Citate aus dem „medicinischen Maul-Affen" werden hinreichen, um das damalige Treiben der Quacksalber in Deutschland genügend zu charakterisiren und die Aehnlichkeit zwischen ihnen und ihren französischen Collegen zu zeigen; an einer Stelle des Buches werden die Marktschreier sogar „Orvietan-Jubilirer" genannt, woraus ersichtlich, daß auch die französischen Bezeichnungen in Deutschland nachgeahmt wurden.

Dies Alles geschah freilich in den wenig erleuchteten Zeiten früherer Jahrhunderte, — aber ganz ebenso ereignen sich die Dinge noch heute in unseren, von dem Geist des Wissens und der Erkenntniß erhellten Tagen. Auch heute noch werden von der leichtgläubigen Menge, von Personen aus allen Gesellschaftsklassen die größten Summen Geldes für die ärgsten Schwindelmittel ausgegeben. Die Charlatane ziehen freilich heute nicht mehr wie ehedem in rothen Röcken und in Begleitung von Affen und Harlekins und Musikbanden herum, dies ist gegenwärtig nicht mehr nöthig. Die Herren Schwindler haben es jetzt bequemer. Die Zeitungen sind heute die Tribünen, von denen herab jeden Tag in Gestalt von langen Inseraten einem hochgeehrten Publikum der größte Schwindel und der unglaublichste Blödsinn ge-

predigt wird. Wenn wir die Frechheit dieser Charlatane sehen, studirter und nichtstudirter, die hier in den pomphaftesten Ausdrücken ihre Pillen, Extracte, Kräuterbalsame, Tincturen u. s. w. für alle möglichen Vorkommnisse des menschlichen Lebens empfehlen, dann brauchen wir über die Marktschreier und Quacksalber früherer Jahrhunderte durchaus nicht die Achsel zu zucken. Betrüger wie Betrogene füllen noch in gleicher Anzahl, in gleicher Unverschämtheit einerseits und in gleicher Dummheit andererseits, den Markt. Sollte es allen Schwindlern so ergehen, wie dem Generalmajor Giovanni Grafen von Fajetani, der den ersten König von Preußen unter dem Vorwande, daß er Geld machen könne, um große Summen geprellt hatte und dann, nachdem diese Schwindeleien an den Tag gekommen waren, auf Befehl des Königs am 23. August 1709 zu Küstrin gehängt wurde, — wenn für die Schwindler aller Gattungen der heutigen Tage Galgen gebaut werden sollten, dann möchte wohl das Holz theuer werden. Zur Erinnerung an dieses, an dem Grafen von Fajetani vollzogene Urtheil wurde aber auf Befehl des Königs eine Spottmünze in Silber und Kupfer geschlagen, auf welcher der Spruch stand: Mundus vult decipi, ergo decipiatur, die Welt will betrogen werden, also mag sie betrogen werden!

Eine deutsche Ansiedelung in Arkansas.

Reisebild aus Amerika

von

Friedrich Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Im Herzen des Staates Arkansas, eng umschlossen von ungeheuren Urwäldern, liegt das liebliche Städtchen „Little-Rock". Mein erster Aufenthalt daselbst fällt in die Mitte des Monats Mai 187—. Vor Kurzem erst hatte mich der Dampfer, nach langer stürmischer Seefahrt, in Philadelphia an's Land gesetzt. Die auf meinem Wege liegenden größeren Städte, als Baltimore, Washington, Cincinnati, St. Louis rc. streifte ich nur im Fluge. Es drängte mich nach den wilden Urwäldern jenseit des Mississippi. In Little-Rock, der Stadt der Rosen — mit diesem Epitheton belegen die Arkansas-Männer stolz ihre reizende Hauptstadt — wollte ich mich einige Zeit aufhalten, amerikanische Sitten und Gebräuche kennen lernen, mich ein wenig akklimatisiren, um dann, ausgerüstet mit allem Nöthigen, meinen beabsichtigten Streifzug in die Wildniß zu unternehmen.

Die in Little-Rock lebenden Deutschen bewillkommneten mich auf das Freundlichste — ich muß ihrer Gastfreundschaft alle Anerkennung widerfahren lassen. Nach wenigen Tagen

schon besaß ich eine Menge liebenswürdiger Bekannter und hatte den Tag über vollauf zu thun, allen Einladungen, die an mich ergingen, Folge zu leisten. Auch einen kleinen Ausflug auf dem Strome hatte man mir zu Ehren schon arrangirt, wozu uns die „Belle of Texas“, ein schöner, auf dem Arkansas-Fluß laufender Dampfer, die erwünschte Gelegenheit bot — genug, ich sah mich in einen Strudel anstrengender Vergnügungen hineingezogen, über die ich den eigentlichen Zweck meines Hierseins fast vollständig vergaß.

Eines Morgens — es war gegen fünf Uhr und ich schlief noch fest, da man im südlichen Amerika gewöhnlich erst mit dem Morgengrauen einschlummert, wenn das in den Holzhäusern sich massenhaft aufhaltende Ungeziefer seinen Rückzug antritt — eines Morgens also kam mein Freund Schultheiß, der deutsche Apotheker des Ortes, in's Zimmer gestürzt und entriß mich mit der ihm eigenthümlichen Vehemenz meinen schönsten Träumen.

„Oswald,“ schrie er und schüttelte mich, „stehen Sie auf, Jammermensch, der den herrlichsten Morgen, der je über Arkansas heraufgedämmert ist, wie ein Murmelthier auf weichem Lasterpfühle verträumt — stehen Sie auf, nehmen Sie Ihre nie fehlende Büchse und folgen Sie meiner Fährte in die Wildniß!“

Ich fuhr entsetzt über diesen Ueberfall empor, mein Schrecken legte sich aber auf der Stelle, als ich sah, daß es kein mit einem Bowie-knife bewaffneter Rowdy, sondern mein Freund Schultheiß war, der mir in dieser ungewöhnlichen Weise seinen Morgengruß brachte. Mein Freund Schultheiß ist nämlich ein ausgezeichneter, lieber und ge-

bildeter Mensch, aber auf's Höchste exaltirt. Er ist Dichter, Musiker und Schriftsteller — besitzt am Tage die rastlose Energie des amerikanischen Geschäftsmannes und leidet des Abends am deutschen Weltschmerz. Es ist ihm unmöglich, die gewöhnlichsten Dinge ohne die übertriebensten Ausdrücke zu sagen, und man muß sich förmlich erst an seine Art und Weise, zu handeln und zu reden, gewöhnen, ehe man ihn verstehen und schätzen lernt.

Die böse Welt, d. h. die in Little-Rock lebenden Deutschen, behaupten, es sei mit ihm nicht recht richtig, der beständig Umgang mit Merkur habe ungünstig auf sein Gehirn gewirkt. Dieser boshaften Verleumdung scheuen sie sich nicht beizufügen, daß alle Apotheker mehr oder minder den ungünstigen Einflüssen ihres Berufes in ähnlicher Weise unterlägen, daß der „Sparren" eine Berufskrankheit sei und für einen ordentlichen Apotheker so unerläßlich, wie für einen tüchtigen Tischler ein krummes Bein.

Schultheiß hingegen verachtet von der Höhe seiner Weltanschauung aus seine Landsleute gründlich, nennt sie unwissend und roh — er hat leider im Allgemeinen Recht — und ist fest überzeugt, daß sie nicht fähig, seinem kühnen Gedankenflug zu folgen, daß ihnen überhaupt jede Spur von Geist, Gemüth und Poesie abgehe.

Meine unparteiische Meinung über diesen Punkt ist, daß sie sich gegenseitig nicht verstehen, und wenn nur Jeder von seinen hartnäckig behaupteten Vorurtheilen etwas nachlassen wollte, sich ein ganz erträglicher modus vivendi finden lassen würde. Aber der Deutsche ist eben derselbe in Ost und West, in Nord und Süd. Die kleinlichsten Meinungs-

verschiedenheiten, die elendesten Wortspaltereien lassen selbst in der Fremde, wo ein einiges Zusammenhalten von Landsleuten doch gewiß geboten erscheint, kein einiges Zusammenleben aufkommen. Die Götter mögen's bessern! Doch genug davon! —

„Doktor!" schrie ich ärgerlich, „was soll's denn! Brennt es irgendwo oder rebelliren die Nigger?"

Ich muß hier noch einschalten, daß mein Freund Schultheiß allgemein Doktor titulirt wurde, da er häufig die Funktionen eines solchen versah. Im Westen Amerika's pflegt man sich bei nicht lebensgefährlichen Krankheiten gewöhnlich nur an den Apotheker zu wenden. Außerdem kam dieser Titel meinem Freunde mit doppeltem Rechte zu, denn ein tüchtiger deutscher Apotheker versteht häufig mehr von der Arzneiwissenschaft als ein amerikanischer Doktor.

„Doktor," rief ich also und sprang aus dem Bette, „was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Seit kaum zwei Stunden genieße ich der Ruhe, die ich nach den Strapazen des Tages so nöthig habe. Wollen Sie mich denn physisch zu Grunde richten?!"

„Ha, ha, ha!" lachte Schultheiß, „unglücklicher Auswanderer, schonen Sie Ihre verehrte Lunge. Ich kenne Ihren Schmerz. Hat Ihnen die kleine, südliche, biquadratische, ungeflügelte Bettwanze wieder den holden Schlummer verscheucht? Schadet nichts, Freundchen! Das müssen Sie gewohnt werden. Wer Rosen- und Magnoliendüfte athmen will, darf sich an solche Kleinigkeiten nicht kehren. Schneiden Sie mir kein verdrießliches Gesicht, undankbarer Europäer. Ich habe mich heute für Sie geopfert, um Ihren neulich

ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Vom Geschäft habe ich mich frei gemacht, die unwürdigen Fesseln des Alltagslebens, die sonst den Flug meines himmelanstrebenden Geistes hemmen, abgestreift, und mein Famulus braut heute die heilbringenden Tränke, die Ihnen auch noch zu Gute kommen sollen, wenn die heimtückische Malaria — der Drache, der aus den Sümpfen giftgeschwollen steigt — auch Sie mit seinem Verderben bringenden Hauche —"

„Um Gottes willen," rief ich entsetzt, „bleiben Sie mir mit Ihrer Hexenküche und Ihren Zaubertränken vom Leibe. Sagen Sie mir lieber, was eigentlich der Zweck Ihres angenehmen Besuches ist!"

„Ich will Sie nach der deutschen Ansiedlung führen, Mensch! Begriffstutzigster aller auf Erden herumwandelnder Sprößlinge des Arminius! Sie sollen mit eigenen Augen sehen, wie der muthige Pionier der Wildniß dem starren Boden seine Gaben abzwingt, wie er, umgeben von den mächtigsten, ungefesselten Naturgewalten, im Schatten tausendjähriger Baumriesen sein trautes Heim errichtet, im einfachen Blockhaus —"

„Seinen Speck mit Syrup ißt und auf Maisstroh schläft mit sehr viel angenehmer Gesellschaft," ergänzte ich. „Ich weiß schon, Doktor! Bitte, nehmen Sie einen Augenblick auf meinem Lederkoffer Platz, denn in diesen komfortabel eingerichteten amerikanischen Boarding-Häusern ist ja nicht einmal ein Stuhl, und zünden Sie sich eine Cigarre an."

Während Schultheiß meiner Aufforderung mit einem emphatischen „accipio, amice!" nachkam, machte ich schnell Toilette. Dazu gehört in diesen Breiten nicht viel. Ein

leichtes Baumwollenhemd und eine weite Hose genügen, alles Uebrige ist lästig — ein breiter Strohhut vervollständigt das Kostüm. Dann steckte ich den Revolver in die Tasche und war zum Aufbruch bereit.

„Nun kommen Sie," sagte der Doktor, „Sie sollen unter meiner Führung Wunderdinge sehen, deutscher Jüngling. Ich weihe Sie ein in die Mysterien des Urwaldes. Echte Blockhäuser, biedere Farmer und ihr idyllisches, poesiereiches Waldleben sollen Sie kennen lernen. Na — Sie werden Augen machen!" Dabei wollte er sich ausschütten vor Lachen. „Kommen Sie, kommen Sie! On for the german settlement!"

Wir durchschritten die Rockstreet, kreuzten die Markhamstreet, die Hauptstraße der Stadt, und wandten uns dem Flusse zu. Eine Brücke existirt noch nicht, wenigstens nur eine für Fußgänger unpassirbare Eisenbahnbrücke. Die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer wird daher durch kleine Boote unterhalten, die unabläßig Passanten hinüber und herüber setzen. Den beschwerlichen Fährdienst versehen Neger — kein Weißer hielte solche Arbeit unter dieser Sonne aus. Wir bestiegen eines der Boote und befanden uns 10 Minuten später am jenseitigen Ufer des Arkansas. Nachdem man die dort liegenden Negerhütten hinter sich hat, betritt man sofort den Urwald. Ein Weg führt nach der „deutschen Ansiedlung", aber ein Weg, wie er in seiner Ursprünglichkeit kaum gedacht werden kann. Alle Augenblicke mußten wir durch Bäche waten oder über umgestürzte Baumstämme klettern. Mein Begleiter war dabei in der herrlichsten Laune, erzählte ununterbrochen die fabelhaftesten

Geschichten eigener Erfindung mit grandioser Ausschmückung und schien sich ganz in seinem Elemente zu fühlen. Einmal blieb er sogar mitten in einem Bache auf einem großen Steine stehen, breitete die langen Arme aus und deklamirte mit entzücktem Gesicht: „Damit Du losgebunden, frei, erfahrest was das Leben sei!"

Mir, der ich an das dortige Klima noch nicht gewöhnt, war gar nicht so selig zu Muthe. Ich suchte beständig den rasenden Lauf meines fidelen Freundes zu hemmen, denn die Hitze setzte mir schon entsetzlich zu. Ich vergoß mehr Schweißtropfen, als einem Menschen zuträglich, während sich auf dem Gesichte des Doktors noch keine Perle zeigte. Ueber Stock und Stein, durch Bäche, Gräben und Dickichte schleppte er mich fort und wollte durchaus nicht zugeben, daß wir eher als an unserem Bestimmungsorte rasteten.

Nach dreistündigem, beschwerlichem Marsche überstiegen wir den letzten Hügel, der uns noch von unserem Ziele trennte. Dann bogen wir um eine kleine Waldecke und vor unseren Blicken lag die deutsche Ansiedlung. Ich blieb unwillkürlich stehen. Der Eindruck, den das Bild auf mich machte, war ein förmlich niederschlagender. Wie freundlich, wie heimlich liegt ein kleines deutsches Dorf inmitten der Forsten unseres Vaterlandes. Alles athmet Frieden und ländliche Behaglichkeit. Im hellen Sonnenschein kräuselt sich der Rauch der Schornsteine zum blauen Himmel empor, auf der Dorfstraße spielen fröhliche Kinder und vor den Häusern, in Höfen und Gärten, in den umliegenden Feldern, und in Ställen und Scheunen sind kräftige, sonnen-

gebräunte Landleute in allen jenen mannigfachen Beschäftigungen zu sehen, die das Leben des Bauern mit sich bringt. So ähnlich hatte ich mir die „deutsche Ansiedlung“ vorgestellt, nur alles großartiger — alles der gewaltigen amerikanischen Natur angepaßt. Und was sah ich? — Auf einer Waldblöße, die zur Hälfte mit verdorrten Bäumen bestanden, zur anderen Hälfte mit Stümpfen und gefällten Baumstämmen bedeckt war, lagen einige kleine, aus rohen Baumstämmen zusammengefügte Blockhäuser von jener Farbe, welche die verwitterte Rinde der Eichen zeigt. Ein trauriger, niederschlagender Anblick, dessen deprimirender Eindruck durch die lautlose Stille, durch die Abwesenheit jedes lebenden Wesens noch erhöht wurde.

Jedem jungen Deutschen, den die unwiderstehliche Begierde nach romantischen Abenteuern, nach einem, wie er sich einbildet, fröhlichen Leben im Schoße des Urwaldes aus einer gesicherten Stellung und vielleicht recht behaglichen, häuslichen Verhältnissen in die fernen Wildnisse Amerika's treibt — jedem ehrlichen Landmann, der die geliebte Heimath verläßt, in der Hoffnung, sich im wilden Westen ein freies Heim zu gründen — dem ein stattliches Gütchen, umringt von blühenden Feldern, als Ziel seiner Wünsche vor Augen schwebt, ein Ziel, welches er durch fleißiges Arbeiten im neuen Land in wenigen Jahren zu erreichen hofft; — allen Jenen, die durch trügerische Vorspiegelungen gewinnsüchtiger Agenten und Landspekulanten getäuscht, über's Meer in's Ungewisse hinein ziehen — diesen Allen wünschte ich von Herzen, sie könnten sehen, was ich gesehen habe, eine Ansiedlung, wie sie wirklich ist! —

und sie wären Alle von ihrem Wahne geheilt und blieben im Vaterlande.

Die große Enttäuschung, die ich empfand, mußte sich wohl auf meinem Gesicht in allzu drastischer Weise ausprägen, denn der Doktor lachte plötzlich hell auf und sagte, indem er sich die Hände rieb: „Sie machen ja ein ganz entzücktes Gesicht, theurer Freund und Waldläufer! Nicht wahr, so schön haben Sie sich ein schmuckes Farmhaus nicht vorgestellt? — Aber kommen Sie nur mit, Sie werden noch Wunderdinge sehen, es geht nichts über das herrliche Leben im freien Wald!“

Ich hörte gar nicht auf meinen Begleiter; ich war förmlich niedergedonnert. Der Anblick war aber auch wirklich die reine Travestie meiner schönen Illusionen von einer trauten Waldheimath. Schweigend folgte ich dem Doktor zu dem zunächst gelegenen Blockhaus, deren sich auf der Waldlichtung im Ganzen drei befanden.

Zwei entsetzlich schmutzige Kinder mit wirrem Haar, und nur mit einem zerfetzten Rock und einem Hemd von ungewisser Farbe bekleidet, spielten vor der Thüre im Sande. Bei unserem Anblick flohen sie in's Haus. Erst nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß wir keine Räuber waren, kamen sie wieder zum Vorschein. Indessen bedurfte es wiederholter Fragen, ehe wir aus den beiden Wildlingen ein Wort herauskriegen konnten und erfuhren, daß die Eltern nicht daheim. So wanderten wir denn dem nächsten Blockhaus zu. Hier waren wir glücklicher. Eine einfach aber sauber gekleidete Frau bat uns freundlich, näher zu treten. Sie entschuldigte sich, daß leider im Zimmer noch Alles in

Unordnung sei und wir daher vorläufig auf der Veranda, einem vor der Thüre aus Balken und Brettern roh hergestellten Schirmdach, Platz nehmen müßten.

Ich bemächtigte mich sofort eines Schaukelstuhls, jedenfalls eigenes Fabrikat des Farmers, in welchem ich mich erschöpft niederließ, während der Doktor nach indianischer Weise mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden Platz nahm. Von meinem Sitze aus hatte ich die Rundschau über die ganze Ansiedelung, da das Blockhaus des Herrn Heimer, so hieß der Besitzer, das am höchsten gelegene war.

So betrachtete ich denn mit Muße und mancherlei wechselnden Empfindungen meine Umgebung.

Das Blockhaus bestand aus einfach über einander gelegten, unbehauenen, ja selbst ungeschälten Stämmen, welche, an den Enden tief eingekerbt, in einander ruhten und sich so durch ihre eigene Schwere gegenseitig hielten. An der Außenseite waren die zwischen den Stämmen befindlichen Spalten mit Lehm verklebt. An der einen Seite befand sich ein aus Feldsteinen und Lehm roh aufgeführter Kamin.

Vor mir lag der Garten. Einige junge Pfirsich- und Pflaumenbäume zierten ihn, dazwischen lagen Beete mit verschiedenen Gemüsen bepflanzt, meistens Zwiebeln und süße Kartoffeln. Dieser sogenannte Garten war übrigens das einzige Stück Land, welches frei von Stümpfen war.

Aber weiterhin die Felder! Umringt von dem bekannten amerikanischen Zickzackzaun, der Fenz, breiteten sich große mit Mais und Baumwolle bepflanzte Stücke Land aus, auf denen noch sämmtliche Bäume standen, nur hatte man sie

geringelt, d. h. einige Fuß über dem Boden mit der Axt einen tiefen Einschnitt in die Rinde und den Bast gemacht, wodurch ihnen der Saft abgeschnitten und sie verdorrt waren. Das Fällen und vor Allem das Fortschaffen derselben nimmt eben zu viel Zeit in Anspruch und erfordert bedeutende Menschenkräfte, die nur unter großen Kosten zu haben sind. Der mittellose Farmer muß vor Allem darauf bedacht sein, erst eine Ernte zu gewinnen, um leben zu können. So läßt man denn die Bäume noch jahrelang stehen, bis Zeit, Geld und Arbeitskräfte genug vorhanden sind, das Feld vollständig zu klären. Ein solches Mais- oder Baumwollenfeld aber gewährt einen unendlich traurigen Anblick. Da stehen die entlaubten Baumriesen inmitten der wogenden, grünen Saat wie ein versteinerter Wald und recken die dürren Arme anklagend gen Himmel. Dazwischen taucht da und dort ein viereckiger, unförmlicher, braungrauer Holzklotz auf — ob ein Schuppen, ein Stall oder Wohnhaus läßt sich von Außen nicht erkennen und das ganze Bild wird von dichtem, undurchdringlichem Urwald umrahmt, der jede Aussicht hemmt. Auf diese Weise entbehrt eine solche Ansiedlung auch noch jedes landschaftlichen Reizes. Todt, öde, entsetzlich traurig, ein Bild der Zerstörung, nicht des freudigen, frischen Lebens — das ist eine Ansiedlung im Westen. Ich habe später die Gelegenheit gehabt, diese Wahrnehmung in Hunderten von Fällen bestätigt zu finden.

Wer sich in den Urwald begräbt, hoffe für sich nichts! Nichts als Arbeit, Mühe, Sorge und jede Art von Entbehrungen. Erst die Kinder ernten, was die Väter gesäet.

Wenn der Ansiedler eine Stelle gefunden, die ihm zur

Niederlassung tauglich erscheint, so geht er vor Allem daran, ein Obdach herzustellen, welches ihn und die Seinen vor der Unbill der Witterung schützt. Eine einfache Hütte ist bald errichtet. Dann wird ein Brunnen oder besser gesagt ein Wasserloch gegraben, denn so gewaltige Ströme das südliche Nord-Amerika auch besitzt, so fehlt es doch an Quellen, die das ganze Jahr hindurch fließen, die in den heißen Sommermonaten nicht versiegen. In der That befinden sich die Quellen aller großen Ströme in den nördlicher gelegenen Theilen des Kontinents oder in den Felsengebirgen. Auch ist der Wasserstand des Arkansas, eines Flusses, größer als unsere Elbe, im Juli und August so niedrig, daß selbst die flachgehenden Flußdampfer nicht mehr nach Little-Rock hinauf können.

Ein Wasserloch von 10, 20, auch 25 Fuß Tiefe, je nach der Beschaffenheit des Bodens, mit einigen Brettern überdeckt, genügt. Das Wasser wird vermittelst eines an einem Strick befestigten Eimers heraufgeholt. Was ein solcher Brunnen für Wasser liefert, das sei den Göttern geklagt. Trotzdem hatte ich später auf meinen Jagdzügen alle Achtung vor einem solchen Wasserloch. Es gibt Gegenden, vorzüglich im nördlichen, wasserarmen Texas, wo die Leute auf 50 Fuß Tiefe kein Wasser finden und das Graben aufgeben müssen. Dann wird der Wasserbedarf aus dem nächsten Bach herbeigeholt. In den Monaten Juli und August aber trocknet der Bach fast gänzlich aus, und es bleiben nur an einigen besonders tiefen Stellen des Bettes, unter dem Schutze sehr dichter alter Bäume einige Tümpel zurück, aus denen dann Menschen und Vieh einträchtig mit

einander ihren Durst stillen, worin die Wäsche gewaschen und die Säuglinge gebadet werden. Ich hatte das Vergnügen, in Texas in einem alten Blockhause 14 Tage liegen und derartiges Wasser trinken zu müssen. Mit Schaudern denke ich jetzt noch daran! —

Doch kehren wir zu unseren Ansiedlern zurück. Das Blockhaus steht und der Brunnen ist fertig. Jetzt werden die Bäume rings um die Hütte, die nicht schon zum Bau verwandt wurden, niedergeschlagen, um erst einmal einen kleinen freien Fleck zu gewinnen. Dann heißt es Fenzriegel spalten und ein ordentliches Stück Waldland einzäunen oder einfenzen, wie der deutsch-amerikanische Ausdruck lautet. Darauf geht es an's Ringeln der Bäume, zwischen denselben zieht der Pflug seine Furchen und der Anfang zu einem Leben, zu einem Eigenthum in der Wildniß ist gemacht. Das ist aber alles harte, furchtbar harte Arbeit. Der starke deutsche Bauer, der gewöhnt ist, den ganzen lieben langen Tag unermüdlich hinterm Pfluge herzugehen, steht verzweifelnd vor der Aufgabe, die ihm hier obliegt. Hier heißt es nicht allein das Erdreich auflockern, nein, die starken Wurzeln durchschneiden und herausreißen. Das gelingt unter unsäglichen Mühen nur mit Hilfe eines amerikanischen, eigens zu dem Zwecke verfertigten Pfluges. Ein deutsches Pflugeisen wäre in der ersten Viertelstunde zerbrochen. Ist diese Arbeit endlich gethan, so kann der Landmann noch lange nicht frohlocken. In den ersten drei bis vier Jahren schießt das junge Unterholz immer wieder empor, die tief in der Erde verborgenen Wurzeln treiben immer wieder junge Schößlinge und die Titanenarbeit be-

ginnt in jedem Frühjahr auf's Neue, wenn auch nicht in dem Maße, wie im ersten Jahr. Nur wer so etwas mit angesehen, wer selbst mitgemacht hat, begreift die Schwierigkeit eines derartigen Unternehmens in ihrem vollen Umfange.

Das Nothdürftigste an Hausgeräth verfertigt die geübte Hand des Hinterwäldlers ebenfalls selbst. Fenster werden als übertriebener Luxus betrachtet, sind auch nur unter großen Kosten oder gar nicht zu haben. Licht und Luft erhält eine Blockhütte durch die Thüre, die allerdings genügt, um den einzigen Raum, der zum Wohnzimmer, zum Schlafzimmer und zur Küche dient, zu erhellen.

Das flackernde Herdfeuer, mit starken Eichen- oder Cottonwoodklötzen genährt, spendet im Winter Wärme, des Abends ersetzt es die Lampe. So ist es wenigstens in der ersten Zeit, bis der Ansiedler Zeit und Geld genug hat, sich größere Bequemlichkeiten zu schaffen. Im Sommer, wenn die Sonne den ganzen Tag über mit einer bei uns unbekannten Gluth brennt, dann schläft es sich kühl auf bloßer Erde, auf hartem Maisstroh. Aber wenn der Herbstwind, der Schneesturm durch den entlaubten Wald braust, wenn er die alten Bäume schüttelt, daß sie ächzend ihre Häupter beugen und ihre Aeste krachend umherstreuen, wenn es in den Lüften donnert und tost, als wäre die wilde Jagd los, wenn die Hütte erzittert und der kalte Zug durch alle Ritzen pfeift, wenn der Regen herniederprasselt und durch das Dach des mit Rauch erfüllten Raumes dringt, dann ist es schrecklich, schauerlich in der Wildniß. Dann drängt sich Alles zitternd und frierend zusammen um den Herd, dann steigen liebe vergangene Bilder, die schöne deutsche Erde vor den

geschlossenen Augen herauf, dann rollt die Thräne der Reue und des Schmerzes über die gebräunte Wange und das Heimweh drückt die Herzen der einsamen Pioniere des Urwaldes mit eisernen Krallen zusammen. Zu spät! — Leicht ist es, das Vaterland zu verlassen. Die Rückkehr ist in den meisten Fällen unmöglich. —

Ich habe mich streng an die Wahrheit gehalten, ich habe Selbsterlebtes — ich habe ein Bild geliefert, wie es sich tausendfach im fernen Westen beobachten läßt, und ich hoffe, es ist mir gelungen, dem Leser einen Begriff von den Schwierigkeiten, den unendlichen Strapazen und Entbehrungen beizubringen, die in fortlaufender Kette das Leben des Ansiedlers begleiten. —

Während ich auf der Veranda meinen Gedanken Audienz gab, hatte unsere Wirthin im Inneren des Hauses ihre Vorbereitungen zu unserer Aufnahme getroffen. Freundlich lud sie uns ein, näher zu treten und mit dem vorlieb zu nehmen, was sie uns anbieten könne. Wir folgten der Aufforderung ohne Zögern, denn der lange Weg hatte unsern Appetit geschärft. Auf dem Tische, der, wahrscheinlich uns zu Ehren, mit einem weißen Leinentuch bedeckt war, welches wohl noch aus glücklicheren Zeiten im alten Lande herstammen mochte, prangte eine Schüssel mit Milch und weißem Käse, Maisbrod und Zwiebeln, sowie schöne frische Butter. Fleisch gibt es im Urwald fast nie. Der Farmer hat keine Zeit, auf der Jagd umherzustreifen, wie man sich in Deutschland gewöhnlich vorstellt.

Ich nahm Platz auf dem einzigen Stuhl, der vorhanden, mein Freund auf einem Holzklotz. Während ich tapfer

zulangte, hatte ich Zeit und Muße, mir die innere Einrichtung des Hauses, sowie die Person der Eigenthümerin näher zu betrachten. Dieselbe war eine Frau in mittleren Jahren mit offenem, ehrlichen, echt deutschen Gesicht. Die grauen Augen blickten mich treuherzig an, aber unter denselben, sowie um den Mund herum bemerkte ich jenen Zug des Leidens, den man bei so vielen Farmerfrauen im Westen findet, und den die harte Arbeit, die Entbehrungen, die Einsamkeit eingegraben. Sie lächelte freundlich, als ich ihre Butter lobte, es freute sie augenscheinlich, einmal wieder mit Menschen zusammen zu kommen, denen sie zeigen konnte, daß sie sich auf ihre Obliegenheiten verstand.

Die innere Einrichtung des Hauses verrieth einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, war behaglicher, als man es im Allgemeinen bei amerikanischen Ansiedlern findet. Das Haus war in zwei Abtheilungen geschieden. In der kleineren, die als Kammer diente, befand sich als einziges Möbel ein Bett, im Zimmer dagegen sogar eine Kommode und ein Kleiderschrank; dabei waren die Wände weiß getüncht und an der einen Seite ein Fenster angebracht mit wirklichen reellen Glasscheiben.

„Frau Heimer," sagte ich, nachdem ich meine Inspektion beendet, „Sie würden mir wirklich einen Gefallen erweisen, wenn Sie mir erzählen wollten, wie es Ihnen bisher hier ergangen. Ich komme eben von Deutschland, wünsche mich ebenfalls anzusiedeln und möchte von Ihnen erfahren, was Sie eigentlich vom hiesigen Boden und von der Art, darauf zu leben und zu wirthschaften, halten."

Die Frau lachte und sah mich ungläubig an.

„Ach,“ sagte sie, „Sie wollen mir etwas aufbinden, junger Herr! Sie haben doch gewiß in der Stadt eine gute Stellung und brauchen nicht in den Wald zu gehen. Ihre Hände sehen auch gar nicht darnach aus, als ob Sie jemals eine Axt oder einen Pflug angefaßt hätten. Nein, nein! Das wäre ja jammerschade, wenn ein so feiner junger Herr in den Busch gehen wollte.“

„Erzählen Sie nur, Frau Heimer,“ antwortete ich, „ich habe einmal Neigung zum Landleben und außerdem höre ich auch gern, wie es meinen Landsleuten in Amerika geht.“

„Nun denn, wenn Sie's nicht langweilt,“ entgegnete die Frau, „so will ich Ihnen schon erzählen, was ich weiß. Viel ist es nicht. Ach Gott, man erlebt ja so wenig im Wald. Man kommt selten oder nie mit Menschen zusammen, noch dazu mit Landsleuten, gegen die man sich ordentlich aussprechen kann. Ich erzähle Ihnen gern unsere Schicksale hier; es erleichtert mir's Herz und es kommt wohl nicht so bald wieder.

„Sehen Sie, junger Herr, wir sind aus Tübingen in Schwaben, mein Mann und ich. Mein Mann ist Wagenbauer, und wir hatten unser gutes Brod. Da schrieb eine Anverwandte von uns aus Little-Rock, wo sie an einen Amerikaner verheirathet ist, wie es ihr so gut ginge, und wie so viele Deutsche in Little-Rock ihr Glück gemacht hätten, ja daß sogar der Bürgermeister ein Deutscher sei, und wir möchten doch hinüber kommen, es wäre hier gar nicht schwer in ein paar Jahren als freier Mann auf seinem eigenen Besitzthum zu leben. Meinem Manne ließ es darauf

keine Ruhe mehr. Die Geschäfte gingen ganz gut, aber er hatte keine rechte Lust mehr zum Arbeiten, er dachte immer an ein eigenes Gut in Amerika. Sie müssen wissen, es wandern jährlich so viele Schwaben nach Amerika aus, und so zogen wir denn eines Tages mit, nachdem wir Alles, was wir besaßen, zu Gelde gemacht. Ach, mein liebes, liebes Schwabenland!" — Die Frau machte eine kleine Pause, die Erinnerung trieb ihr die Thränen in die Augen.

„Vor drei Jahren," fuhr sie dann fort, „kamen wir hier an. Unsere Geldmittel waren durch die große Land- und Seereise bis auf eine kleine Summe zu Ende. Meine Verwandte konnte uns auch nicht helfen, denn sie hatte, wie sich herausstellte, selbst nichts übrig. Sie gab uns den Rath, uns in der Nähe anzusiedeln. Jetzt geht es uns ja ganz gut, wir haben ein paar Schweine und zwei Kühe und ein großes Stück Land unter'm Pflug, aber im Anfang, du lieber Himmel, was haben wir da ausstehen müssen. Wir bekamen freilich dies Land hier umsonst — aber wie sah es aus! Nichts als mächtige Bäume und dichtes undurchdringliches Unterholz. Wir wußten gar nicht, wo wir zuerst angreifen sollten.

„Mit uns zusammen kamen noch zwei Familien, die sich dort gegenüber niedergelassen haben. Im Anfang wirthschafteten wir gemeinschaftlich. Wir bauten ein Blockhaus und weil es schon zu spät im Jahre war, um noch Land zu klären und Korn (Mais) zu säen, so ging mein Mann in die Stadt auf Arbeit. Dann kam der Winter. Wir hatten eine einzige Kuh und etwas Mehl, davon lebten wir. Der Winter ist ja hier nicht hart, aber wir hatten

keine Betten und mußten auf der bloßen Erde auf Stroh schlafen. Ein offenes Feuer gibt auch nur wenig Wärme — der Wind blies durch alle Ritzen unseres Hauses und der Regen kam oben hinein. Einen Brunnen hatten wir auch noch nicht graben können, und so mußten wir das Wasser eine halbe Stunde von hier aus einem kleinen Bache holen. O, wir haben viel ausgestanden — es war schrecklich. Ich habe manchmal gedacht, der ärmste Bettler in Deutschland hat es besser als wir. Aber wir haben Alles ohne Murren ertragen, denn wir hofften auf eine gute Ernte im nächsten Jahre, und dann mußte sich ja Alles bessern. Aber ach! damit war es leider auch nichts. Wie Sie sehen, haben wir uns auf einem kleinen Hügel, weit vom Flusse angesiedelt. Das mußten wir des Klima's und des Fiebers wegen. Das ist nun hier ‚high-land', wie es die Amerikaner nennen, der Boden ist ein fetter aber steiniger Lehm. Im Frühjahr geht es gut, alles wächst rasch. Aber im Sommer, wenn die Sonne Monate lang brennt, kein ordentlicher Regen fällt, dann wird das Land so hart wie eine Tenne und alles geht zu Grunde. Im fruchtbaren ‚bottom-land' kann man des Fiebers halber ja nicht arbeiten, wir wären sonst schon lange fortgezogen. — Im zweiten Jahre also gewannen wir auch nur soviel, um weiter leben zu können. Im Winter verdiente mein Mann wieder in der Stadt als Wagenbauer etwas, und so haben wir uns besser einrichten können. Jetzt hat er ein Stück ‚bottom-land' unten am Fluß gepachtet, darauf arbeitet er mit einem Nigger. Des Morgens geht er hin und kehrt des Abends wieder zurück. Schlafen darf er dort nicht,

sonst bekommt er das Fieber. Wir hoffen nun in diesem Jahr eine gute Ernte zu machen und dann wird es ja wohl vorwärts gehen. — Wir können uns nicht beklagen, lieber Gott! Es gibt ja so viele Landsleute hier, denen es lange nicht so gut geht. Gesund sind wir auch immer noch geblieben, aber hätten wir gewußt, wie es hier zugeht und was man Alles ertragen und entbehren muß, so hätten uns keine zehn Pferde von Deutschland weggebracht!"

Die Frau schwieg. Der Doktor, der während der ganzen Erzählung schweigend dagesessen und nur manchmal zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte, erhob sich jetzt und sagte:

„All right, Frau Heimer! Nur Muth und Geduld, es wird noch besser werden — langsam aber sicher. Aus dem Schlimmsten sind Sie heraus, und wenn Ihr Mann einmal das Fieber bekommen sollte — ich heiße Schultheiß, bin der deutsche Apotheker in Little-Rock, schicken Sie ihn nur zu mir, ich bringe ihn schon wieder auf die Beine. Dieser jugendliche Busenfreund aber" — damit zeigte er auf mich — „darf mir nicht farmen. Er mag sich an Ihren Schicksalen ein Beispiel nehmen. Besten Dank für Ihre Erzählung!" —

Nachdem uns Frau Heimer noch in ihrem Garten herumgeführt und uns vor Allem ihre Pfirsichbäume gezeigt, die im dritten Jahr schon Früchte trugen, verabschiedeten wir uns. Bezahlung für das Genossene wurde entschieden zurückgewiesen — nach Waldesbrauch. So schieden wir denn mit herzlichstem Danke von der guten Frau — ich, um eine große Enttäuschung reicher. Mich drängte es nach Haus,

aber alle meine Bitten waren vergebens. Der Doktor bestand darauf, daß ich noch eine amerikanische Farm sehen müsse, um mich zu überzeugen, daß die eben verlassene deutsche noch eine der besseren sei. Obgleich die Sonne jetzt beinahe senkrecht am Himmel stand und die Hitze anfing unerträglich zu werden, hatte mein dürrer Freund, durch den die Sonne hindurchschien, ohne irgend welche Wirkung auf ihn auszuüben, doch kein Erbarmen mit mir vollblütigem Nordländer.

„Damit Sie," sagte er, „das Bild in zwei Spiegeln sehen, wonach dann keine Täuschung mehr möglich, verdamme ich Sie, mir zu folgen. Sie haben sich in die Gewalt eines Arkansasmannes gegeben — ein Entrinnen gibt es nicht. Ich will Sie von Ihrer Schwärmerei für die Wildniß gründlich kuriren. Schade nur, jammerschade — daß wir uns im Monat Mai, anstatt im Juli oder August befinden, da ist es noch ein bischen wärmer — so'n bischen Hölle. Denn wenn um die Zeit des Mittsommers Phöbus Apollo seinen strahlenden Sonnenwagen über die Kuppel des Himmels lenkt, wenn mit vernichtender Gluth die sengenden Strahlen senkrecht auf die verdorrte Erde niederfallen, daß die Fische im Arkansas schreien" —

„Lieber Doktor!" rief ich in Todesangst, „ich gehe schon mit. Heizen Sie mir um aller griechischen und meinetwegen indianischen Götter willen nicht noch mehr ein. Ich zerfließe jetzt schon — aber ich gehe. Mein Tod aber komme auf Ihr Haupt!"

Diese in den rührenden Tönen der Ergebung unter das schwere Schicksal gesprochene Beschwörung machte auf den

trockenen Doktor keinen Effekt. Unter Seufzen und Stöhnen wurde ich etwa noch eine Meile tiefer in den Wald geschleppt.

Bei des Amerikaners Farm angelangt, fanden wir Alles todt und verlassen. Nur ein paar Schweine bewillkommneten uns mit mißbilligendem Grunzen — wahrscheinlich ärgerlich, daß wir ihre Mittagsruhe störten. Wir stießen ein indianisches Kriegsgeheul aus, feuerten sogar einen Revolverschuß ab, um den möglicherweise in der Nähe weilenden Besitzer herbeizurufen, aber Niemand zeigte sich. Wir mußten also unverrichteter Sache wieder abziehen. In sengender Mittagsgluth — jetzt fühle ich wirklich eine Anwandlung, in des Doktors Styl zu fallen — in sengender Mittagsgluth also machten wir uns auf den Heimweg. Mich wundert's noch heute, daß mich nicht der Schlag gerührt. *)

Als wir gegen Abend in des Doktors Wohnung bei einer Tasse Mokka — den mein Freund vorzüglich zu bereiten verstand — und einer guten Cigarre beisammen saßen, sagte Schultheiß lächelnd zu mir:

„Nun, lieber Oswald, wie gefällt Ihnen eine solche Streiferei? Welchen Eindruck hat das Leben eines Farmers auf Sie gemacht? He? Famos!? Nicht wahr? Diese Romantik! — Wollen Sie sich nicht so bald wie möglich ansiedeln?"

„Dummes Zeug," erwiederte ich, „wer denkt daran?

---

*) Ich bitte meine Leser, sich zu erinnern, daß Arkansas ungefähr mit Sizilien unter derselben Breite liegt.

Einen Jagdzug will ich machen, und gefällt's mir im Wald —"

„Sie haben ja heute schon einen Vorgeschmack von hiesiger Waldpoesie bekommen, lieber Freund. Ich denke Sie aber noch gänzlich zu kuriren. Sie dürfen mir nicht in der Wildniß verkommen. Bleiben Sie bei mir! — Und wenn die tolle Waldfee, die Romantik, die in dem tiefsten Dickicht, am plätschernden Bach ihr keusches Dasein vor den Augen profaner Alltagsmenschen verbirgt, mit ihrem süßen Gesange zu mächtig und sehnsüchtig lockt, so —"

„Lieber Doktor," fiel ich ihm in's Wort, „erst will ich's 'mal ordentlich durchkosten. Ist die rauhe Wirklichkeit gar zu entsetzlich, so komme ich zu Ihnen zurück, oder gehe wieder nach Deutschland, und Niemand soll Ihnen den Ruhm streitig machen, der civilisirten Menschheit eines ihrer Glieder zurückgegeben zu haben."

„Topp!" rief er, in die dargebotene Hand einschlagend, „so soll's sein und so wird's auch kommen!"

Und so ist es gekommen!

Das Hofleben in den Tuilerieen unter dem Zweiten Kaiserreiche.

Historische Skizze

von

Otfrid Mylius.

(Nachdruck verboten.)

So lange es Kaiser und Könige gibt, wird das Volk immer neugierig sein, zu erfahren, wie es in den Schlössern derselben zugeht, und wie sich die hohen Potentaten ihre Zeit vertreiben. Dieses neugierige Interesse knüpfte sich ganz besonders an das Hofleben Napoleons III., unter welchem die während der Pariser Kommune nahezu zerstörten Tuilerieen die Tage ihres höchsten Glanzes sahen. Und welches Interesse knüpft sich schon an die Tuilerieen selbst und ihren Nachbar, den Louvre, wenn wir beider Geschichte in's Auge fassen und dabei an Heinrich II., seine Turniere und seinen ritterlichen Tod, an Karl IX., Margarethe von Valois, Katharina von Medicis und die Bartholomäusnacht, an den galanten Heinrich IV. von Navarra und seine strammen Höflinge, an Ludwig XIII. den „Weisen" und seinen Rathgeber Richelieu, an Anna von Oesterreich und den Kardinal Mazarin, an Ludwig XIV., den „Prachtliebenden", seine großen Herren in Allongeperrücken

und seine geschminkten, mit Schönpflästerchen beklebten, gepuderten Hofschönen mit den hohen Absätzen, an Ludwig XV. nebst der Pompadour und Dubarry, an Ludwig XVI., den königlichen Schlosser, und an Marie Antoinette, die Königin und Märtyrin, an Napoleon I. mit seiner militärischen Tafelrunde, mit der eifersüchtigen Josephine und der gutmüthig-phlegmatischen Marie Luise, an den Bürgerkönig Ludwig Philipp und sein eingezogenes, beinahe geiziges Familienleben uns erinnern! Nach der Februar-Revolution, in welcher die Tuilerieen durch den aufgehetzten Pöbel theilweise geplündert und verdorben wurden, blieben die Tuilerieen dann leer stehen, bis der schweigsame Prinzpräsident mit den schläfrigen kleinen Augen eines Tages die Maske und den Bürgerrock abwarf, im kaiserlichen Purpur erschien und aus dem kleinen Elysée-Bourbon in das mächtige Königsschloß der Tuilerieen einzog.

Anfangs war der Hof Napoleons III. ein ziemlich bescheidener und anspruchsloser, allein allmählig entfaltete er einen großen Glanz und Prunk, denn die Glorie der kaiserlichen Pracht sollte dem Volke nur langsam und vorsichtig aufgehen. Anfangs bewohnte der Kaiser nur den westlichen Theil der Tuilerieen und es gab nur wenig Ceremonien, keine glänzenden Aufzüge, keine Entfaltung eines kaiserlichen Luxus. Nach der Verheirathung des Kaisers mit der eleganten, schönen und lebenslustigen Gräfin Montijo aber beanspruchte er nicht nur größere Wohnräume, sondern mit dem ganzen Hofleben ging eine gründliche Umwandelung vor sich. Die Tuilerieen wurden umgebaut, erweitert, neu möblirt, neu gemalt, vergoldet und in jeder Richtung reno-

virt, und neue Fresken verherrlichten den Aufgang eines neuen Kaiserreiches. Die alten Prachtkutschen und Galawägen des Königthums, die durch langen Nichtgebrauch schimmelig geworden waren, wurden aus ihrem Dunkel hervorgezogen und von Neuem herausgeputzt, und daneben mit ungeheurem Aufwand eine Menge neuer gebaut und über und über mit den kaiserlichen Insignien bedeckt. Bei der großen Vorliebe Napoleons III. für Pferde und Wagen war es nur natürlich, daß sein Marstall und seine Remisen sich zuerst mit dem Ausgezeichnetsten füllten, was nur aufzutreiben war. Die Kaiserin ward alsbald der Mittelpunkt eines glänzenden Hofzirkels; statt der aalglatten kriechenden hohen Beamten und der mürrischen alten Generäle, welche früher die Salons der Tuilerieen bevölkert hatten, öffneten sich diese nun der Welt der Mode und des Luxus, und da der alte französische Adel mit dem kaiserlichen Emporkömmling grollte und fernblieb, so wurden alle reichen und vornehmen Fremden in Paris, aus aller Herren Ländern, zu Hofe geladen. Das Monarchenpaar machte die verschwenderischen Wirthe und stellte sich an die Spitze der Pariser Mode und Gesellschaft. Der kostspielige alte Brauch der Bourbonen, im Winter eine Reihe glänzender Bälle zu geben, ward von Neuem in's Leben gerufen, und man entschuldigte die Entfaltung der verschwenderischesten Toiletten mit der angeblichen Nothwendigkeit, dem hungernden Volke Arbeit zu geben. Die Kaiserin Eugenie veranstaltete Konzerte, Maskeraden und Liebhabertheater, Promenaden zu Wagen und Pferde, Jagden, welche mit Gastmählern u. s. w. verbunden wurden. Große Diners, mehrmals in der Woche

gegeben, traten an die Stelle der einfachen Tafel, zu welcher der Prinzpräsident früher im Elysée seine Anhänger geladen hatte. Allein trotz all seinem Glanz konnte sich dieses neue Hofleben in den Tuilerieen doch nicht mit demjenigen unter den früheren Dynastieen messen: es fehlten die Namen des alten reichen Adels, der sich auf seine räucherigen alten Schlösser zurückgezogen hatte; es fehlten die feinen Manieren, die Vornehmheit, die Grazie, der Takt und die Anmuth des früheren, wenn auch oberflächlicher gebildeten Adels, und diese Emporkömmlinge von Offizieren, von Zeitungsschreibern, Juristen, Advokaten u. s. w., welche sich zu Schleppträgern des neuen Régime gemacht, hatten nicht den Glanz und das Ansehen wie der alte Adel, welcher in seiner Mehrheit dem Hofe des Zweiten Kaiserreichs fern blieb.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Napoleon III. sich unsägliche Mühe gab, die alten und reicheren Adelsfamilien für sich zu gewinnen; da diese aber meist Legitimisten und Orleanisten waren, so verhielten sie sich mit wenigen Ausnahmen ablehnend, weil sie vielleicht selber ahnten, daß die Versuchung sie hinreißen würde, sobald sie einmal wieder das blanke Parkett des Hofes beträten. So mußte Napoleon III. seine hohen Hofämter meist an die Nachkömmlinge der Generäle vergeben, welche sein Oheim einst zu Herzögen ernannt hatte; wir sehen daher den Herzog von Bassano als Oberstkammerherrn, den Fürsten La Tour d'Auvergne als Gesandten in London, den Grafen Talleyrand, den Marquis v. Boissy u. A. m. in sonstigen Hofämtern. Auch noch ein anderer Schmuck des Hofes der

Bourbonen fehlte, nämlich die Philosophen, die Gelehrten und Dichter, welche die gehätschelten Schützlinge und Anhänger des Hofes von Ludwig XIV. bis auf Ludwig XVI. gewesen waren. Die Literatur und die Presse, die Philosophie und die Wissenschaft standen dem Zweiten Kaiserreich feindlich gegenüber, mit Ausnahme derjenigen, welche dem glücklichen Emporkömmling ihre Federn verkauft hatten, und die in keiner Weise zu den hervorragenderen Geistern gehört hatten. Die ganze Intelligenz des damaligen Frankreich hielt sich, trotz der versprochenen konstitutionellen Freiheiten, dem Kaiserreiche fern, dessen Geburt ein Frevel war: Viktor Hugo weilte in Guernesey, Louis Blanc in London, Edgar Quinet in Vevey, Michelet in der Provinz, Renan in Sevres, George Sand in Nohant; die Akademiker hielten fest am Palais-Mazarin, und von allen angeseheneren Schriftstellern erwarben sich nur zwei: Prosper Merimée und Sainte-Beuve, durch Unterwerfung und Anschluß an die neue Ordnung der Dinge ihre Sitze im kaiserlichen Senat mit 30,000 Franken Besoldung. An dem nüchternen und bürgerlich-prosaischen Hofe hatte man doch Thiers, de Toqueville, Perier u. A. getroffen; aber am kaiserlichen Hofe des dritten Napoleon fand man keinen von den Schriftstellern, die sich eine gewisse Popularität errungen hatten.

Der Hof des Zweiten Kaiserreichs verleugnete dessen Ursprung nicht und war vorwiegend durch Tradition und Thatsache ein militärischer; wie das Kaiserreich auf den Kanonen und Bayonnetten, so beruhte der kaiserliche Hof auf früherem militärischem Glanz und auf neueren militärischen Leistungen. Die Salons der Tuilerieen waren vor-

wiegend mit der Aristokratie der Armee gefüllt, die eine neue und selbstgemachte war, wie das Régime selbst. Bei jedem Lever, Diner oder Ball wimmelten die Säle von glänzenden Uniformen, goldenen Epauletten, Achselschnüren, Federhüten und klirrenden Degen und Säbeln, von rothen kecken Gesichtern mit wilden Knebelbärten und hochmüthigen Blicken. Diese Generation von Marschällen und Generälen vertrat die Stelle des alten hohen Adels und schaute mit Uebermuth und Verachtung auf das bürgerliche Element herab. Aber man kann nicht sagen, daß der gesellschaftliche Ton sonderlich gewann durch diese Eisenfresser und Säbelhelden, wie Magnan, Saint-Arnaud u. A., oder durch Männer wie Canrobert, den man mit seinem aufwärts gedrehten grauen Schnurrbart und seinen unstäten, halb geschlossenen kleinen Augen hier immer traf, wie auch den Marschall Vaillant mit dem stolz strahlenden breiten Gesicht, den dicken, barschen Bazaine, den ernst blickenden, kränklich aussehenden Niel, den verschlossenen Frossard, den hübschen, gewandten und höfischen General Fleury, der bei dem Kaiser besonders wohl gelitten war, und den bald schmeichelnden, bald pathetischen, aber immer sehr eigenliebigen General Leboeuf, den späteren Kriegsminister. Der Kaiser selbst that sich auf seine eigenen militärischen Leistungen viel zu Gute, datirte seine Ansprüche auf Feldherrnruhm von der Schlacht von Solferino und erschien am liebsten in Generalsuniform bei Hofe und in der Oeffentlichkeit. Seine Anhänger aus dem Civilstande, die Rouher, Billault, La Guerronnière u. s. w. spielten insgesammt — seinen Privatsekretär Mocquard und die beiden Corsen Conti und Pietri

ausgenommen — bei Hofe eine ziemlich unscheinbare Rolle neben den Militärs.

Gegenüber der Vorliebe des Kaisers für den Soldatenstand legte die Kaiserin die ausgesprochenste Vorliebe für elegante, lustige und unterhaltende Weltleute beiderlei Geschlechts an den Tag — eine Menschenklasse, auf welch sowohl der alte legitimistische Adel als die Arbeiter-Bevölkerung des Faubourg Saint-Antoine mit bitterem Hasse blickten; die Aristokraten nannten diese neue Klasse „Canaille", bei den Arbeitern hieß sie „Emporkömmlinge", „Pilze". Allein Napoleon III. und Eugenie wollten nun einmal einen Hof haben, und zu diesem Zwecke mußte eine neue civile Aristokratie geschaffen werden. Einige Renegaten aus den altadeligen Kreisen legten den Grund dazu; diesen schloß sich eine Anzahl begabter Männer und hübscher oder glänzender Frauen an, welche aus Ehrgeiz oder Eigennutz sich vor der aufgehenden Sonne des neuen Kaiserthums neigten und die Staatsmänner und Hofdamen im Palaste wurden. Der Senat ward wieder in's Leben gerufen, jene alte Waffe Napoleons I., welche ihre Schneide gegen ihn selbst gekehrt hatte; man ernannte die Senatoren auf Lebenszeit, und aus diesen erstand eine Art neuer Aristokratie. Die einheimischen reichen Bürger, Industrielle, Bankiers, Kaufleute oder Rentner, welche in Paris lebten und ihr Geld mit Ostentation verzehrten, Fremde, welche bald dauernd, bald nur vorübergehend in Paris lebten, namentlich die sogenannten „Kolonien" der reichen Engländer und Amerikaner u. A. m., halfen das Personal der neuen Hofkreise rasch vervollständigen. Die Familie der Napoleoniden hatte ohnedem an sich schon

eine stattliche Kopfzahl, die Enkel und Nachkommen der zahlreichen Kinder Carlo Bonaparte's, die Söhne und Töchter von Lucian, Murat, Bacciochi, Borghese und Jerome, beeilten sich ohnedem nach Paris zu kommen, die Früchte der Wiedereinsetzung der Bonapartes zu ernten und jene „kaiserliche Familie“ zu bilden, welche fortan eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft der Tuilerieen spielte und den neuen Kaiser ungeheure Summen kostete, denn die meisten dieser lieben Verwandten kamen mit leeren Taschen und bedurften vor Allem einer glänzenden Ausstattung. Prinz Jerome, der Exkönig von Westphalen, erhielt als allfälliger Thronerbe zu seiner Stadtwohnung das Palais Royal, als ländlichen Sommersitz das Schloß Meudon angewiesen; den Prinzen Murat wurden sogar in einem Flügel der Tuilerieen Wohnungen eingeräumt.

So war der neue glänzende Hof Napoleons III. aus den verschiedensten Elementen gebildet worden, und bald darauf schlossen sich demselben um der neueren politischen Ereignisse willen auch einige der vornehmsten Anhänger der orleanistischen Partei an: Graf Daru und Buffet gelangten in's Kabinet, Guizot und Odilon Barrot bequemten sich dazu, Aufträge von der neuen Regierung zu übernehmen, so daß der Hofzirkel später noch an Ausdehnung gewann. Allein den Höhenpunkt seines Glanzes erreichte der kaiserliche Hof während der Weltausstellung von 1867, wo beinahe alle Souveräne des europäischen Festlandes in augenfälligster Weise als Gäste des Kaisers in Paris erschienen, und denselben zu Ehren eine Reihe von Festen gegeben wurde, welche an Pracht mit dem ganzen Pomp des Morgenlandes wetteiferten.

Trotz diesem Prunk und den glänzenden Aufzügen bei gewissen Gelegenheiten waren die Lebensweise und die Gewohnheiten Napoleons III. einfach und schlicht. Es gab sich vielleicht kein anderer europäischer Potentat so anspruchslos und bescheiden in seinem persönlichen Gebahren, so sehr als Feind aller Ceremonie und Ostentation und so nahezu vertraulich im persönlichen Verkehr. Die Welt und alle Jene, welche das Hofleben in den Tuilerieen nicht aus eigener Anschauung kannten, glaubten an die allgemein behauptete Fabel, daß Napoleon III. schweigsam, wortkarg und im täglichen Verkehr mit seiner Umgebung äußerst zurückhaltend und vorsichtig sei. Dies war jedoch gar nicht der Fall, er sprach sogar so gern und so frei als irgend Jemand, er fühlte sogar das Bedürfniß sich auszuplaudern und mitzutheilen oder zu belehren; sein Gebahren war ruhig, sanft, anspruchslos, wohlwollend und gefällig; er hatte die Manieren eines vollkommenen Weltmannes, der sich darauf versteht, die Menschen für sich einzunehmen, der ein scharfer Menschenkenner und feinblickender Beobachter von Charakteren ist, dem es aber andererseits großes Vergnügen macht, die Sorgen der Regierung und der Staatsgeschäfte sammt dem Zwang der Etikette gelegentlich abzuwerfen, mit einem Bekannten zusammen zu sitzen, sich eine Cigarette zu wickeln und einer langen, behaglichen, rückhaltslosen Plauderei hinzugeben. Napoleon III. war kein kleinlicher Mensch, kein fortwährender Laurer und Spürer, welcher immer die Gedanken und Pläne Anderer zu ermitteln versuchte, dagegen seine eigene Zunge unter ängstlichem Zaum und Zügel hielt. Er war in Wirklichkeit beinahe

das Gegentheil davon und hat manche unbedachten, unbesonnenen Aeußerungen gethan und häufig durch Mangel an Behutsamkeit und Vorsicht seine Regierung geschädigt. Rouher mußte manchmal als Minister in der Kammer die Aeußerungen des Kaisers verleugnen oder anders auslegen, und kam dann in die Tuilerieen, um dem Kaiser in aller Artigkeit zu bedeuten, daß er seine Aeußerungen besser überwachen müsse. Der Kaiser hatte eine Anzahl von Vertrauten, die beinahe immer um ihn sein mußten, zum Beispiel den General Fleury, den Marschall Vaillant und den Fürsten Metternich, welcher als feiner Hofmann seinem verstorbenen Vater nichts nachgibt. Im Umgang mit diesen Freunden (falls Fürsten Freunde haben) verbrachte Napoleon III. seine glücklichsten Stunden, bald mit Kartenspiel oder Billard, bald mit Rauchen und Plaudern. Obschon die kaiserliche Tafel mit den köstlichsten Leckerbissen besetzt war, beobachtete Napolen III. bei Tische die größte Mäßigkeit und Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, trank kaum einige Kelche alten Bordeaux und war über der Tafel auch nicht gesprächig. Dagegen war er bekanntlich ein leidenschaftlicher Raucher, der beinahe den ganzen Tag, selbst beim Ausreiten oder Ausfahren, die Cigarette nicht aus dem Mund brachte. Alle Beamten und Angestellten des kaiserlichen Hofhalts, bis zu den niedrigsten Dienern herab, rühmen die wohlwollende, leutselige und rücksichtsvolle Art und Weise, womit der Kaiser ihnen begegnete, und die Freigebigkeit, mit welcher er etwaige Nothleidende oder Kranke unter ihnen unterstützte. Er wußte, daß seine Gesundheit untergraben war, und die Rücksichtnahme auf seinen körper-

lichen Zustand leitete alle seine Handlungen und Gewohnheiten; seine Aerzte empfahlen ihm immer Enthaltsamkeit und sorgfältige Diät, und er wußte vollkommen die Nothwendigkeit zu werthen, daß er gesund und am Leben bleibe, bis der kaiserliche Prinz herangewachsen sei. Er unterzog sich täglich zu gewissen Stunden körperlichen Uebungen, und man konnte ihn an jedem schönen Nachmittag, auf den Arm eines Adjutanten gelehnt und seine Cigarette rauchend, auf den schattigen Terrassen des Tuilerieengartens auf- und niedergehen sehen. Bei schlechtem Wetter spazierte er in dem langen Korridor des ersten Stockwerks am Ende der kaiserlichen Appartements auf und ab.

Napoleon III. war auch ein großer Freund der Lektüre, namentlich der laufenden Tagesliteratur, und zwar nicht der französischen allein, sondern auch der englischen und deutschen; er las besonders die „Times“, und mit wahrer Begierde alle Leitartikel der großen englischen Zeitungen über französische Zustände. Es interessirte ihn sehr, die Pariser radikalen Blätter der sogenannten „Unversöhnlichen“ zu lesen und deren Aeußerungen mit seinen Freunden zu besprechen. Er liebte das Landleben, und mit dem beginnenden Frühling lud er sich eine kleine gewählte Gesellschaft von den Männern seines Hofes ein und begab sich mit ihnen auf eines jener ländlichen Schlösser des französischen Hofes, an denen die Umgebung von Paris so reich ist. Jeden Sommer hindurch bewohnte er mehrere derselben hinter einander. Seine liebsten Aufenthaltsorte für den Frühling, Sommer und Herbst waren das wundervoll gelegene Lustschloß Saint-Cloud dicht vor den Thoren von

Paris, dann Compiègne mit seinem ausgedehnten Wildgehege, sodann die Heilquelle von Vichy und das Seebad zu Biarritz. Auch Fontainebleau mit seinen großartigen Forsten ward gelegentlich besucht, und hier und in Compiègne fanden jene glänzenden Parforce-Jagden statt, welche namentlich der Kaiserin so viel Vergnügen machten und die willkommene Gelegenheit gaben, sich als ebenso anmuthige wie gewandte und kühne Reiterin zu zeigen und ihrer Vorliebe für jede Art von Sport nachzuhängen. Die Uebersiedelung aus den Tuilerieen nach jenen ländlichen Schlössern war für den von Repräsentations- und Staatsgeschäften und Sorgen erschöpften und abgematteten Kaiser ein Genuß und eine Wohlthat. In Saint-Cloud fand er Muße und Anregung, sein „Leben Cäsar's“ zu schreiben. Compiègne war mehr die Sommer-Residenz und dann von geräuschvollem Leben erfüllt; es war ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin, welche hier sich mit der großen Welt ihres Hofes und mit jenem Luxus in der Toilette umgab, welcher den Wohlstand so vieler Familien des Hofes ruinirte, weil die Damen hier im Tragen der kostbarsten Stoffe und in Darlegung der neuesten Moden und reichsten frischen Toiletten mit einander wetteiferten. Nach Saint-Cloud ging der Kaiser immer, wenn er sich vom lärmenden Hofleben in den Tuilerieen losreißen und erholen wollte, ohne zu weit vom Sitze der Regierung sich zu entfernen; Biarritz und Vichy besuchte er nur aus Gesundheitsrücksichten. Wollte er aber dem Geräusch und Gewirre der großen Welt ganz entgehen, sich völlig dem Landleben, der schönen Natur und deren Genüssen hingeben, so suchte Napoleon III. die Ruhe

und Einsamkeit von Fontainebleau auf. Er und die Kaiserin legten hier allen Zwang der Etikette und Ceremonie ab und wurden ein Paar ruhiger, gemüthlicher Landedelleute, die sich von der Welt wenigstens so weit absperrten, als die Beherrscher einer großen Nation dies zu thun im Stande sind. Während der Hof im engsten Kreise in Fontainebleau lebte, konnte Niemand eine Audienz bekommen, welcher nicht ein= oder wegen dringender Geschäfte vorgeladen war. Der Kaiser führte hier ein äußerst anspruchsloses Leben; er stand jeden Morgen um acht Uhr auf und suchte sich aller Staatsgeschäfte dadurch zu entledigen, daß er unmittelbar nach dem Ankleiden und noch vor dem Frühstück diejenigen seiner Minister empfing, welche mit ihm zu verhandeln wünschten. Sobald dies erledigt und die betreffenden Minister oder sonstigen offiziellen Personen, die beim Kaiser Audienz gehabt hatten, wieder nach Paris zurückgekehrt waren, empfing der Kaiser diejenigen Briefe, welche ihm von Herrn Conti, seinem Sekretär für die Korrespondenz, zugesandt worden waren. Diese erledigte er und widmete dann eine bis zwei Stunden der Lektüre oder einer anderen geistigen Arbeit. Hierauf suchte er gewöhnlich die Kaiserin auf, welche jetzt erst aus ihren Gemächern zum Vorschein kam, und machte mit ihr einen Spaziergang durch den „Englischen Garten“ oder irgend eine Allee in dem reservirten Theil dieses ausgedehnten Forstes. Manchmal nahm der Kaiser auch eine der hübschen Gondeln auf dem Teiche dicht hinter dem Schlosse und ruderte selbst die Kaiserin oder eine ihrer Hofdamen, welche im Morgenkleide auf der halbrunden Bank im Sterne des Bootes saßen. Das Früh=

stück wurde mit der größten Pünktlichkeit im Privatspeisesaale um elf Uhr servirt; die kaiserliche Familie frühstückte immer zusammen nur mit einigen wenigen Mitgliedern des kaiserlichen Haushaltes, selten mit einigen geladenen Gästen, wie Gesandten, vornehmen Fremden oder bevorzugten Höflingen. Nach dem Frühstück wurde dem Kaiser ein Päckchen türkischer Cigaretten servirt, die er besonders liebte und nun im Frühstückszimmer rauchte, während er sich mit Conti oder dem General Fleury unterhielt. Die Kaiserin zog sich nach dem Frühstück mit ihren Damen in einen prachtvoll dekorirten Salon im ersten Stock (den sogenannten „chinesischen Saal“, weil darin eine Menge kostbarer Beutestücke und Kuriositäten aus dem kaiserlichen Palaste zu Peking aufgestellt waren) zurück, um die Morgenstunden mit Lesen, Plaudern, Musik, Briefschreiben u. s. w. zu verbringen, oder besuchte die prachtvollen, wohlgepflegten Gewächshäuser und Obsttreibereien, ritt oder fuhr im Parke oder in der Umgegend spazieren. Hatte der Kaiser dann geraucht, so machte er sich die gewohnte Bewegung im Freien, ging oder ritt in dem abgezäunten Theil des Parkes spazieren und ließ sich dabei zuweilen von seinem gesetzten und bedächtigen Sohne begleiten. Auch mit seinen Aerzten hatte Napoleon III. tägliche Konsultationen und erwies sich sehr folgsam gegen deren Rathschläge. Auf seinen Spazierritten war er gewöhnlich von einem Stallmeister oder von seinem Sohne begleitet, mit dem er Stunden lang ernsthafte Gespräche führte. War der Kaiser auf dem Lande, so hielt er wöchentlich ein-, ausnahmsweise auch zweimal Ministerrath. Bei diesen Berathungen war er schweigsam

und nachdenklich, gab selten seine eigene Ansicht kund, hörte aber aufmerksam auf die der Anderen und stellte viele Fragen. Nach beendigter Erörterung gab er seinen Entschluß in wenigen Worten kund, ging dann auf irgend ein alltägliches Gesprächsthema über und bedeutete dadurch, daß die Diskussion geschlossen sei. Während er sich früher beinahe ganz auf sein eigenes Urtheil verlassen hatte und die Minister nur zu Werkzeugen seines sehr entschlossenen und selbstgenugsamen Willens machte, hatte er sich in den letzten Jahren seiner Regierung, und namentlich seit dem Ministerium Ollivier mehr an die Mitwirkung seiner Räthe gewöhnt und sich geneigt gezeigt, nur im Einverständniß mit ihnen zu handeln.

Die Kaiserin hatte schon in den Tagen von Rouher und Forcade den Berathungen des Kabinets angewohnt und einen thätigen Antheil an dessen Entschlüssen genommen, welcher dem Kaiser bisweilen sogar unbequem war; so hatte sie namentlich bei einer denkwürdigen Veranlassung, zur Zeit des Garibaldinischen Anmarsches auf Rom im Jahr 1867, als es sich darum handelte, ob die Franzosen nicht Rom wieder besetzen sollten, sich ernstlich in bejahendem Sinne geäußert und über mehrere Minister den Sieg davon getragen. Ihr aktiver Antheil an der Politik war allgemein bekannt und erregte damals so viel böses Blut im Volke, daß sie in den letzten Regierungsjahren den Ministerräthen nicht mehr anwohnte, ohne jedoch ihren Einfluß auf die Politik aufzugeben. — Der Kaiser nahm ein ganz besonderes und sorgsames Interesse an der Erziehung seines Sohnes, und bethätigte überhaupt stets die zärtlichste und

aufrichtigste Liebe zu demselben. Er wohnte häufig selbst den Lehrstunden des Prinzen bei, überhörte ihn seine Lektionen und prüfte ihn durch Fragen über seine Fortschritte. Bekanntlich hat nur die gründliche und vielseitige Bildung und das ruhige pedantische Wesen des Generals Frossard diesem zu der Stelle eines militärischen Gouverneurs des kaiserlichen Prinzen verholfen. Außerdem versäumte der Kaiser keine Gelegenheit, um dem Prinzen die Anhänglichkeit des Volkes und namentlich der Armee zu gewinnen, und legte die beeifertste Sorgfalt für die Gesundheit seines Sohnes und für dessen physische und geistige Ausbildung an den Tag.

Das tägliche Leben der Kaiserin und ihres Gefolges bot den auffallendsten Kontrast zu demjenigen ihres Gemahls. Sie besitzt viel natürlichen Verstand, aber nur eine oberflächliche Bildung, und ist eine eifrige Katholikin, die einen ungemeinen Werth auf pünktliche Ausübung aller religiösen Vorschriften legt. Sie verfehlte daher als Kaiserin nie, ihr Tagewerk mit Gebet zu beginnen; unmittelbar nach dem Aufstehen begab sie sich sogleich in die zu ihrem Privatgebrauch eingerichtete Kapelle und hörte hier die Messe des Abbé, welcher jeweilig das Glück hatte, ihr Almosenier zu sein. An Sonntagen sah man sie beinahe unfehlbar auf ihrem Stuhle in der für die kaiserliche Familie vorbehaltenen Galerie der Kapelle der Tuilerieen, während der Kaiser nur selten dem Gottesdienst anwohnte. Die Kaiserin liebte Prunk und Ostentation, im Gegensatz zu ihrem Gemahl, der Zurückgezogenheit und Behaglichkeit liebte; sie hatte eine besondere Vorliebe für rauschende Feste, für einen großen Kreis eleganter Damen, für die

Schaustellung reicher Toiletten, die sie auch von ihrer Umgebung verlangte, und gefiel sich darin, sich in Wirklichkeit an die Spitze der Mode zu stellen. Sie verdachte es ihren Damen, wenn diese mehr als zweimal in derselben Toilette bei Hofe erschienen. Sie theilte ihre Zeit zwischen Geselligkeit, Religionsübungen und Werken der Wohlthätigkeit, sie patronisirte geschickte Putzmacherinnen, Damenschneider, Juweliere, Möbelfabrikanten und führte ihnen die Kundschaft der eleganten Welt zu. Die Tuilerieen haben niemals eine gewinnendere und graziösere Wirthin, als sie war, auf dem Throne gesehen; die Kirche zählte kaum jemals unter gekrönten Häuptern eine wärmere Freundin und Beschützerin als sie. Die Hofbälle, welche unter ihren Auspizien im sogenannten Saal der Marschälle stattfanden, hatten an Pracht und Eleganz nicht ihresgleichen in Europa, trotz der Abwesenheit des alten Adels, welcher die Hofbälle der Bourbonen zu schmücken pflegte. Die Ehemänner der Hofkreise wissen ein Lied davon zu singen, was der Luxus an Damentoiletten für ihre Gattinnen und Töchter kostete, wenn diese die Bälle besuchten. Der Aufwand war für Viele, welche kein eigenes bedeutendes Vermögen hatten, beinahe unerschwinglich und ruinös. Von den Summen, welche für die Toilette der Kaiserin Eugenie aufgewendet wurden, kann man sich nur einen annähernden Begriff machen nach den Erträgnissen, welche aus dem Verkauf der abgelegten Toiletten der Kaiserin erzielt wurden. Man will behaupten, Kaiserin Eugenie habe niemals eine Robe oder eine Gesellschaftstoilette mehr als dreimal angelegt. Alle Kleider wurden dann gereinigt

und geglättet in einer ungeheuren Reihe von Schränken verwahrt, welche eine lange Galerie im Erdgeschoß der Tuilerieen füllten und hier aufbewahrt bis zu dem alljährlichen Ausverkauf, welcher gewöhnlich im Frühjahr um die Mittfasten oder die Osterzeit stattfand und in einigen Zeitungen mit wenigen geheimnißvollen, nur den Eingeweihten verständlichen Worten angezeigt wurde, indem es hieß: „Le Retour de Compiègne aura lieu le 20. mars à midi“ (die Rückkehr von Compiègne wird am 20. März um Mittag stattfinden). Ein anderes Mal hieß es auch: Le Sacrifice (das Opfer) de Fontainebleau, les Caprices (die Launen) de Saint-Cloud, les Joies (die Freuden) de Malmaison etc. An diesem Tage waren dann die sämmtlichen Schränke in jener Galerie geöffnet, so daß man ihren Inhalt genau mustern konnte, und eine Menge von vornehmen und halbvornehmen Damen, von Modistinnen, Putzmacherinnen und Damenschneidern fanden sich ein, um diese Toiletten zu beschauen und ihre Wahl zu treffen. Jeder Artikel bis zu Strümpfen, Schuhen und Unterkleidern herab war numerirt und in einem Inventar verzeichnet; jede Dame machte ihr Angebot, welches nebst dem Namen der Bieterin in das Inventar eingetragen wurde, und wer den höchsten Preis geboten hatte, ward schriftlich benachrichtigt, daß er den gewünschten Artikel abholen könne. Die Summen, welche bei einem derartigen Verkauf erlöst wurden, sollen mehrmals 6—800,000 Franken erreicht haben. Aehnlich wurde mit Mobiliar, Nippessachen und ähnlichen Gegenständen verfahren, wenn sie von der tyrannischen Mode verdrängt wurden.

Bei diesen Einrichtungen konnte der kaiserliche Hof an Prunk mit seinen Vorgängern wetteifern und füglich an der Spitze der Mode stehen. Die Kaiserin war daher bei denjenigen Klassen des Bürgerstandes, die für die Mode arbeiten, sehr beliebt, und ein Besuch von ihr in irgend einem Magazine sicherte demselben ein Renommee und eine vornehme Kundschaft. Die Bewirthung auf den Hofbällen und bei den Banketten war eine wahrhaft lukullische, wie aus einer authentischen Verzeichnung über eine solche Gelegenheit hervorgeht, wobei 900 Flaschen Champagner, 400 Flaschen Bordeaux, 50 Flaschen Madeira, 1200 Quart Liqueurs, 200 Quart Kaffee-Eis, 900 Quart Chokolade, 2000 Quart Gefrorenes, 1200 Quart Punsch, nebst einer ungeheuren Menge Kuchen, Torten, Backwerk aller Art, Gänseleber- und Wildpasteten, gebratenes Geflügel wie Kapaunen, Poularden, Truthühner, Fasanen, Feldhühner, Schnepfen, Lerchen u. s. w., Schinken, Fischen, Salaten, Mayonnaisen, Schlachtbraten, Brod u. s. w. verrechnet wurden. Die Hofdienerschaft im Küchen- und Keller- und Lieferungs-Departement stand sich dabei gewiß vortrefflich.

Auf diesen Bällen war die Kaiserin seelenvergnügt und vor Freude strahlend und schien ganz in ihrem Elemente zu sein, während ihr Gemahl einen halb gelangweilten Ausdruck zur Schau trug, sich zwar sehr dafür zu interessiren schien, daß seinen Gästen nichts mangelte und sie sich gut amüsirten, für sich ein Privatgespräch mit dem Herrn Marschall So-und-so oder mit Seiner Excellenz dem Gesandten dieses oder jenes Staates in irgend einer Ecke pflegte. Er gab den kleineren Reunionen, welche wöchentlich minde-

stens einmal in den Tuilerieen stattfanden, den Vorzug, denn hier fand er nach einem behaglichen Diner um sieben Uhr immer einen gewählten Kreis von Bekannten, mit dem er erst rauchen und plaudern und dann sich zu einem Spielchen Whist oder Ecarté niedersetzen konnte, während in den Salons der Kaiserin getanzt und musicirt wurde.

Die Parforce-Jagden in Fontainebleau kamen in Abgang, seitdem der talentvolle Maler Decamps, welcher bei dem Kaiser sehr wohl gelitten war, auf einer solchen mit dem Pferde stürzend gegen einen Baum geschleudert worden war und das Genick gebrochen hatte. Da sie aber ebenso sehr wie Wettrennen, Stiergefechte und Reiterkünste zu den Lieblingsvergnügungen der Kaiserin gehörten, so wurden sie meist in dem wildreicheren und günstiger gelegenen Gehege von Compiègne abgehalten und es gehörte für die jüngeren Damen des Hofes zum guten Tone, dieselben mitzumachen und sich als verwegene Reiterinnen zu zeigen. Die Anordnung dieser Jagden war eine ungemein stylvolle und korrekte nach den besten Traditionen der altfranzösischen Jägerei des vorigen Jahrhunderts. Die ganze Jägerei von Piqueurs u. s. w. trug reiche Jagduniformen, die von Goldborten und Gold- und Silberstickerei starrten, die Jagdpferde und Hunde waren von der auserlesensten englischen Zucht, und das kaiserliche Ehepaar wie seine Gäste erschienen dabei in äußerst kleidsamen und reichen Jagdanzügen à la Louis Quinze, in kleinen goldbordirten, dreimal aufgeschlagenen Hütchen und kurzen Reitröcken und Spensern, die Damen mit langen Reitkleidern von lebhaften Farben, die Herren in weißen Lederhosen und glanzledernen Kappenstiefeln, alle auf den

besten und edelsten englischen oder arabischen Pferden, so daß eine derartige Parforce-Jagd ein ebenso reiches als interessantes Schauspiel gewährte.

Jetzt ist der Jagdruf und das Halali in den Forsten von Compiègne und Fontainebleau verstummt, wie das bunte, luxuriöse und geräuschvolle Leben in den nun halb zertrümmerten Tuilerieen, welches bald nur noch eine halbverschollene Sage sein wird.

Schmetterlinge des Meeres.

Ein Bild aus dem Thierleben.

Von

Dr. Karl Müller.

Droben im fernen Norden des Polarmeeres findet man ganz ungeheure Mengen von kleinen Thieren, von welchen die Gewässer des Oceans so sehr wimmeln, daß man die Oberfläche des Meeres weithin von ihnen bedeckt sieht und sie ganze Felder von organischem Leben bilden, durch welche die Schiffe Tage lang hindurch segeln können. Diese Geschöpfe sind von solch wunderbarem Aussehen, daß man ihnen nicht mit Unrecht den Namen der „Schmetterlinge des Meeres“ gegeben hat. Wenn man nämlich eines dieser Wesen beobachtet, wie es mittelst zweier flügelähnlichen, an den Seiten des Halses befestigten Anhängsel sich durch das

Wasser fortbewegt, und wenn man den zarten Körper betrachtet, welcher in einigen Fällen gleichsam in eine zarte gläserne Schale eingeschlossen ist, so findet man den Vergleich oder die Aehnlichkeit dieser Meeresthiere mit dem im freien Aether gaukelnden bunten Falter durchaus nicht unrichtig oder weit hergeholt. Man wird vielmehr finden, daß diese kleine Organismen in ihrer Organisation und Lebensweise auch für den nicht gewerbsmäßigen Naturforscher oder naturkundigen Beobachter einige höchst merkwürdige Punkte des Interesses darbieten, wie sie für den berufsmäßigen Naturforscher von jeher Gegenstände angenehmer und lehrreicher Studien gewesen sind.

Die Stellung der Meeres-Schmetterlinge in der Stufenleiter der Thierwelt ist eine ganz genau bestimmte. Sie gehören in die Klasse der Weichthiere wie unsere Garten- und Nacktschnecken, Austern, Muscheln, Sepien und ähnliche, und sind wohl den Süßwasserschnecken oder Bauchfüßlern am nächsten verwandt; deshalb zählen manche Naturforscher die Meeres-Schmetterlinge auch zu den Bauchfüßlern oder Gastropoden, während andere sie zu einer eigenen Gruppe machen und diese die der Pteropoden oder Flossenfüßler nennen, eine Bezeichnung, welche an sich treffend und ausdrucksvoll genug ist, wenn wir die Art und Weise betrachten, in welcher sie über den unabsehbaren Meeresspiegel hinwandern.

Diese Meeres-Schmetterlinge vermögen mittelst ihrer flügelartigen Anhängsel oder Flossen nicht allein rasch und sicher zu schwimmen, sondern auch ebenso leicht beliebig in die Tiefen des Oceans hinabzutauchen, als sich aus den-

selben an die Oberfläche zu erheben. Sie gleichen den Nachtschmetterlingen unserer Erdoberfläche darin, daß auch sie hauptsächlich bei Nacht oder in der Dämmerung an die Oberfläche des Meeres zu kommen scheinen. Ein Naturforscher hat daher die treffende Bemerkung gemacht, daß jede Gattung oder Species dieser Thiere ihren eigenen und besonderen Grad von Dunkelheit zu haben scheine, in welchem sie aus der Tiefe des Oceans emporsteigt. Dieser Zeitunterschied ist bei einigen Arten der Pteropoden so regelmäßig, daß man, falls wir mit der Naturgeschichte dieser kleinen Meeresbewohner genügend bekannt wären, nach Art der Blumenuhr, in welcher das freiwillige Sich-Oeffnen und Sich-Schließen gewisser Blüthen die Stunde weist, auch eine Pteropoden-Uhr herstellen könnte, indem wir die betreffenden Stunden beobachteten, in welchen die einzelnen Arten an der Meeresfläche erscheinen.

Wie die meisten Weichthiere, besitzen auch die Flossenfüßler eine Schale, welche jedoch nicht bei allen Gattungen derselben vollständig entwickelt ist. Bei einer sehr schönen und gleichzeitig ganz zur lehrreichen Darstellung geeigneten Gattung der Flossenfüßler oder eigentlich Meeres-Schmetterlinge, der sogenannten Hyalaea, von welcher man verschiedene Arten kennt und bei einer andern wohlbekannten Form, der Cleodora, ist eine Schale ganz deutlich entwickelt. Sie besteht, wie man gut wahrnehmen kann, bei den Cleodoren in einem sehr zarten, durchsichtigen, beinahe glasartigen Gehäuse von dreieckiger und in die Länge gezogener Gestalt, bei den Hyaläen in einem kleinen kugelartigen oder elliptischen Gehäuse von horniger oder kalkiger Struktur, welches

aus zwei mit einander verbundenen Platten besteht. Das kleine Kopfende, woran die Flügel oder Flossen angebracht sind, ragt bei beiden Gattungen aus dem vorderen oder oberen Ende des Gehäuses hervor, ist aber durch den Mangel an sichtbaren Augen u. s. w. kaum deutlich als Kopf zu erkennen. Wegen dieser schneckenartigen Schalen hat man daher diese Familie von Mollusken, zu welcher außer den genannten Hyaläen, Cleodoren, Cresei's rc. auch noch die Limacinen, Cymbulien, Tiedemannien u. s. w. gehören, auch Ruderschnecken genannt. Eine andere Gattung von Meeres-Schmetterlingen ist die der sogenannten Clioniden, welche keine Schale hat, sondern als ein etwa zolllanger, länglichter Körper erscheint, welcher in einem zugespitzten Hinterleibe endet.

Kein Körpertheil an den Meeresschmetterlingen bietet in seiner Anatomie überraschendere Einzelnheiten dar, als der Kopf und seine Anhängsel. Die letzteren bestehen aus Tastern, Kinnladen und ähnlichen Apparaten, welche als Kau- und Ernährungs- wie als Werkzeug des Tastsinnes dienen. Man bemerkt daher neben dem Munde der Clio jederseits drei fleischige Anhängsel, welche auf den ersten Blick aus einfachen Tastern oder Tastsinns-Werkzeugen zu bestehen scheinen. Bringt man aber diese Körper unter das Vergrößerungsglas, so beobachtet man die interessante Thatsache, daß an jedem derselben die Oberfläche buchstäblich über und über mit zahlreichen winzigen Fleckchen besäet ist, welche man unter noch stärkerer Vergrößerung als hohle walzenförmige Vertiefungen erkennt, deren jede etwa zwanzig winzige Saugnäpfe enthält. Diese Saugnäpfe können nach

Belieben aus ihren betreffenden Cylindern hervorgereckt werden, so daß sie einen wirksamen Apparat zum Ergreifen und Festhalten von Theilen ihrer Nahrung bilden. Zieht man nun in Betracht, daß jeder dieser sechs Taster durchschnittlich etwa dreitausend solcher cylindrischen Wärzchen trägt und jedes Wärzchen seinerseits zwanzig Saugnäpfe enthält, so erreichen wir die ungeheure Zahl von 360,000 Saugnäpfen, welche den Fangapparat einer einzigen, wenn auch an sich sehr kleinen Clio bilden. Wir müssen nun, in Ermangelung anderer, praktischerer wissenschaftlicher Mittel zu positiver Beobachtung, die Einbildungskraft zu Hilfe nehmen, um uns einen ungefähren Begriff von der außerordentlichen Zartheit der Muskeln und Bänder und sonstigen anatomischen Vorrichtungen zu machen, mittelst welcher die Ausreckung und Zurückziehung jener Saugnäpfe bewerkstelligt werden kann.

Zwei fleischige Hüllen oder Kaputzen dienen zur Aufnahme der Taster, wenn dieselben nicht im Gebrauche sind und zurückgezogen werden, und es sind dann andere Fäden vorhanden, welche alsdann die Stelle der Taster oder Fangarme als Werkzeuge des Tastsinnes vertreten. Im Innern des kleinen Mundes dieser Meeres-Schmetterlinge sind, wie man dies bei den verschiedenen Arten von Clio deutlich erkennen kann, eigenthümliche Kinnladen und eine merkwürdige sogenannte „Zunge" vorhanden, um als Kauapparate zu dienen und die Nahrung zu zerkleinern. Jede Kinnlade ist ein kegelförmiges, buchstäblich von scharfen dornigen Zähnen starrendes Organ, das sich wie der Arm einer Scheere gegen die andere Kinnlade bewegt; die dazwischen

liegende ‚Zunge‘ ist ebenfalls ganz mit gekrümmten Häkchen besetzt, welche zum Zerraspeln und Verreiben der Nahrungsstoffe dienen. Der Ernährungs- und Verdauungsapparat der Meeres-Schmetterlinge läßt sich ferner in einem wohlentwickelten Schlunde und Magen, einer großen Leber, in Speicheldrüsen und ähnlichen Organen nachweisen, wie andererseits ein Herz mit einem ganzen System von Blutgefässen vorhanden ist, um allen Theilen des Körpers den nöthigen Lebenssaft zuzuführen. Auch die Athmungswerkzeuge sind bei manchen dieser Meeresthiere ganz trefflich entwickelt und erscheinen in der Gestalt von zarten Kiemen oder gleichartigen Vorrichtungen, welche bisweilen, wie bei den Hyaläen, in eine besondere Kammer eingeschlossen sind, bei anderen aber, wie bei den Clioniden, scheinbar ungeschützt und von undeutlicher Erscheinung sind.

Ferner ist bei den Meeres-Schmetterlingen ein sehr großes „Gehirn“ — oder jedenfalls ein massiges Nerven-Gebilde, welches in seiner Verrichtung dem Gehirn als dem großen Nerven-Centrum der höheren Thiere entspricht — so entwickelt, daß man es deutlich wahrnehmen kann. Es liegt unter dem Schlunde und bildet in der That eine Art inneren Halsbandes um die Speiseröhre herum, und es strahlen daher von dieser centralen Masse Nerven durch den ganzen Körper auf und versehen die verschiedenen Theile des Organismus mit Lebenskraft und Gefühl. Namentlich findet man, wie sich auch erwarten läßt, die zarten Taster am Kopf reichlich mit derartigen Nervensträngen ausgestattet, und kann bei mehreren Arten auch das Vorhandensein zweier, auf dem Rücken des Halses liegender Augen wahr-

nehmen. Diese Gesichtsorgane stehen jedoch auf keiner hohen Entwicklungsstufe, genügen aber jedenfalls dem Erforderniß, ihre Besitzer bei ihren Ortsbewegungen zu leiten.

Noch dürfen wir nicht vergessen anzuführen, daß bei manchen dieser Flossenfüßler die ganz merkwürdige Einrichtung vorhanden ist, daß sie den Kopf sammt den Tastern und den flügelartigen Anhängseln oder Flossen so einstülpen und in ihr Gehäuse hereinziehen können, wie dies unsere gewöhnlichen Gartenschnecken thun. Bei anderen dieser Flossenfüßler beschränkt sich diese Eigenschaft nur auf die Möglichkeit, die Taster oder Stiele mit ihren Saugnäpfen in eine taschenförmige Einstülpung zurückzuziehen.

Alle die verschiedenen Formen und Sippen dieser Flossenfüßler oder Meeres-Schmetterlinge ernähren sich anscheinend von den noch kleineren und winzigen Krustenthieren, von denen die Oberfläche des Oceans ebenso sehr wimmelt, wie von ihnen selbst. Das uralte Gesetz der Natur, die Kette der Zerstörung, kraft dessen die niedrigeren Thiere immer den höheren zur Nahrung dienen müssen, bewährt sich auch an ihnen. Ihre Rolle im Haushalte der Natur scheint nämlich darin zu bestehen, daß sie dem wuchernden Ueberhandnehmen vieler winzigen Meeresbewohner steuern, während sie selber, die sich in zahlloser Menge erzeugen, wiederum einem Theile der gewaltigsten Thiere, nämlich den Walen selbst, zur Nahrung dienen. Die Limacina arctica z. B., welche an den Küsten von Grönland in ungeheurer Anzahl vorkommt, bildet die hauptsächlichste Nahrung des Finnfisches oder Finnwals (Balaenoptera boops) und des grönländischen Wals (Balaena mysticetus) und heißt des-

wegen Walfischaas oder Walfischfraß. Dieses Geschöpf ist eines der anziehendsten und interessantesten Meeresthiere im hohen Norden: es bedient sich seines Gehäuses als Boot, seiner Flügel halb als Segel, halb als Ruder und bewegt sich rasch von der Stelle; ist es ermüdet oder wird es berührt, so zieht es seine Flügel ein, zieht sich ganz in sein Gehäuse zurück, sinkt auf den Grund, ruht eine Weile aus, wobei es aber niemals auf dem Nabel seiner Schale liegt, steigt dann rudernd in schräger Richtung wieder in die Höhe und bewegt sich an der Oberfläche dann wieder gerade aus. Der grönländische Wal saugt mit den Wasserfluthen, welche dieses gewaltige Ungethüm des Oceans von Zeit zu Zeit einschluckt, Tausende und aber Tausende von diesen Geschöpfen in sein weites Maul ein, wo dieselben in den „Barten" oder Fischbeinplatten der Kiemen hängen bleiben und hernach als Nahrung verschluckt werden. Ganz in ähnlicher Weise dienen auch die verschiedenen Arten von Clio den Walen zur Nahrung. Außerdem bilden die Meeres-Schmetterlinge in allen Zonen, wo sie nur vorkommen — im Mittelländischen Meere, wo sich die Hyaläen und Pneumodermen finden, im Atlantischen Ocean, wo alle obengenannten Gattungen von Flossenfüßlern vorkommen, in den Gewässern der Südsee und des Südpolar-Oceans, welche wiederum ihre eigenen Gattungen und Arten von Meeres-Schmetterlingen aufweisen — wesentlich die Hauptnahrung vieler Fische und Meeresvögel oder überhaupt der über ihnen stehenden höheren Thierformen. Ihre größte und massenhafteste Verbreitung aber haben diese merkwürdigen Geschöpfe im Ocean der kalten Zone und der Polarwelt, wo sie den

Naturforschern der Polar-Expeditionen zum Gegenstande besonderer interessanter Beobachtungen und mikroskopischer Forschungen werden.

Diese Thierform ist auch nicht auf die heutige Schöpfung allein beschränkt, sondern war, wie die meisten Meeresthiere, schon in den früheren Weltaltern unserer Erde zahlreich und in noch auffallenderer Weise vertreten. So klein nämlich die in der heutigen Thierwelt vorhandenen Flossenfüßler sind, in so kolossaler Entwicklung waren sie durch mehrere auffallend große Geschöpfe ihrer Art in den früheren Epochen unserer Erde vertreten. In einigen der ältesten unserer Flötzgebirge, in den sogenannten silurischen und devonischen Gebilden, sind große Schalen von Ruderschnecken als Fossilien entdeckt, darunter eine Art Conularia, welche etwa einen Fuß lang und über einen Zoll breit war, und daher im Vergleich mit den Gehäusen der heutigen Meeres-Schmetterlinge einen riesigen Umfang zeigen. In jüngeren Gesteinsbildungen dagegen kommen die kleinen zarten Gehäuse der Cleodoren und Hyaläen unserer heutigen Thierwelt ebenfalls in fossilem Zustande vor und beweisen, daß die noch heute vorhandenen Meeres-Schmetterlinge zu den ältesten Wesen unserer heutigen Schöpfung gehören, was ihnen allein schon einen Anspruch auf unsere besondere Beachtung verleiht.

Die Coca als Heilmittel.

Ein Wink zur Gesundheitspflege.

Von

Dr. A. Rogenstein.

Die Coca, welche neuerdings als Heilmittel und Erfrischung so sehr empfohlen wird und namentlich bei der sporttreibenden Jugend in England, Nordamerika und Frankreich so sehr in Gebrauch kommt, ist bekanntlich das Blatt von Erythroxylon Coca, einer in Peru und dem ganzen südamerikanischen Andes-Gebiet heimischen Schlingpflanze aus der Familie der Malpighiaceen. Die Pflanze wird selten über 6 Fuß hoch, trägt weiße Blüthen und rothe Beeren; die Blätter, bis zu anderthalb Zoll lang, sind blaß hellgrün und ganz glatt und gleichen einigermaßen denjenigen der Myrte. Wenn sie zum Pflücken reif sind — und man sammelt die Blätter für den Gebrauch regelmäßig drei- bis viermal im Jahre — so fallen sie bei der leisesten Berührung der Hand ab; in der Sonne getrocknet, werden sie in Körbe gesammelt, deren jeder etwa einen halben Centner enthält, und gelangen von Peru aus in dieser Verpackung in den Handel. Die Pflanze selbst ist in Deutschland noch wenig bekannt, und wir erinnern uns nicht, sie in einem unserer botanischen Gärten gesehen zu haben.

Die Nachfrage nach Coca ist in den jüngsten Jahren in Europa in Zunahme begriffen, seit die jungen Leute, welche namentlich auf den englischen und amerikanischen Universitäten sich so leidenschaftlich auf Wettrudern, Wettlauf, Ballschlagen u. s. w. verlegen, die Erfahrung gemacht haben wollen, daß sie beim Genuß von Coca, sei es in Gestalt von Aufguß oder noch besser durch Kauen, leichter mit ihrem Athem Haus halten können, und auch vermöge gesteigerter (oder aufgeregter) Nervenkraft größeren physischen Anstrengungen trotzen können, als bei jedem anderen Stimulans. Auch als Heilmittel gegen Magen- und Nierenleiden und verschiedene andere Krankheiten wird Coca gegenwärtig vielfach anempfohlen, und mehrere deutsche Apotheken bieten Coca-Präparate unter verlockenden Verheißungen zum Verkauf aus. Eigene Erfahrung hat uns aber gelehrt, daß in ernsteren Magenleiden und bei Hämorrhoidalbeschwerden selbst vom rationellsten kurmäßigen Gebrauch der bei den Droguisten käuflichen Coca (à 3 bis 3⅓ Thaler per Pfund) kein Erfolg zu erwarten ist, daß die Coca in starkem Aufguß verstopfend wirkt, und daß das Kauen von Coca bei einem kräftigen Mann nicht einmal so viel Nervenaufregung hervorbringt, als der Genuß einer einzigen Tasse guten chinesischen Thee's. Dr. Ernst Freiherr v. Bibra in Nürnberg, welchen wir hierüber konstituirt haben, ist ebenfalls der Meinung, daß die im Handel vorkommende Coca schon ihre besten Eigenschaften verloren habe, und daß selbst in Chile und Peru ihre Wirkungen auf den Fleisch essenden und Spirituosen konsumirenden Europäer unendlich geringer seien, als auf den schlechtgenährten, vorwiegend von Pflan-

zenkost lebenden Eingeborenen. Er versichert, daß wenn er selbst Coca gekaut, er immer das Gefühl gehabt habe, als hätte er „das Mittagessen übergangen"; an einer eigentlichen Heilkraft der Coca sei er zu zweifeln geneigt.

Ist aber die Coca und ihr Gebrauch auch den Europäern fremd und bei ihnen von keiner hervorragenden Wirkung, so ist der Coca-Genuß schon seit Jahrhunderten bei den südamerikanischen Indianern in großem Ansehen und als ein unfehlbares Vorbeugungsmittel gegen Hunger und Ermüdung sehr beliebt. Peter de Cieza erzählt, daß schon zu seiner Zeit die peruanischen Indianer dem Cocabusch eine weit höhere Bedeutung beigelegt haben, als dem besten Waizen, daß sie ihn in den Andes-Gebirgen, Guamanga bis zur Stadt La Plata, sorgfältig anbauten, und daß sie bei der Anlage irgend eines Ackerfeldes oder irgend eines Stückes Neubruch sich sogleich daran machten, zu berechnen, wie viele Körbe Coca dasselbe ertragen würde. Die Nachfrage nach Coca, namentlich in den Bergwerken von Potosi, war so groß, daß 1548—1551 die Pflanzungen ihren Eigenthümern einen jährlichen Ertrag von 40 bis zu 80,000 halben Doublonen abwarfen. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, in Anbetracht, daß die Indianer den Eigenschaften der Coca so viel Glauben beimaßen, daß sie in der Ueberzeugung, desto kräftiger zu werden, je mehr sie davon aßen, den ganzen Tag hindurch, vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht immer einige Blätter davon im Munde kauten, und namentlich niemals eine Reise antraten, ohne sich zuvor sorgfältig ihre ledernen Beutel mit Coca und ihre Kürbisflaschen mit einer „weißlichen

Erdart" zu füllen, welche sie mit der Coca kauten. Für den häuslichen Bedarf und die alltägliche Anstrengung genügte ihnen das einfache Cocablatt; hatten sie es jedoch auf eine besondere Anheiterung oder Anstrengung abgesehen, so kauten sie Coca- und Tabaksblätter mit einander.

Ein Engländer, welcher um 1789 in Jamaica sich aufhielt und die Bekanntschaft eines Herrn Reader machte, der soeben von einer Reise durch Peru zurückkehrte, erhielt von diesem einen kleinen Hornlöffel und eine Kürbisflasche, die ungefähr ein Pfund von einem weißen Pulver enthielt, mit der Versicherung, daß die Indianer auf der Reise einen Löffel voll von diesem Pulver nähmen, so oft sie sich hungrig oder durstig fühlten, und es mit einem Schluck Wasser hinunter spülten, und daß sie, wenn mit diesem Mittel versehen, tausend englische Meilen zu Fuß zurücklegen könnten, ohne einer anderweitigen „Erfrischung" zu bedürfen. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß das weiße Pulver nur Aetzkalk aus kalcinirten Austernschalen war, wie Alexander v. Humboldt denselben einige Jahre später auf dem öffentlichen Markt in Popayan in Menge zum Verkauf ausgestellt fand, um mit gedörrten Cocablättern gegessen oder mit gekauten Cocablättern vermischt zu werden, ehe man aus denselben die üblichen Pillen oder Prümchen macht.

Ulloa erzählt, die Indianer halten so große Stücke auf die Coca, daß sie lieber ihre ganze sonstige Habe hingeben, als dieses Genußmittel entbehren. „Sie stecken sich einige Cocablätter und eine passende Portion von einer Art Kalk, die sie Membi nennen, in den Mund, kauen dieses Gemisch, spucken anfangs den Speichel aus, welchen dieses Zerkauen

hervorruft, schlucken denselben aber alsdann hinunter und schieben das Prümchen so lange von einer Seite des Mundes zur andern, bis die Substanz ganz ausgetrocknet ist.“ Nach seiner Versicherung stärkt das Kraut den Magen, erhält die Zähne und ist so nahrhaft und kräftigend, daß die Cocakauer ganze Tage lang arbeiten können, ohne ein anderes Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Ein anderer Schriftsteller versichert sogar, die Cocakauer seien im Stande, acht oder zehn Tage hinter einander zu arbeiten, ohne zu schlafen und ohne von Hunger, Durst oder Ermüdung angegriffen zu werden. Dies ist zwar zu viel behauptet, aber nach dem Vorgesagten wird es uns nicht überraschen, zu erfahren, daß die Indianer in Bolivia, welche von Kindheit auf an Cocagenuß gewöhnt sind, ganz leicht auf der Reise mit den auf Maulthieren reitenden Fremden gleichen Schritt halten. Diejenigen Indianer, welche für tüchtige Fußgänger gelten, werden von der Regierung als Briefboten verwendet, um Depeschen zu befördern, und sind im Stande, mehrere Tage hinter einander je zwanzig Wegstunden (Leguas) zurückzulegen, ohne ihre Kräfte mit etwas Anderem zu unterhalten als mit Coca und Lipta — einem Präparat aus gekochten Kartoffeln, welche zu einem Brei zerstampft und nebst Maiskolben zu Asche verbrannt sind und dem sonst geschmacklosen Cocablatte einen salzigen Geschmack verleihen.

Die indianischen und halbblütigen Weiber am obern Amazonas geben sich bis zum Uebermaß dem Genusse des Ypadin hin, welches dadurch bereitet wird, daß man Cocablätter in einem Ofen stark trocknet, sie dann in einem

hölzernen Mörser halb zu Pulver zerreibt und mit der Asche vom Holze des Kandelaberbaumes vermischt, um die schlimme Wirkung des reinen Coca-Pulvers zu neutralisiren. Da der Coca-Genuß aber zufällig bei den herrschenden Gewalten in Ega im Verruf steht, so sind die Verehrerinnen des Ypadin gezwungen, ihre Cocabäume in entlegenen Waldwinkeln anzupflanzen, ihre bescheidenen Ernten von gesammelten Blättern zu verstecken und sich den Genuß derselben in aller Heimlichkeit zu verschaffen. Der englische Reisende Bates hält den mäßigen Genuß des Ypadin nicht für schädlich; thut man es jedoch im Uebermaß, so zerstört es die Eßlust und erzeugt mit der Zeit große Nervenschwäche und Erschöpfung. Alexander v. Humboldt räumt zwar ein, daß indianische Boten Tage lang ohne anderes Nahrungsmittel als Coca fortwandern können, spricht sich jedoch entschieden gegen den Gebrauch der angenehmen Mischung von Kalk und Cocablättern aus, weil er der vollkommen gegründeten Ansicht ist, daß dieses Gemisch zwar die Sekretion von Speichel und Magensaft befördert, aber die Eßlust benimmt, ohne dem Körper Nahrung zuzuführen. — Ein anderer neuer Naturforscher und Physiolog ärgert sich in der Recension eines Reisewerkes über das Lob, welches der Reisende der Coca als Stimulans zollt, und glaubt hervorheben zu müssen, daß erwiesenermaßen diejenigen, welche dem Cocakauen ergeben sind, sich durch Kürze der Lebensdauer auszeichnen. Diese Behauptung ist jedoch eine ungerechtfertigte. denn nach den Schilderungen verschiedener glaubwürdigen Schriftsteller, welche viele Jahre dort gelebt haben, sind die Indianer von Bolivia, welche vorwiegend von Vege-

tabilien leben, gerade wegen ihrer langen Lebensdauer ausgezeichnet und berühmt; und wenn das Cocablatt wirklich solch nachtheilige Wirkungen hätte, so wäre kaum zu begreifen, wie es seinen Ruf so viele Jahrhunderte hindurch zu erhalten vermochte.

Wir möchten hier auf einen Punkt aufmerksam machen, der unseres Wissens noch niemals hervorgehoben worden ist: wir finden beinahe unter allen Völkern, welche vorwiegend von Pflanzenkost leben, gewisse Reizmittel und Stimulantien im Gebrauch: in China, Japan u. s. w. den Thee, in Indien und dem Sunda-Archipel das Betelkauen, in Südamerika den Maté oder Paraguay-Thee und die Coca, in Arabien und der Levante den Kaffee, den Tabak, das Haschisch, in den deutschen Alpen das Auripigment und die Arsensäure u. s. w.; die gewöhnliche reizlose Pflanzenkost, so gesund und zuträglich sie auch für den Menschen ist, scheint bei demselben doch ein Gelüste oder Bedürfniß nach Reizmitteln für die Geschmacks- und Magen-Nerven hervorzurufen, wie beim überwiegend carnivoren Menschen ein gebieterisches Verlangen nach Spirituosen und respiratorischen Nahrungsmitteln vorhanden ist.

Nehmen wir aber auch an, die Coca habe alle die Eigenschaften, welche ihre Verehrer ihr nachrühmen, so folgt daraus noch nicht, daß die Einführung derselben in diejenigen Länder, welche mit deren Gebrauch noch unbekannt sind, irgend wünschenswerth sei. Der Coca-Kauer oder -Esser arbeitet nur launenhaft, nur ruckweise; er gehört zu den von Natur aus trägsten und energielosesten Menschen. Ueberdem kann ja leicht ein Genußmittel, welches für den

Indianer in den Tropenländern nährend oder ersprießlich sein mag, auf die energischeren Söhne der kälteren Klimate nachtheilig wirken. Die Coca wirkt — und wir berufen uns hiefür auf das Zeugniß von J. J. v. Tschudi, E. Freiherrn v. Bibra, Bates u. A. m. — vorwiegend nur auf den vegetarianisch lebenden, schlecht genährten Indianer anregend. Die Thatsache, daß der Coca-Genuß unter der herrschenden Rasse in Chile und Peru nicht üblich ist und von den wohlhabenden und gutgenährten Klassen beharrlich vermieden wird, spricht stark gegen die gerühmte Unschädlichkeit dieses Genusses. Derselbe kann durchaus nicht harmlos sein, denn weder der Körper noch der Geist können um den ihnen zukommenden Antheil an Unterhalt, Nahrung, Ruhe u. s. w. ungestraft verkürzt werden; die Heimsuchung für eine derartige Entziehung mag zuweilen eine Zeit lang aufgeschoben werden, aber sie wird über kurz oder lang zuverlässig eintreten. An Stimulantien haben wir in unserer heutigen Civilisation schon mehr als genug, und für diejenigen, welche solche Reizmittel bedürfen, ist schon heute die Auswahl allzu groß und die Gelegenheit allzu leicht geboten. Wer ein neues Stimulans haben will, der kann seinen Zweck auch auf andere Weise erreichen, als durch Coca. Vom Gelben Fluß in China bis zu den Molukken hinab, vom Ganges und Indus bis an die Küsten des Schwarzen Meeres „ersetzt das Blatt des Betel-Pfeffers dem ungebildeten Indier auf seinen mühseligen Reisen nicht allein Fleisch, sondern auch Getränke, erfrischt seinen müden Geist und stärkt ihm das Gedächtniß“, wie der alte Gerarde sagt. Die abessynischen Schildwachen auf den Nachtposten

verscheuchen sich die Schläfrigkeit durch das Kauen der Blätter von Catha edulis. Nach dem Bericht von Magnenus ertrug ein Soldat bei der Belagerung von Valencia 1636 die größten Strapazen und hielt es sogar eine Woche lang ohne Speise und Trank aus mittelst einiger Prümchen Kautabak. Ein Bekannter von uns, der durch seinen Beruf genöthigt ist, häufig ganze Nächte hindurch geistig zu arbeiten, pflegt sich dabei wach und munter zu erhalten, indem er die Theeblätter kaut, über welche sein Thee abgezogen worden ist. Da nun Thee überall zugänglich ist und die abgebrühten Theeblätter als nutzlos weggeworfen werden, so würden die Aerzte und Physiologen, die sich seither so sehr für die Coca interessirten, hier Gelegenheit haben zu einem Versuch, ob das Kauen von Theeblättern nicht dieselbe Wirkung äußern dürfte, wie das Coca-Kauen.

Gegenüber von den volltönigen Anpreisungen der verschiedenen Coca-Präparate aber, welche neuerdings durch verschiedene Apotheken fabrikmäßig bereitet und in den Handel gebracht werden, möchten wir sowohl auf unsere eigene oben citirte negative Erfahrung bei Magenkatarrhen, Erosionen der Magenschleimhaut, Neuralgieen des Magens und des Abdomen u. s. w., als auch auf die uns soeben zukommende briefliche Mittheilung eines der ersten New-Yorker Aerzte hinweisen, daß auch er sowohl in der Spitalpraxis wie in der Stadtklinik noch keinerlei positive Erfolge von Coca-Aufguß und den verschiedenen Coca-Präparaten erprobt und die Ordination derselben längst als einen überwundenen Modeschwindel aufgegeben habe.

Mannigfaltiges.

Renaissance und Rococo. — Der Renaissancegeschmack entwickelte sich unter der Regierung des Königs Franz I. von Frankreich (regierte von 1515 bis 1547). Hauptsächlich war es der Florentiner Maler Leonardo da Vinci (geb. zu Vince bei Florenz 1445, gestorben zu Fontainebleau in den Armen des Königs 1520), der auf jenen Geschmack, in welchem Alles großartig und wahrhaftig künstlerisch erscheint, einwirkte. Die herrlich getäfelten Wände, die oft ein Bild in der Mitte einschließen, reich skulptirte Thüren und Fenstergesimse, kunstreich gewobene Teppiche, Möbel aus kostbarem Erz gegossen, mit verschlungenen schönen Pflanzen, aus denen zarte Engelköpfchen hervorblicken, das zeigt uns der Geschmack jener Zeit. — Etwas Anderes ist es mit dem Pompadour- oder sogenannten Rococo-Geschmack, der aus der Regierung Ludwigs XV. (regierte von 1715 bis 1774) stammt. Eine weichliche Eleganz zeichnet ihn aus; Vergoldungen überall, ein phantastisches Schnitzwerk, das nur der Laune des Schreiners oder Bildhauers überlassen war, und so eigentlich nichts darstellt als Schnörkel, sehr weiche Polster, viele Spiegel und feine Gemälde, aber Alles klein und sehr bequem. Die Benennung Rococo kommt wahrscheinlich von Rocaille her, welches den Grotten- oder Muschelgeschmack bezeichnet. Rococo bedeutete später blos spottweise alles alte, übertragene Wesen, alles Steife, Philiströse. Die Franzosen haben mehrere solche Worte, welche die Laune erfunden. Als man der Frau v. Montespan den ersten Flatterbesatz oder Volant zeigte, hat

man sie aus Höflichkeit, sie solle dem Dinge einen Namen geben. Es war ihre Art nicht, sich lange zu besinnen, und sie sprach das Wort Falbala aus, wahrscheinlich ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken. Das war auch nicht nöthig, und nun hieß solch ein Besatz sehr lange Falbala, und wir übersetzten es sogar und nannten es Falbel (Faltensaum). Hie und da machte man auch Fallblatt daraus, welches allerdings bezeichnender für die Sache war. S.

Ein Krönungs-Esel. — Bekanntlich bestand in Rom die Sitte, daß der Kämmerer des Papstes, dem es ehedem oblag, seiner Heiligkeit das große Prozessionskreuz voranzutragen, auf dem Rücken eines Esels sitzen mußte. Dieser eigenthümliche Gebrauch war auch schuld, daß Napoleons I. Kaiserkrönung eine beträchtliche Zögerung erlitt. Bekanntlich hatte der stolze Korse den Papst Pius VII. nach Paris entbieten lassen, um aus seiner Hand das Diadem zu empfangen (1804). Der feierliche Tag war angebrochen und alles vorbereitet zu der ebenso großartigen als prachtvollen Ceremonie; da, als der heilige Vater sich anschickte, seinen Palast zu verlassen, um sich in die Kirche zu begeben, da stellte es sich heraus, daß kein Esel in Bereitschaft stand, um den Kämmerer durch die Straßen zu tragen. Herr v. Ségur, der das Ganze geordnet, hatte diesen Gebrauch nicht gekannt, und der Träger des Prozessionskreuzes weigerte sich entschieden, ein Pferd oder einen Maulesel zu besteigen. Nach allen Seiten flogen nun Boten aus, um ein Grauthier herbeizuschaffen. Lange blieb das Suchen erfolglos. Endlich gelang es, den Packesel einer Obsthändlerin zu entdecken, der einigermaßen geeignet erschien, den Priester zu tragen. Der Esel wird angeschirrt, mit einer goldgestickten Sammtdecke behangen und zum Palast des Papstes geführt. Der Kämmerer besteigt ihn, der Zug setzt sich in Bewegung und der Herrscher der Franzosen kann nun die Kaiserkrone empfangen. S.

Der Lorbeerbaum. — Nicht Höhe und Dicke haben dem Lorbeerbaum zu seinem hohen Ansehen verholfen, sondern sein schlanker Wuchs und die Schönheit seiner Zweige. Dieselben tragen in der elegantesten Abwechslung lanzettförmige, dunkelgrüne feste Blätter und gelblich-weiße Blumen, aus denen eine schwarz-blaue Steinfrucht (gleich einer Beere) entsteht. Die einfache Schönheit des Baumes wird noch erhöht durch den gewürzhaften Geruch, der ihn in allen Theilen erfüllt, daher man die Blätter auch als Würze in Speisen braucht. Der berühmte Botaniker Unger hat den Lorbeerzweig zum Modelle seiner idealen Urpflanzen genommen. Der Lorbeerbaum ward bei den Alten besonders hoch in Ehren gehalten und galt als dem Apollo heilig, der sich auch, sowie sein Sohn Aeskulap, mit Lorbeerzweigen bekränzte. Da Apollo der Gott der Dichtkunst und überhaupt der Wissenschaften war, so wurden auch die Dichter mit Lorbeerkränzen geschmückt, und Diejenigen, welche die Orakel befragten, setzten Lorbeerkränze auf. Ueberhaupt brauchte man Lorbeerblätter, um durch das Kauen derselben eine Sehergabe zu gewinnen; auch weissagte man aus dem Knistern brennender Lorbeerzweige. Den Feldherren, welche aus einem Kriege siegreich zurückkehrten, ward eine Lorbeerkrone (corona laurea) aufgesetzt. Die Sitte, Dichter und Gelehrte überhaupt mit Lorbeer zu kränzen, erstreckte sich später auch auf jüngere Gelehrte, daher für diese der Name Baccalaureus, d. h. bacca laureatus, Belorbeerter, mit Lorbeer Bekränzter. Als geheiligter Baum ward der Lorbeer von den alten Römern um Tempel, um die Paläste der Kaiser und die Wohnungen der Priester gepflanzt, da er auch noch überdies gegen das Einschlagen des Blitzes schützen sollte. S.

Zwei Hutgeschichten von Karl II. von England. — William Penn, der Kolonisator Pennsylvaniens, war bekanntlich ein Quäker und als solcher gehalten, zu Jedermann „Du" zu sagen und vor Niemand den Hut abzunehmen. Eines Tages

wurde er von Karl II. empfangen und behielt natürlich seinen Hut auf; der König nahm hierauf seinen Hut vor Penn ab. „Ich bitte Dich, Freund Karl,“ versetzte Penn, „bedecke Dich doch mit Deinem Hute!“ — „Nein, Freund Penn,“ antwortete Karl, „in den Gemächern des Königs darf nach dem Brauche des Hofs nur Einer den Hut auf dem Kopfe behalten, und dieser Eine magst diesmal Du sein.“

Eines Tages war es Karl eingefallen, der Schulanstalt des Dr. Busby, die sich damals eines ziemlichen Rufs erfreute, einen Besuch abzustatten. Dr. Busby geleitete Se. Majestät durch die verschiedenen Klassen mit dem Hute auf dem Kopfe, während der König seinen Hut unter dem Arme hatte und hinter dem Doktor herwandelte. Als sich Karl beim Herausgehen von dem Doktor verabschiedete, bat ihn derselbe tausendmal um Entschuldigung, daß er während des Ganges durch die einzelnen Klassen den schuldigen Respekt habe vernachlässigen müssen. „Aber Majestät,“ fügte er hinzu, „ich konnte nicht anders handeln, hätten die Jungen gesehen, daß im Königreiche noch Jemand ist, der über mir steht und vor dem ich den Hut ziehen muß, so hätte mein Ansehen gelitten und ich wäre fortan nicht mehr im Stande, die Rangen im Zaume zu halten.“ B.-A.

Flachs und Hanf. — Die Verwendung des Flachses zu Geweben reicht in das hohe Alterthum hinauf. Schon im zweiten Buche Mosis ist vom Flachs die Rede; es wird berichtet, der Hagel habe in Egypten den Flachs und die Gerste vernichtet. Die Mumien Egyptens sind in Linnen eingehüllt; des Landes Priester kleideten sich in reines Linnen. In Griechenland und Rom, in Gallien und Hispanien finden wir in ältester Zeit das Gewebe des Flachses; in Rom wurden in den ältesten Zeiten wollene Stoffe getragen, später linnene. Plinius erzählt ausdrücklich, daß die Germanen und die Bataver linnene Kleider trügen. In Skandinavien bildeten zuerst Felle und grobe wollene

Gewänder die Bekleidungsstoffe; im neunten Jahrhundert trugen Fürsten und freie Bauern Linnen, doch nicht die Sklaven. Nach der alten Dichtung besucht der nordische Gott (Ase) Rig das Haus des Jarls, und findet Mann und Frau eifrig beschäftigt; der Mann dreht Saiten zu einer Bogensehne, die Frau glättet Linnen; später trägt die Frau dem Gaste ein Mahl auf und setzt es auf ein gesticktes Tischtuch von Flachsgarn. Man sieht also daraus, wie alt die Kunst der Linnenweberei ist, da sie sogar bis in die Göttersage zurückreicht. — Der Hanf wurde ebenfalls schon sehr frühe gebaut. So erzählt Herodot, daß man in Thrazien ihn kultivire und zu Kleidern verarbeite; in Griechenland, Rom und Gallien fertigte man Säcke, Segeltücher &c. aus Hanf; Plinius gedenkt bereits einer gallischen Stadt, die durch ihren Hanfbau berühmt war. In Afrika wird er wie Tabak geraucht und im Morgenlande auch zu einem berauschenden Getränk benutzt (Haschisch). Das berühmte Nepenthe der Alten, ein Getränk, nach dessen Genusse man alles Unangenehme vergessen haben und heiter gestimmt worden sein soll, wurde ebenfalls aus Hanfblättern bereitet. S.

Ein Zug Peters des Großen. — Peter der Große besuchte einst auf seinen Reisen den berühmten lothringischen Mechanikus und Ingenieur Franz Thomas, bewunderte seine Erfindungen und machte ihm den Vorschlag, in seine Dienste zu treten und ihm nach Rußland zu folgen. — Ehe der Künstler noch antworten konnte, sagte oder that der in der Begleitung des Zaren befindliche Kanzler etwas (die Geschichte hat uns das Nähere nicht aufbewahrt), wodurch Peter so aufgebracht wurde, daß er den Kanzler bei der Gurgel ergriff und der Länge nach zu Boden warf. „Wenn Ew. Majestät," fing nunmehr Thomas an, „Ihren Kanzler auf diese Weise behandeln, so —" Peter wurde feuerroth im Gesichte, kehrte sich um und verließ das Haus, ehe der Mechaniker seine Aeußerung vollendet hatte. B.-A.

Patrone und Klienten. — Ein eigenthümliches Verhältniß bei den Römern war das von Patronen zu Klienten; in den früheren Zeiten hatte es das hörige Verhältniß der Klienten (Schützlinge) zu ihren Patronen (Beschützern) mit sich gebracht, daß jene ihren Gönnern die Aufwartung zu machen hatten. Später, als dieses Band sich gelockert hatte, wollte aber doch immer noch jeder reiche und eitle Mann ein dienstfertiges Hofpersonal um sich haben, das ihn auf seinen Ausgängen begleitete und am Morgen unterthänig begrüßte. Da diese Dienste täglich mit 25 As (Mark 1. 25) bezahlt zu werden pflegten, so fand sich stets eine Menge müßiger Menschen, welche die erheuchelten Zeichen der Anhänglichkeit zur Schau trugen. Schließlich bildete sich aus diesen Müßiggängern eine ganz besondere Klasse von Menschen, die sich oft sehr unnütz machten und endlich eine wahre Plage Rom's wurden. B.=A.

Königliches Kompliment. — Nachdem der Prinz von Condé die Schlacht von Senef gewonnen hatte, begab er sich nach Versailles, um dem König Ludwig XIV. seine Aufwartung zu machen. Bevor der Prinz zum Audienzsaal gelangen konnte, mußte er eine große Treppe ersteigen, was sehr langsam ging, da er schwer an der Gicht litt. In demselben Augenblicke, als er die ersten Stufen hinaufstieg, wurde oben der König sichtbar, der bereits auf den Prinzen wartete. „Sire, verzeihen Sie," rief daher der Feldherr, „wenn ich Sie warten lasse; ich kann leider nicht schneller ausschreiten!" — „O, mein Vetter," antwortete da aber der König, „beeilen Sie sich nicht, ich begreife sehr wohl, daß man nicht schnellfüßig sein kann, wenn man so mit Lorbeeren beladen ist wie Sie." B.=A.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.




Biblioteka Główna UMK
300020173816